
ANDOVER-HARVARD LIBRARY
AH 5D89 J


יהוה
INSTITVTIO THEOLOGICA
ANDOVER FVNDATA MDCCCVII
Ps. CXIX. 169.
כדברך הבינני
JOH. XVII. 17.
ὁ λογος ὁ σος αληθεια εστι
ΑΚΡΟΓΩΝΙ
ΟΥ ΧΡΙΣΤΟΥ

833, Niedner,

Dubois's Briefe

über den

Zustand des Christenthums in Indien,

in welchen

die Bekehrung der Hindus

als unausführbar dargestellt wird.

Aus dem Englischen übersetzt

mit Anmerkungen und erläuternden Nachträgen

von

D. A. G. Hoffmann

nebst

einer Vorrede

von

D. Joh. Friedr. Röhr.

Neustadt a. d. Orla,

Druck und Verlag von Johann Karl Gottfried Wagner

1824.

Vorrede.

Da die nachstehende Schrift in der Kritischen Prediger-Bibliothek (5. Bd. 2. H.) dem Publicum, das sich für den Gegenstand derselben interessirt, durch eine ausführlichere Anzeige empfohlen wurde, so erging an den Unterzeichneten der Wunsch, sie auch in dieser deutschen Uebersetzung mit einem Vorworte zu begleiten. Dieses Vorwort kann sehr einfach seyn. Denn eben in der gedachten Bibliothek hat sich der Unterzeichnete zu wiederholten Malen und, wie er meint, nicht ohne gehörige Erwägung der Sache über das, jetzt mit einem an sich sehr löblichen Eifer betriebene, christliche Missionswesen ausgesprochen und bis auf diesen Augenblick keinen Anlaß gefunden, sich einer veränderten Ansicht darüber hinzugeben. Er hat zur Abwehr der ungerechten Verunglimpfungen, denen man sich in unsern Tagen von Seiten derer auszusetzen pflegt, deren überreizte und darum nicht

selten erfolglose Bestrebungen für das, was sie Christenthum nennen, man nicht theilen kann, auf das Bestimmteste erklärt: daß er die Verchristlichung der heidnischen Welt für eine der ersten und heiligsten Aufgaben aller derer hält, welchen das himmlische Licht des Evangeliums leuchtet, und daß der das Christenthum selbst, das vom Anbeginne nur durch Mission d. h. durch das lebendige Wort der unter die Völker der Erde hintretenden Lehrer desselben zu einem Gemeingute der Menschheit wurde, nicht nach Gebühr ehren und schätzen könne, der nicht ein Freund christlicher Missionsanstalten ist. Dabei hat er aber auch unumwunden eingestanden, daß ihm die christlichen Missionare, welche bis jetzt in England, Deutschland und der Schweiz auf bekannte Weise gebildet werden, zu ihrem wichtigen Geschäfte nicht tauglich erscheinen, daß sich in ihre Schulen und in die daselbst gangbaren christlichen Ansichten ein Geist eingeschlichen hat, welcher der ächte Geist des Evangeliums nicht ist, und daß die Berichte, welche in Missionsmagazinen aller Art über die Wirkungen zu lesen sind, die die Zöglinge dieser Schulen unter den Heiden und besonders unter den orientalischen Völkern hervorbringen sollen, näher betrachtet höchst geringfügig erscheinen und mittelst einer demüthigen Ruhmredigkeit um Vieles übertrieben werden. Zum Beweise dessen dient nun besonders die Schrift des ehrwürdigen Missionar Dubois, eines Mannes, der

vermöge seines (S. 81 der Uebersetzung näher geschilderten) Charakters und Kraft der von ihm beigebrachten Thatsachen, sowie nach der ganzen Farbe seiner Erzählung einen hohen Grad von Glaubwürdigkeit verdient; und wenn dadurch auch Nichts weiter gewonnen würde, als Wahrheit in Gegenständen, wo so viel Täuschung herrscht und geflissentlich unterhalten wird, so wäre schon das ein großer Gewinn. Aber weit größer wäre unfehlbar der, wenn man, durch solche Stimmen belehrt, die Missionsache besser und zweckmäßiger angriffe als bisher, wenn man die Missionsschulen zu Anstalten zu erheben suchte, die dieses Namens wahrhaft werth wären, wenn man besonders von Seiten der christlichen Regierungen die mannichfaltigen und großen Hindernisse zu beseitigen beflissen wäre, welche sich der Verbreitung des Evangeliums in nichtchristlichen Ländern nicht eben vorzüglich durch die Schuld ihrer Bewohner entgegenstellen, und das ganze Missionswesen zu einer durch allseitige und tüchtige Maßregeln betriebenen Angelegenheit des ganzen christlichen Europa machte. Dann würden sich gewiß nicht Individuen zu Missionaren hergeben, denen man in ihrem eigenen Vaterlande mit nur einiger Gewissenhaftigkeit vielleicht nicht die geringste Dorfschule zur Leitung überließe, sondern Missionare von so viel Geist, Talent und Kenntniß als von heiliger Wärme für die Sache des Christenthums, Missionare, wie einst ein Hans

Egede, ein Thomas von Westen u. s. f. und jetzt ein Marsden in Neuholland, würden in bedeutender Anzahl aufstehen und die christliche Welt mit den herrlichsten Früchten ihrer besonnenen Thätigkeit überraschen und erfreuen. Möge zu diesem freilich noch sehr entfernt liegenden Ziele Dübois Schrift mit hinführen helfen und so auch der an ihre reichere Ausstattung gewandte rühmliche Fleiß ihres deutschen Uebersetzers aufs Schönste belohnt werden.

D. J. F. Röhr.

Vorwort des Verfassers.

Diese Briefe sind zu verschiedenen Zeiten an Freunde geschrieben, welche des Verfassers Meinung über die darin abgehandelten Gegenstände wissen wollten. Zwei derselben, der zweite und dritte, waren an einen geistlichen Obern der herrschenden Kirche, einen gelehrten und vorurtheilsfreien Mann gerichtet, welcher so wenig an der Aufrichtigkeit und Freimüthigkeit, womit der Verfasser seine Gefühle aussprach, Anstoß nahm, daß er geruhete, ihm dafür unverdienten Dank zu zollen. Die andern waren an Freunde gerichtet, welche auf gleiche Weise mit der unabhängigen, offenen und unparteiischen Behandlungsart des Gegenstandes zufrieden waren und zur Bekanntmachung des Ganzen ermunterten, um das Publicum zu belehren, bei welchem manches Mißverständniß herrscht, hauptsächlich in Folge mancher irrigen

Angaben, die in den letzten Jahren daheim von manchen wohlgesinnten Schriftstellern bekannt gemacht wurden. Durch warmen Eifer verleitet, halten sie irriger Weise ihren eignen religiösen Glauben für die gemeinschaftliche Fahne, der das ganze Menschengeschlecht folgen solle und ob sie gleich Nichts oder sehr Wenig von der unüberwindlichen Anhänglichkeit des indischen Volkes an seine Religion und Sitten wissen, wähnen sie sich fähig, die unübersteiglichen religiösen Vorurtheile der Hindus zu überwinden und sie auf ein Mal zu ihrem eignen Glauben zu bringen.

Der Verfasser hat versucht, so weit es ihm seine sehr unvollkommene Kenntniß der englischen Sprache verstattete, das Verwegene einer solchen Unternehmung mit Freimüthigkeit, Offenheit und Redlichkeit darzuthun. Seine Ansichten von dem Gegenstande sind hervorgegangen aus der Erfahrung eines zwei und dreißigjährigen vertraulichen und völlig ungezwungenen Umganges mit den Eingebornen Indiens von allen Kasten, Religionen und Ständen, innerhalb welcher Zeit er, um ihr Vertrauen zu gewinnen und Verdacht möglichst weit zu entfernen, beständig gelebt hat wie sie, indem er sich in ihre Sitten, Gebräuche und die meisten ihrer Vorurtheile in Klei-

dung, Nahrung, in ihre Regeln der Höflichkeit und guter Lebensart und in ihre Art des Verkehrs mit der Welt fügte. Aber dieser Zwang, unter welchem er in einer so langen Periode seines Lebens lebte, hat sich für ihn von keinem Nutzen bewiesen die heilige Angelegenheit zu fördern, für welche er als Religionslehrer angestellt war. Während dieser Zeit hat er vergeblich, bei seinen Anstrengungen die Sache des Christenthums zu fördern, den Boden Indiens mit seinem Schweiße und oft mit seinen Thränen benetzt, wenn er die völlig unübersteigliche Hartnäckigkeit des Volkes sahe, mit welchem er zu thun hatte, bereit ihn mit seinem Blute zu tränken, wenn dieses die Ueberwältigung des unüberwindlichen Widerstandes vermocht hätte, mit welchem er bei seiner Arbeit, einige Funken des evangelischen Lichtes zu verbreiten, allenthalben zu kämpfen hatte. Allenthalben fiel der Saame, den er ausstreute, auf einen nackten Fels und wurde augenblicklich entführt.

Zuletzt voller Verdruß über die gänzliche Nutzlosigkeit seiner Bemühungen, und von seinem grauen Haare daran gemahnt, daß es hohe Zeit sei, an seine eigenen Interessen zu denken, ist er nach Europa zurückgekehrt, um die wenigen Tage, welche er noch zu leben haben mag, in Zurückgezo-

genheit hinzubringen und sich bereit zu machen, seinem Erlöser Rechenschaft zu geben.

Diese Briefe werden dem Publicum, um dessen Nachsicht der Verf. hauptsächlich für das bittet, was im Style fehlerhaft erscheinen sollte, ohne Ansprüche vorgelegt. Was der Verf. aufstellt, ist nicht vom Hörensagen; es ist das Resultat einer langen und aufmerksamen Erfahrung; und er wird sich für seine Beschwerden hinreichend belohnt fühlen, wenn seine offenen und leidenschaftslosen Angaben einem liberalen und nachsichtigen Publicum von einigem Nutzen seyn sollten.

London, den 19. Juni 1823.

Verbesserungen.

Seite 81. Zeile 17. v. u. l. E. st. E.
— 94. — 1. v. u. l. 75. st. 71.
— 129. — 11. v. o. l. Puranas st. Puranes.
— 130. — 8. v. u. l. und da seine Ansicht.
— 132. — 2. v. o. l. dieser Art heiligen Kampfes.
— 146. — 9. v. o. l. der Sitten.
— 147. — 11. v. u. l. denn als den.
— 157. — 11. v. u. l. Jesuitenorden.
— 157. — 10. v. u. l. Protestanten errichtet.
— 158. — 13. v. o. l. Hunderttheile.
— 160. — 25. v. o. l. Jaghernat.

Erster

Erster Brief.

An W. J. Esquire. — Mysore.

Mein werther Herr!

Vor Kurzem, als ich mich mit Ihnen über das Proselytenwesen in Indien unterhielt, welches neuerdings die Aufmerksamkeit des englischen Publicums in einem hohen Grade angezogen und unter aufgeklärten Männern zu mancher Erörterung Anlaß gegeben zu haben scheint, zeigten sie Ihr Erstaunen über die Freisinnigkeit meiner Meinungen und um sie zu rechtfertigen, versprach ich Ihnen eine fernere schriftliche Auseinandersetzung meiner Ansichten. Ich will jetzt versuchen mein Versprechen zu erfüllen, wenn nicht mit Geschicklichkeit, doch wenigstens mit Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit.

Die betreffende Frage kann auf diese zwei Puncte zurückgeführt werden: Erstlich ist es möglich, unter den Eingebornen Indiens wahrhafte Proselyten des Christenthums zu gewinnen? Zweitens werden die für diesen Zweck angewendeten Mittel und vor Allem die Uebersetzung der heiligen Schriften in die Sprachidiome des Landes wahrscheinlich zu diesem wünschenswerthen Ziele führen?

Beide Fragen muß ich verneinend beantworten; es ist meine entschiedene Meinung, erstlich, daß es unter den vorhandenen Umständen keinem Menschen möglich ist, die Hindus zu irgend einer christlichen Secte zu bekehren, und zweitens, daß die unter ihnen cirkulirende Uebersetzung der heiligen Schriften so wenig zu diesem Endzwecke nützt, daß sie vielmehr die Vorurtheile der Eingebornen gegen die christliche Religion noch vermehrt und ihr in mancher Hinsicht nachtheilig ist. Diese Behauptungen aus dem Munde einer Person meines Berufes wird Manchem keck und merkwürdig vorkommen; ich will sie daher durch solche Argumente und Beweise unterstützen, mit welchen eine lange Erfahrung und Praxis in der Laufbahn des Bekehrungsgeschäftes mich hat versehen können.

Ehe ich weiter gehe, wird es nicht unpassend seyn, einige Worte über die Weise zu sagen, in welcher die christliche Religion zuerst in dieses Land gebracht, und von dem Fleiße, mit welchem ihre Interessen von den ersten Predigern berücksichtigt worden.

Die christliche Religion wurde in der Form des katholischen Kirchenglaubens in Indien vor Etwas mehr als 300 Jahren, zur Zeit der Portugiesischen Invasionen eingeführt. Einer der ersten Missionarien war der berühmte heilige Franciscus Xavier, ein spanischer Jesuit von den größten Verdiensten und beseelt von einem wahrhaft apostolischen Eifer und noch bekannt unter dem Namen des Apostels von Indien. Er durchzog mehrere Provinzen Indiens, und soll mehrere Tausende bekehrt haben zu einer Zeit, wo die Vorurtheile der Eingebornen gegen die christliche Religion noch lange nicht die Höhe erreicht hatten, auf welcher sie jetzt stehen. Die Kaste der Fischer auf dem Kap Comorin, welche aus lauter Christen

besteht, rühmt sich noch immer damit, daß unter ihr die Nachkommen der ersten Proselyten seien, welche der Apostel gemacht hatte.

Xavier entdeckte bald in den Sitten und Vorurtheilen der Eingebornen ein unübersteigliches Hinderniß für die Fortschritte des Christenthums unter ihnen, wie aus seinen noch vorhandenen, gedruckten Briefen erhellt, welche er an den heil. Ignatius von Loyola, seinen Obern, und Gründer des Jesuitenordens schrieb.

Zuletzt verließ Franciscus Xavier durch die unüberwindlichen Hindernisse, auf welche er überall in seiner apostolischen Laufbahn stieß, und durch die offenbare Unmöglichkeit, wahre Convertiten zu gewinnen, gänzlich entmuthigt, das Land mit Widerwillen nach einem nur zwei- oder dreijährigen Aufenthalte in demselben; er schiffte sich nach Japan ein, wo seine geistlichen Arbeiten mit einem weit größern Erfolge gekrönt wurden, und legte den Grund der einst so zahlreichen und blühenden Gemeinden der japanesischen Christen, welche innerhalb eines Zeitraumes von weniger als hundert Jahren bis über eine Million Seelen anwuchsen. Um jene Zeit aber, da ihre täglich wachsende Anzahl die Religion des Landes umzustürzen drohte, erwachte die Eifersucht und die Unruhe der Bonzen und anderer Aufseher des Volksglaubens und veranlaßte eine der heftigsten Verfolgungen, deren irgend in den Jahrbüchern des Christenthums gedacht wird, und welche mit der gänzlichen Vertilgung der Christen endete. Nach einem Zeitraume von etwa 200 Jahren hat sich dieser Geist der Unduldsamkeit und Verfolgung noch immer erhalten, wie aus dem Betragen der heutigen japanesischen Regierung gegen die Europäer, welche an ihrer Küste Handel treiben, und aus einigen andern Umständen zu ersehen ist.

Das Mißgeschick und der Mangel an Erfolg bei Xavier sollte hinreichend gewesen seyn, um den brennendsten

Eifer der Leute zu dämpfen, welche geneigt waren, in dieselbe Laufbahn zu treten. Wenn einem Manne von seiner Gemüthsart, seinen Talenten und Tugenden alle seine Bemühungen, das Christenthum in Indien einzuführen, fehlschlugen, so konnten sich seine Nachfolger kaum mit der Hoffnung schmeicheln, glücklicher zu seyn. Indessen war dieß nicht der Fall. Seine Ordens-Brüder, die Jesuiten in Europa ließen sich nicht durch die Schwierigkeiten oder Widersprüche bei einem Unternehmen abschrecken, wo die Sache der Religion auf dem Spiele stand. Es wurden demnach von einem jeden katholischen Lande Jesuiten nach Indien gesandt, die Interessen des Evangeliums zu fördern.

Allgemach begaben sich diese Missionarien in das Innere des Landes. Sie sahen, daß es bei der Absicht, die Aufmerksamkeit des Volkes zu fixiren, sein Vertrauen zu gewinnen und Gehör zu finden, durchaus nothwendig sei, seine Vorurtheile zu schonen, und sogar seine Kleidung, seine Weise zu leben und die gesellschaftlichen Formen nachzuahmen, kurz die Gebräuche und Gewohnheiten des Landes sorgfältig anzunehmen.

In dieser Ueberzeugung kündigten sie sich sogleich vom Anfange an als europäische Brahminen an, welche aus einer Entfernung von 5000 Lieues von den westlichen Theilen von Dschambudy herkämen, mit dem doppelten Zwecke, Belehrung auszutheilen und von ihren Brüdern, den Brahminen in Indien, zu empfangen. Fast alle diese Missionarien waren mehr oder weniger bekannt mit Astronomie oder Medicin, diesen zwei Wissenschaften, welche am Beßten berechnet waren, sie bei den Eingebornen jeder Art beliebt zu machen.

Nachdem sie sich als Brahminen angekündigt hatten, befleißigten sie sich, diese Kaste nachzuahmen: sie legten ein

Hindukleid an von gelber Farbe,*) von der Art, wie es die indischen Religionslehrer und Büßenden zu tragen pflegen; sie unterwarfen sich häufigen Lustrationen; wo sie sich öffentlich zeigten, legten sie Teig von Sandelholz auf ihre Stirn, wie es bei den Brahminen gebräuchlich ist.**) Sie

*) Dubois gebraucht zur Bezeichnung der Farbe das indische Wort cavy; dieß bedeutet dunkelgelb, so daß es sich dem Rothen nähert. Diese Farbe tragen vorzugsweise nicht allein die dem Schiwa und Wischnu Geweiheten, sondern auch alle diejenigen, welche überhaupt mit der Religion zu thun haben, also die Fakirs, Gurus und die sämmtliche indische Geistlichkeit. Es verhält sich also mit der gelben Tracht der indischen Geistlichen wie bei den unsrigen mit der schwarzen Kleidung.

**) Das Sandelholz wird bei vielen Ceremonieen des indischen Volkes gebraucht; so z. B. bei der Verehlichung des Brahminen, wo dieser unter Anderem den Knöchel seiner Braut mit der rechten Hand faßt und ihn mit einem kleinen Steine in Berührung bringt, den er in der linken Hand hält und welcher Sandelstein genannt wird, sonder Zweifel deßhalb, weil es eine aus diesem wohlriechenden Holze gebildete Masse ist. Der hier vom Verf. angeführte Gebrauch ist bei den Indiern ein nothwendiges Stück von Bildung und Lebensart. Die Hindus haben nämlich die Eigenthümlichkeit, die Stirn, auch wohl andere Theile des Körpers mit Emblemen zu versehen; nur wer in Trauer ist, sich noch nicht gebadet und noch nicht gegessen hat, trägt die Stirn rein, und es würde für eben so unanständig gelten, sich mit unbemahlter Stirn in einer Gesellschaft einzufinden oder einer angesehenen Person aufzuwarten, wie in Europa mit ungekämmten Haaren und nachlässig gekleidet in gebildeten Kreisen zu erscheinen. Der größre Theil der Hindus hat dabei aber noch abergläubische Zwecke. Die Embleme selbst sind Theils allgemein verbreitet, Theils gewissen Kasten eigenthümlich, Theils nur in einigen Gegenden gewöhnlich. Die einfachste und zugleich die häufigste Art derselben heißt Pottu und besteht bloß in einem Kreise von etwa einem Zoll im Durchmesser mitten auf der Stirn,

enthielten sich sorgfältig jeder Art animalischer Speise ebensowohl als berauschender Getränke, und nährten sich gleich den Brahminen lediglich von Vegetabilien und Milch; sie sind mit einem Worte nach dem Beispiele des heil. Paulus (1 Cor. 9, 20. 21.) „den Juden geworden wie Juden, auf daß sie die Juden gewönnen; denen aber, welche ohne Gesetz waren, wie gesetzlos. Sie sind Allen Alles geworden, damit sie auf alle Weise Jemand retteten.“ Durch ein solches Leben von fast unglaublichen Entbehrungen und Einschränkungen geschah es, daß sie sich bei diesem Volke einschmeichelten.

Recht achtsam auf die unveränderliche Liebe der Eingebornen zu ihren eignen Sitten und Gewohnheiten, machten sie es zu ihrem Hauptstudium, das Gefühl derselben nicht durch einen gemeinsamen Angriff auf alle ihre abergläubischen Meinungen, womit die meisten ihrer Sitten befleckt waren, zu verletzen, sie hielten es für klüger, im Anfange einige derselben zu übersehen und eine günstigere Zeit abzuwarten, um die Bekehrten über diesen Gegenstand zu belehren. Ihr Vorwand, ihre Talente, ihre Tugenden, vor Allem ihre Uneigennützigkeit machten sie sogar den Hindu-Fürsten angenehm, welche voller Erstaunen über das Neue und Besondere des Umstandes diesen außerordentlichen Menschen ihren Schutz angedeihen ließen und ihnen volle Freiheit gaben, ihre Religion zu predigen und Proselyten derselben zu machen.

Die Jesuiten begannen ihr Werk unter diesen günstigen Auspicien und machten eine große Anzahl Convertiten

---

und zwar von rother, zuweilen schwarzer oder gelber Farbe. Den von der letztern Farbe drückt man mit einer Masse auf, welche aus gepulvertem und etwas flüssig gemachten Sandelholze besteht. Dieß ist es offenbar, was der Verf. im Auge hatte.

unter allen Kasten der Hindus in den Gegenden, wo ihnen die freie Ausübung ihrer religiösen Functionen zugestanden war. Es erhellt aus den authentischen Listen, welche etwa siebenzig Jahr nachher angefertigt wurden, daß die Anzahl der Christen unter den Eingebornen in diesen Gegenden folgende war: in Marawa etwa 30,000, in Madura etwa 100,000, in Carnatic 80,000, in Mysore 35,000. Heutigen Tages ist verhältnißmäßig in diesen Districten kaum der dritte Theil jener Anzahl zu finden. Ich habe gehört, daß die Zahl der Bekehrten an den Küsten von Goa bis zum Cap Comorin*) noch weit ansehnlicher war; allein von diesen habe ich keine authentischen Listen gesehen.

Während die Angelegenheiten vermöge der Jesuiten-Missionarien so günstig sich gestalteten, wurden von mehrern Seiten harte Klagen gegen sie an den heiligen Stuhl in Rom gebracht. Die Ankläger waren vornehmlich Mönche aus andern religiösen Orden, welche zu Goa und Pondichery sich aufhielten und die Jesuiten der strafwürdigsten Nachsicht beschuldigten, daß sie nämlich alle Arten von gö-

*) Die Namen der Länder, Städte u. s. w. sind in der Regel unverändert so beibehalten, wie der Verf. sie geschrieben hatte, und zwar aus dem Grunde, weil sie auf allen unsern neuern Charten eben so bezeichnet sind. Nur wo wir vermöge der Missionsstationen oder auf irgend eine andere Weise einmal einen deutschen Namen besitzen, habe ich diesen gewählt. Wenn aber etwa indische Worte vorkommen, sind diese stets nach der deutschen Aussprache angeführt. Da die englische Schreibart morgenländischer Wörter bekanntlich, besonders in den Reisebeschreibungen, oft so schwankend ist, daß selbst der Orientalist erst nach längerm Untersuchen das Richtige trifft, sollte man in deutschen Uebersetzungen englischer Werke stets die von den meisten deutschen Orientalisten befolgte Schreibart gebrauchen. Denn ist ein morgenländischer Ausdruck nach der sehr unbestimmten englischen Schreibweise geschrieben, so wird ihn ein deutscher Leser nur selten ganz richtig auffassen.

tzendienerischem Aberglauben unter ihren Proselyten duldeten und nachsähen, und daß sie mehr Bekenner des götzendienerischen Cultus der Hindus geworden wären, indem sie sich nach vielen ihrer Eigenheiten und superstitiösen Meinungen richteten, als die Indier zu Bekennern der christlichen Religion gemacht hätten.

Die Beschwerden hatten allerdings einigen Grund, obgleich nicht in der Ausdehnung, als es die Ankläger angaben, deren Vorstellungen im Ganzen mehr aus Motiven des Neides und der Eifersucht gegen die Jesuiten, als aus einem wahren, uneigennützigen Eifer für die Sache der Religion entsprungen zu seyn scheinen.

Diese oft wiederholten Beschuldigungen gaben zu einem langen und lebhaften Briefwechsel zwischen den betreffenden Partheien Anlaß, in welchem die Jesuiten bei der Erörterung ihres Betragens vor dem heiligen Stuhle nicht verhehlten, daß sie aus Gründen der Klugheit und um nicht Gefahr zu laufen, die Bekehrten zum Abfalle zu veranlassen und den Heiden mehr und mehr Vorurtheile gegen die neue Religion beizubringen, sich in die sehr unangenehme Nothwendigkeit versetzt gesehen hätten, viele tadelnswerthe Gewohnheiten nachzusehen und eine bequemere Zeit abzuwarten, um sie allmählig auszurotten. Zugleich setzten sie die Gefahren aus einander, welche nicht fehlen könnten, wenn das Gefühl der Hindus auf diesem außerordentlich zarten Puncte mit einem Male gänzlich verletzt würde, und die Gewohnheiten, über welche man mit Recht sich beklage, öffentlich bestritten und verworfen würden, ehe die christliche Religion in dem Lande vesten Fuß gefaßt habe. Sie bemühten sich, ihren Behauptungen Gewicht zu geben und ihr Verfahren durch das Beispiel der Apostel selbst zu entschuldigen, welche beim Beginnen ihrer apostolischen Laufbahn hinsichtlich der Vorurtheile der Juden und zur Beförderung ihrer Bekehrung es für klug erachteten, die Beschnei-

bung eben so wohl, als das Enthalten vom Blute und vom Erstickten, und die Beobachtung mancher anderer jüdischer Gebräuche unter ihnen zu dulden.

Alle diese und manche andere ähnliche Gründe erschienen dem heiligen Stuhle als nichtig und lediglich ausweichend; und die Jesuiten wurden zu guter Letzt beauftragt, die katholische Religion in aller ihrer Reinheit zu predigen und die abergläubischen Gewohnheiten, welche sie bis dahin unter den Neubekehrten geduldet hatten, ganz und gar zu unterdrücken.

Da die Jesuiten einsahen, daß das Befolgen solcher Vorschriften nicht allein allen fernern Bekehrungen ein Ende machen, sondern auch den Abfall einer großen Anzahl von Proselyten herbeiführen würde, sandten sie, bevor sie ihr Ziel aufgaben, Deputationen nach Rom, um den heiligen Stuhl über den Gegenstand aufzuklären. Dieser verdrießliche Streit, welcher zu manchen Zeiten mit größerer Heftigkeit geführt wurde, dauerte länger als vierzig Jahre, ehe er zu Ende kam.

Zuletzt sandte der regierende Papst, welcher die Sache beendigt wünschte, den Cardinal von Tournon nach Indien mit dem Titel eines apostolischen Legaten, um persönlich Untersuchungen über den Gegenstand anzustellen und dem heiligen Stuhle alle Details zu berichten. Der Cardinal landete zu Pondichery vor etwa 100 Jahren und bei seiner Ankunft sandte er nach einigen Hauptmissionarien, welche im Innern des Landes lebten, und nachdem er Alles genau erkundet hatte, machte er seinen Bericht an den Papst. Nach einigem fernern Aufschub erließ der berühmte und sehr gelehrte Benedict der Vierzehnte, welcher den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte und endlich diesem anstößigen Streite ein Ende zu machen wünschte, eine strenge Bulle oder Verordnung in mehrern Artikeln, in welcher er alle die von den Missionarien bisher geduldeten abergläu-

bischen Gewohnheiten (wovon eine Liste in der Urkunde enthalten war,) förmlich und ausdrücklich verdammte und verwarf und verlangte, daß die Missionarien, von welchem Orden oder von welchem Range sie auch seyn möchten, insgesammt durch einen feierlichen Eid vor einem Bischofe sich verpflichten sollten, sich allenthalben ohne alle Ausflüchte nach dem Geiste und dem Buchstaben der Verordnung zu richten; es wurde außerdem befohlen, daß der Befehl jeden Sonntag in allen Kirchen und Kapellen in Gegenwart der Gemeinde verlesen und bekannt gemacht und das Versprechen, sich demselben zu unterwerfen, von allen Bekehrten gefordert werden sollte.

Diese Befehle wurden mit Widerwillen angenommen; aber was die Jesuiten vorhergesehen hatten, traf ein: — ein großer Theil der Proselyten zog es vor der neuen Religion zu entsagen, als seine Sitten zu verlassen. Die Bekehrungen hatten ein Ende und die christliche Religion fing an wegen ihrer Intoleranz den Hindus verhaßt zu werden.

Zu demselben Zeit ereignete sich die Invasion der Europäer und die blutigen Kämpfe um die Herrschaft zwischen den Engländern und den Franzosen. Die Europäer, bis zu der Zeit den Eingebornen im Innern fast ganz unbekannt, drangen nach mehrern Richtungen und unter mancherlei Namen in alle Theile des Landes ein. Die Hindus fanden bald, daß jene Missionarien, deren Vorwand, deren Talente und sonstige Eigenschaften sie als solche außerordentliche Wesen, als Menschen aus einer andern Welt zu betrachten gewöhnt hatten, im Grunde nichts Anderes wären, als verstellte Franken (Europäer)*), und daß ihr

*) Frandschy (Franken) ist der Name, mit welchem die Europäer von den Eingebornen Indiens bezeichnet werden; er ist abgeleitet von dem Worte Frank und ist durch die Muhammedaner in Indien eingeführt worden. D.

Land, ihre Religion und ursprüngliche Erziehung dieselbe sei mit der der schnöden und verächtlichen Franken, welche unlängst in ihr Land gedrungen waren. Dieses Ereigniß versetzte dem Einflusse der christlichen Religion den letzten Streich. Keine Bekehrungen kamen mehr zu Stande; Abfall wurde fast allgemein in mehrern Gegenden; und das Christenthum wurde mehr und mehr ein Gegenstand der Verachtung und des Eckels, je nachdem die europäischen Sitten den Hindus besser bekannt wurden.

Um diese Zeit erfolgte nun die Unterdrückung des Jesuitenordens in Europa; und da die Anzahl von Missionären dort nicht mehr hinreichte, so bildete man eine nationale, elende Geistlichkeit, und vertrauete ihrer Sorge die Aufsicht über die übriggebliebenen Gemeinden an. Diese eingebornen Missionarien, welche den Vortheil eigner Erziehung entbehrend, der Erfahrung zufolge mehr an ihr eignes Interesse, als an das der Religion denken, genießen sogar unter ihren Schaafen nur wenig und unter den Eingebornen von andern Religionspartheien gar keine Achtung.

Dieß ist die kurze Geschichte von dem Anfange, dem Fortschreiten und dem Verfalle der christlichen Religion in Indien. Der schlechte Zustand, zu welchem sie jetzt zurückgebracht ist, und die Verachtung, in welcher sie steht, darf nicht übergangen werden. Es ist nämlich, wie oben erinnert worden, dort in dem Lande jetzt nicht mehr als ein Drittheil von Christen, welche man vor achtzig Jahren darin fand, und diese Anzahl vermindert sich täglich durch häufigen Abfall. Sie wird in kurzer Zeit zu Nichts hinschwinden, und wenn die Dinge so fortdauern, wie sie jetzt stehen, so fürchte ich, daß in weniger als funfzig Jahren keine Spur vom Christenthume unter den Eingebornen übrig seyn wird.

Die christliche Religion, welche vormals etwas Gleichgiltiges oder höchstens ein Gegenstand der Verachtung war,

ist jetzund, ich wage es zu sagen, fast ein Gegenstand des Schreckens. Es ist gewiß, daß während der letzten 60 Jahre Keiner, oder doch nur sehr Wenige bekehrt werden sind. Die Christen aber, welche noch jetzt in verschiedenen Theilen des Landes angetroffen werden, und deren Anzahl sich, wie ich eben erinnert habe, tagtäglich verringert, sind die Nachkommen von den durch die Jesuiten vor dieser Periode Bekehrten. Die sehr geringe Zahl von Proselyten, welche man noch von Zeit zu Zeit an sich zieht, findet man in den niedrigsten Kasten; es sind Individuen, welche wegen ihrer Laster oder wegen ärgerlicher Uebertretungen ihrer Gebräuche aus ihren Kasten gestoßen, nachher von Jedermann als geächtete Menschen verabscheut werden und keine andre Hilfsquelle übrig behalten haben, als sich zu den Christen zu wenden, um neue Verbindungen in der Gesellschaft zu knüpfen und Sie können sich leicht denken, daß ein solcher Verein des Auswurfs und der Hefe der ganzen Gesellschaft einzig dazu dient, die von den Hindus gegen das Christenthum gehegte Verachtung und ihren Widerwillen zu vermehren.

In der That, wie kann unsere heilige Religion mitten unter so vielen unübersteiglichen Hindernissen gedeihen? Eine Person, welche sie annimmt, wird proscribirt und geächtet; sie löset mit einem Male Alles das, was sie an das Leben fesselt. Ein Gatte, ein Vater ist sofort von seiner eignen Gattin und seinen Kindern aufgegeben und verlassen, welche sich hartnäckig weigern, mit ihren entehrten Verwandten ferneren Umgang zu pflegen. Ein Sohn wird unbarmherzig aus der väterlichen Wohnung vertrieben und gänzlich von denen verlassen, welche ihn zeugten.

Durch die Annahme der christlichen Religion also verliert ein Hindu Alles. Verwandte, Angehörige, Freunde — alle verlassen ihn! Güter, Besitzungen, Erbschaft, alles verschwindet!

Wo ist der Mensch, welcher mit cynischer Geistesstärke hinreichend ausgerüstet wäre, solche harte Prüfungen zu ertragen?

Schon der Name des Christen trägt den Mackel der Ehrlosigkeit an sich; und schon der Antrag, sich zum Christenthume zu bekehren, wird von jedem gebildeten Hindu als eine sehr starke Beleidigung betrachtet, welche sogleich geahndet wird, wovon ich zu wiederholten Malen Zeuge war. Ein solcher Vorschlag muß stets mit der größten Klugheit und Umsicht gemacht werden, um sich nicht dem ernsten Tadel derjenigen auszusetzen, an welche er gerichtet war.

Voller Aufmerksamkeit auf die Denkart der Hindus in diesem Stücke, und überzeugt, daß erzwungene religiöse Controversen mit ihnen zu Nichts helfen können, und gewöhnlich nur schlechten Erfolg haben, ist es immer mein Grundsatz gewesen, niemals bei den Besuchen, welche ich von Zeit zu Zeit von den Heiden aus jeder Kaste bei der Visitation meiner verschiedenen Gemeinden erhielt, ihnen mit religiösen Gegenständen beschwerlich zu fallen, wenn ich nicht, was oft der Fall war, von ihnen dazu gedrängt wurde; sehr Viele von ihnen lieben Gespräche über Religion, einige aus Neugierde, aber eine größere Anzahl aus Eitelkeit, um eine Gelegenheit zu finden, ihre vermeintliche Gelehrsamkeit auszukramen, ebenso auch, um mit der Gelehrsamkeit und den geistigen Hilfsmitteln ihrer Gegner bekannt zu werden.

Wurde ich über diesen Gegenstand angegriffen, so zwang mich die Nothwendigkeit der Vertheidigung in Discussionen einzugehen, und die Vortrefflichkeit der christlichen Religion gegen die Absurditäten des Heidenthums ins Licht zu setzen; ich bediente mich aber zu diesem Zwecke einer so kurzen, deutlichen und einfachen Art zu schließen, als von meinen Zuhörern gefaßt werden konnte; denn tiefe und gelehrte Argumente konnten von ihnen nicht verstanden werden.

Wenn bei solchen Gelegenheiten die Argumente meiner Gegner zur Vertheidigung ihrer eignen Religion erschöpft waren und sie Nichts mehr zu sagen wußten, so ermangelten sie gewöhnlich nicht, mit der feierlichen und nach ihrer Ansicht unumstößlichen Anklage zu enden, und sie mit ihrem Schlusse zu verbinden, indem sie mit großer Freude und Emphase schrieen: „Zuletzt, Eure Religion ist die Religion der Franken!“ Indessen enthielten sie sich aus einem Gefühle der Achtung, oder vielleicht aus Klugheit, in meiner Gegenwart den zweiten Theil dieser starken Sentenz hinzuzufügen, nämlich „und Alles, was aus einer so unreinen Quelle kömmt, muß völlig schlecht seyn.“

Inzwischen, wenn ich genöthigt werde, religiöse Disputationen mit Heiden zu halten, ahme ich keineswegs das abschreckende und erbitternde Verfahren mancher unhöflichen und intoleranten Personen meines Standes nach, welche von einem warmen, aber falschen und zuweilen gefährlichen Eifer angespornt, vom ersten Anfange an, wenn sie über Religion mit den Heiden disputiren, ihre Argumente mit den schmähenden und beleidigenden Phrasen eröffnen: „Alle Eure Götter sind nichts Anderes, als Dämonen, Ihr alle werdet in die Hölle kommen, um in ewigen Flammen das Verbrechen Eurer Abgötterei zu büßen;“ und ähnlicher tadelnder Rede. Ein solcher Ausdruck des Tadels und der Beleidigung dient, wie man leicht denken kann, bloß dazu, eine Erwiederung von Blasphemieen gegen die christliche Religion und ihren göttlichen Stifter zu veranlassen, und das Christenthum selbst, seine Lehrer und seine Bekenner den Eingebornen mehr und mehr verhaßt zu machen.

In meinen religiösen Controversen vergesse ich niemals den Anstand, die Ruhe, die Nachsicht und die gegenseitige Achtung, welche immer bei solchen Umständen beobachtet werden sollten und vermeide sorgfältig Alles das, was ohne guten Erfolg das Gefühl und die Vorurtheile meiner

Gegner verletzen könnte; und wenn ich keine andere Frucht von meiner Mühe habe, als daß sie wider Willen meinen einfachen Argumenten beipflichten, so kann ich zuletzt mich rühmen, daß ich bei solchen Gelegenheiten geduldige und muntere Zuhörer erhalte, und daß wir beide, meine Gegner und ich, in gutem Vernehmen von einander scheiden, zufrieden über die gegenseitige Hochachtung, mit welcher die Disputation beendigt worden. Doch wir kehren zurück.

Die christliche Religion ist in der jetzigen Zeit so verhaßt geworden, daß in einigen Gegenden des Landes ein Hindu, welcher etwa Freunde oder Verwandte unter den dieser Religion zugethanen Eingebornen haben sollte, es im Publicum nicht zu gestehen wagt, weil er sich einem harten Verweise darüber aussetzen würde, daß er freundschaftlichen Verkehr mit einem nach ihrer Meinung so entehrten Volke unterhält.

Dieses ist der Zustand der Herabwürdigung, zu welchem das Christenthum in dieser letzten Zeit herabgesunken ist, und welcher großen Theils dem unsittlichen und ungeregelten Betragen vieler Europäer in jedem Theile des Landes zugeschrieben werden muß. *)

---

*) Dasselbe beweiset Crawfurd (History of the Indian Archipelago T. II. c. III.) von der Herabwürdigung des Christenthums in Japan. „In keinem Lande Asiens, sagt er, haben sich die europäischen Kaufleute durch ihren Ehrgeiz und ihre Habsucht so verhaßt gemacht, als in Japan, wo nächst China die höchste Civilisation gefunden wird, wo die Europäer einst mit der geringsten Zurückhaltung empfangen wurden, und wo die Einrichtungen und Civilisationen von Europa schon die größten Fortschritte gemacht hatten. Durch ihren unmäßigen Eifer hatten schon die Portugiesen sich selbst und ihre Religion zum Gegenstande des Mißtrauens und der Verfolgung gemacht; allein dieser Zustand der Dinge hatte fast ein halbes Jahrhundert sich großen Theils wieder geändert und erst als die holländisch-ostindische Compagnie sich in Ja-

Außer den Christen katholischer Confession sind dort noch in einigen Theilen des Landes kleine Gemeinden von Lutheranern; aber sie sind, wenn es möglich ist, in einem noch höhern Grade der Verachtung als die erstern.

Die lutherische Mission wurde zu Tranquebar vor Etwas mehr als hundert Jahren eingerichtet. Es gab dort zu allen Zeiten unter den Missionarien dieser Glaubenspartei achtungswerthe Leute, ausgezeichnet durch ihre Talente und Tugenden; aber sie rückten nur unbedeutend in dem Bekehrungswerke vorwärts: es konnte nicht anders seyn, weil die protestantische Religion zu einfach in ihrem Gottesdienste ist, um die Aufmerksamkeit der Hindus zu reizen; denn da sie kein Gepränge, keine Pracht, keine äußerlichen Ceremonieen hat, wodurch sie einen starken Eindruck auf die Sinne zu machen fähig wäre, so mißfiel sie natürlich einem völlig sinnlichen Volke und hat nie ansehnliche Fortschritte gemacht.

Wenn eine von den verschiedenen Formen der christlichen Gottesverehrung geeignet ist, einen Eindruck zu machen und sich in dem Lande vestzusetzen, so ist es zweifelsohne die katholische Form, welche die Protestanten vermummte Abgötterei nennen: sie hat ein Puga oder Opfer; (die Messe wird von den Hindus Puga, d. i. wörtlich Opfer genannt;) sie hat Processionen, Bilder, Statuen, Tirtan oder Weihwasser, Fasten, Tittys oder Feste und Gebete für die Todten, Anrufung der Heiligen u. s. w., lauter Gebräuche, welche mehr oder weniger Aehn-

---

pan niedergelassen hatte, ward in Folge ihrer Intriguen die christliche Religion und der freie Verkehr mit Europäern für immer verboten." Die fremden Völker schließen natürlich aus dem Verhalten der Handelsgesellschaften auf den Charakter einer ganzen Nation und auf den innern Werth oder Unwerth ihrer Religion.

Aehnlichkeit mit den bei den Hindus gewöhnlichen haben. Da sogar eine solche Art des Cultus den Eingebornen so verwerflich geworden ist, darf man itzt wohl mit Grund erwarten, daß irgend eine von den einfachen protestantischen Glaubensparteien jemals bei ihnen gedeihen werde? Das Gegentheil hat bisher Statt gefunden. Ich habe aber bemerkt, daß die lutherischen Missionarien während eines Zeitraums von mehr als 100 Jahren keinen merkbaren Erfolg gesehen haben. Heutigen Tages sind ihre Gemeinden auf vier oder fünf reducirt; die bemerkenswerthesten sind eine zu Vepery unweit Madras, aus etwa fünf oder sechshundert Seelen bestehend; eine andere zu Tranquebar, welche etwa 1200 enthält; eine dritte zu Tanjore, etwa von derselben Anzahl Seelen, und eine vierte zu Trichinopoly von 300 oder 400.

Außerdem sind auch noch einige protestantische Christen, hauptsächlich in dem Districte Tinnivelly, aber in so kleiner Zahl zerstreuet, daß sie den Namen von Gemeinden nicht verdienen. Als ich vor 4 Jahren zu Vellore war, um eine an jenem Orte lebende zahlreiche Gemeinde zu besorgen, und erfahren hatte, daß die lutherischen Missionarien einen Catecheten oder eingebornen Religionslehrer auf diesem Posten für einen monatlichen Gehalt von fünf Pagoden *) hielten, wurde ich auf die Vermuthung gebracht, daß sie daselbst eine zahlreiche Heerde hätten; aber ich erstaunte nicht wenig, als ich beim Nachforschen fand, daß die ganze Gemeinde nur aus 3 Individuen bestand, namentlich einem Trommelschläger, einem Koche und einem Pferdeverleiher.

Mittlerweile glaube man nicht, daß diese kleinen Ge-

---

*) Pagode ist eine in Indien gebräuchliche Münze, deren Werth etwa 2 Thlr. 10 Gr. Conv. Geld beträgt; die neuerdings geprägten sind etwas geringer und gelten etwa 2 Thlr. 4 Gr. Conv. Geld.

meinden gänzlich aus bekehrten Heiden bestehen: wenigstens zur Hälfte bestehen sie aus abgefallenen Katholiken, welche zur lutherischen Confession in den Zeiten der Hungersnoth, oder aus andern eigennützigen Beweggründen übertraten.

Es ist an der Küste nichts Ungewöhnliches, Eingeborne zu finden, welche nach und nach von einer Religion zur andern übergehen, je nachdem es sich mit ihrem dermaligen Interesse verträgt. Auf meiner letzten Reise nach Madras wurde ich mit eingebornen Convertiten bekannt, welche regelmäßig alle 2 Jahre ihre Religion veränderten, und welche seit einer langen Zeit 6 Monate Katholiken und 6 Monate Protestanten zu seyn pflegten.

Außer der lutherischen Glaubenspartei sandten auch die Mährischen Brüder Missionarien nach Indien seit etwa 70 Jahren, um für ihre Religionsansicht Proselyten zu gewinnen. Aber sogleich bei ihrer ersten Ankunft in dem Lande erstaunten und erschracken sie so sehr über die unübersteiglichen, ihnen überall entgegentretenden Hindernisse, und wurden von der Unmöglichkeit, unter einem Volke von der Beschaffenheit, wie die Hindus sind, wahre Bekenner des Christenthums zu gewinnen, so sehr überzeugt, daß sie sehr weise ihren Vorsatz aufgaben, ohne auch nur einen Versuch gemacht zu haben. In der Folge versuchten sie die Wilden der Nicobar-Inseln zu bekehren, aber ohne Erfolg; endlich, nachdem sie zu Tranquebar, wo sie ihre vorzüglichste Niederlassung besaßen, und wo ich auch, als ich im J. 1793 an jenem Orte war, das Vergnügen hatte, ihnen häufig Besuche zu machen, während eines Zeitraumes von beinahe 60 Jahren verweilt hatten, wurden sie etwa vor 20 Jahren alle nach Hause zurückberufen und diese Partei besteht nicht mehr in Indien. *)

---

*) Ich habe öfters Gelegenheit gehabt, mit gebildeten Herrnhutern über die von der Brüdergemeinde un-

Was die neuen Missionarien verschiedener Secten betrifft, welche in den letzten Jahren in dem Lande erschienen sind, so seyn Sie übrigens versichert, daß, so weit meine Kenntniß dieses Gegenstandes reicht, alle ihre Arbeiten Proselyten zu machen, der glänzenden Berichte ungeachtet, welche einige von ihnen gegeben haben, bis jetzt mißlungen sind und daß ihr Glück bloß auf dem Papiere zu sehen ist.

Die Secte der Nestorianer in Travancore ist allgemein bekannt: ein kurzer, genauer Bericht über dieselben ist von Gibbon in seiner Geschichte des römischen Reichs gegeben; allein ein weit vollständigerer Bericht war früher französisch geschrieben von La Croze, Historiographen des seligen Friedrichs, Königs von Preußen, in einem Werke von zwei kleinen Bänden, unter dem Titel: du christianisme de l' Inde. Der verstorbene Dr. B. spricht von ihnen; aber ich bin erstaunt über die Uebertreibungen des gelehrten Mannes über diese und viele andere Dinge. Das Wahre ist, daß sich diese Secte, eine Colonie, von welcher einige Schriftsteller meinen, daß sie gegen das Ende des achten Jahrhunderts, als die Nestorianer in Persien heftig verfolgt wurden, in die Gegend von Travancore gekommen sei, einst auf mehr als 100,000 belief, (Gibbon sagt, auf 200,000 Individuen.) Als die Jesuiten bei ihrer Ankunft von ihnen hörten, bekehrten sie auf die eine oder andere Weise den größten Theil zum katholischen Glauben. Ihre Liturgie ist noch heut zu Tage in syrischer Sprache und beim Verrichten ihrer religiösen Gebräu-

---

ternommenen und mit vielem Eifer betriebenen Missionen zu reden, und jedes Mal, wenn wir auf die Bekehrung der Hindus zum Christenthume kamen, hörte ich von ihnen stets dieselbe Ansicht, daß nämlich dieses Volk nicht zu bekehren sei.

che bedienen sie sich dieser alten ausgestorbenen Sprache. Es sind immer noch unter ihnen große Gemeinden, welche 70 oder 80,000 Christen umfassen; zwei Drittheile von ihnen sind Katholiken, und ein Drittheil Nestorianer. Sie werden alle mit dem verächtlichen Namen Nazarani belegt, und stehen bei den Heiden in noch größerer Verachtung als die Christen aus diesem Theile des Landes. Die Nairs *) vorzüglich halten sich aufs Weiteste von ihnen entfernt, und sie bilden in der Gesellschaft eine abgesonderte Zunft.

Beide, Katholiken und Nestorianer, haben einen eingebornen Klerus aus ihrer Mitte; dieser Klerus von beiden ist gleich unwissend und besitzt auch nicht das Vermögen, sich eine eigne Bildung zu verschaffen. Da ihre Liturgie in syrischer Sprache abgefaßt ist, besteht die ganze Wissenschaft ihres Klerus in der Fertigkeit, diese Sprache zu lesen, oder vielmehr zu buchstabiren, um im Stande zu seyn, die religiösen Gebräuche zu verwalten. Man hat mich versichert, daß jetzt unter den dortigen katholischen oder nestorianischen Geistlichen auch nicht ein Einziger ist, welcher zwei Redensarten in den syrischen Büchern gehörig zu verstehen oder zu erklären wüßte. Sie haben keine Erziehungsanstalten, keine Lehrer, keine Professoren, sondern nur einige Schulen, welche von ihren unwissenden Priestern versehen werden, um darin die dem kirchlichen Berufe bestimmten Personen diese Sprache lesen zu lehren.**)

---

*) Dieser Stamm, welcher besonders die Provinz Travancore bewohnt, ist in der Beobachtung der väterlichen und herkömmlichen Sitten und Gebräuche am sorgfältigsten und meidet daher die Christen um so ängstlicher, weil er durch sie profanirt zu werden fürchtet.

**) Buchanan (Neueste Untersuchungen über den gegenwärtigen Zustand des Christenthums und der biblischen Literatur in

Als die Jesuiten in Indien thätig waren, trugen sie besonders Sorge dafür, den Leuten dieses Standes eine eigne Erziehung zu geben, und diejenigen, welche besondere

---

Asien. Aus dem Engl. von Blumhardt S. 113 ff.) scheint zwar unter den syrischen Geistlichen Indiens auch Kenntniß der kirchlichen Sprache angetroffen zu haben und sagt geradezu: viele der syrischen Geistlichen verstehen beide Sprachen vollkommen und haben sie von ihrer Jugend an gesprochen. Allein, wenn Buchanan wirklich Männer der Art antraf, so sind ihrer gewiß sehr wenige. Denn auch bei den Maroniten, welche ebenfalls das alte Syrische in der Liturgie und bei der Messe beibehalten haben, verstehen die Meisten das nicht, was sie ablesen (*Volney* voyage en Syrie et en Egypte T. I. p. 332.) Wie herabgesunken die Kenntniß der Kirchensprache schon in dem verwichenen Jahrhunderte war, sieht man unter Anderem daraus, daß der Maronite Gabriel Heva eine neue Vocalsetzung erfand, damit die Anagnosten das Syrische, welches sie nicht verstanden, doch richtig lesen möchten und diese in seiner Ausgabe der syrischen Uebersetzung von den Psalmen (Rom. 1737. ex typogr. Petri Ferri) anwandte. (S. meine Gramm. Syriac. p. 38.) Durch die Verbreitung von Brevieren und Formularen für die Liturgie, welche im Kloster Kascheia auf dem Libanon, dem Sitze des Patriarchen, in neuerer Zeit gedruckt worden, gibt es allerdings nach Burckhardt's Angabe (Travels in Syria and the holy Land p. 22.) einige Maroniten in diesem Kloster, welche Syrisch sprechen können. Aber man würde sich irren, wenn man glauben wollte, sie redeten diese Sprache als Muttersprache; vielmehr müssen sie sie auf ähnliche Weise erlernen, wie wir, und ihr Sprechen kann nicht vollkommen seyn, da ihnen solche bequemen Hilfsmittel, wie wir sie besitzen, bei ihrem Studium völlig abgehen. Nun läßt sich aber nicht denken, daß die in Indien wohnenden syrischen Christen in ihrer Bildung und in ihren Anstalten besser daran seyn sollten, als die Maroniten, welche durch ihre nähere Verbindung mit Rom und durch das von ihnen benannte Collegium in ungleich vortheilhafteren Verhältnissen stehen.

Fähigkeiten zu den Wissenschaften verriethen, wurden des Unterrichts halber nach Rom gesandt, von wo sie dann in ihre Heimath zurückgeschickt wurden, um in den geistlichen Stand einzutreten. Nachdem aber seit der Unterdrückung der Jesuiten die Syrer ihren eignen Hilfsquellen überlassen worden, darf man sich nicht wundern, daß die Erziehung unter ihnen in den niedern Zustand herabgesunken ist, in welchem wir sie jetzt erblicken.

Die katholischen Syrer hängen rücksichtlich ihrer religiösen Angelegenheiten von dem Erzbischofe zu Cronganor ab; die Nestorianer aber haben einen Bischof aus ihrer eigenen Kaste und Secte.

Ich will den ersten Theil dieses Berichtes damit endigen und beschließen, daß ich wiederhole, was ich bereits dargethan habe, daß nämlich, wenn irgend eine Form des Christenthumes Eindruck zu machen und in dem Lande sich vestzusetzen im Stande wäre, dieß zweifelsohne die katholische Art des Cultus ist, dessen äußerer Pomp und Glanz dem Genius und den Neigungen der Eingebornen so wohl zusagt; und daß in dem Falle, wenn die katholische Confession ihre Kraft zu äußern unterlassen hat, und ihr Einfluß auch nicht die geringste Hoffnung gewährt, sich keine andere Glaubensparthei auch nur mit den entferntesten Hoffnungen, ihre Lehre einzuführen schmeicheln könne: ich glaube, daß jedes vorurtheilsfreie und unpartheiische Gemüth mit mir über diesen Punct einig ist.

Ich bin inzwischen vollkommen darauf gefaßt, daß eine große Menge zu eifriger Protestanten geneigt seyn mögen, dieser Meinung zu widersprechen und zu behaupten, daß die katholische Confession nichts Anderes, als eine verderbte christliche Religion und ihr Cultus eine menschliche Erfindung sei, der göttliche Beistand demnach ihre Verbreitung nimmer begleiten könne, und daß also ihr Un-

glück in dem Bekehrungswerke kein Gegenstand der Verwunderung seyn dürfe.

Obschon ein sehr aufrichtiger und ganz unverstellter römischer Katholik, will ich mich dennoch hier nicht in eine Untersuchung, welche meinem Gegenstande fremd ist, nämlich über die gegenseitigen Vorzüge oder Nachtheile der katholischen oder protestantischen Religionsansicht, einlassen. Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, von welcher Seite die Neuerungen eben so wohl, als die Mißbräuche des göttlichen Wortes kommen, welche von beiden Parteien so sehr beklagt werden. Ich will sogar des Beweises wegen für den Augenblick voraussetzen, daß die katholische Confession die Schuld aller der abergläubischen Neuerungen, Gräuel und aller Arten von Idololatrie trage, welche ihr von den andern Parteien zur Last gelegt wird, und aus diesem Grunde des Anspruchs auf die göttliche Hilfe bei der Verbreitung ihrer angeblich verderbten Lehren nicht würdig sei. Aber lassen Sie uns untersuchen, ob die andern angeblich reinern und unverderbteren Arten des christlichen Cultus in dem Bekehrungswerke in Indien glücklicher und erfolgreicher waren.

Blicket doch hin auf die lutherische Mission, welche vor mehr als 100 Jahren in Indien eingerichtet worden! Fraget doch ihre Missionäre, erkundiget euch bei ihnen, was für Erfolge sie in einem so langen Zeitraume gehabt, und durch was für Mittel sie die wenigen von ihnen Bekehrten an sich gezogen haben? Fraget sie, ob die Theilnahme an ihrer Secte sich vergrößert, und ob sie Boden gefaßt haben, oder ob nicht vielmehr ihre kleine Anzahl verschwindet?

Blicket doch hin auf die wahrhaft fleißigen, unbefangenen, bescheidenen Mährischen Brüder! Fraget sie, wie Viele sie in Indien während eines Aufenthaltes von ungefähr 70 Jahren durch Verkündigung des Evangeliums

in seiner völligen Einfachheit bekehrt haben? Sie werden offen antworten: „Nicht Einen! nicht einen einzigen Menschen!“

Blicket doch hin auf die Nestorianer in Travancore! Fraget sie doch; bittet sie um einen Bericht über ihre Fortschritte in dem Werke der Bekehrung in den neuern Zeiten? Erkundiget euch bei ihnen, ob sie Feld gewonnen, und ob die Theilnahme an ihrer alten Weise des Cultus sich vermehre? Sie werden antworten, daß dieses so wenig der Fall ist, daß vielmehr ihre einst so blühenden und (nach Gibbon's Bericht) auf 200,000 Seelen sich belaufenden Gemeinden, jetzt zu weniger denn einem Achttheile dieser Anzahl zusammengeschmolzen sind, und sich täglich vermindern.

Blicket doch hin auf die Baptisten-Missionarien zu Serampore! Untersuchet, welches kirchliche Glück sie an den Ufern des Ganges gehabt haben? Fraget sie, ob sie wirklich die wohl begründete Hoffnung hegen, daß ihre unablässigen Bemühungen, die heiligen Schriften in alle Idiome Indiens übersetzt zu erhalten, jenes Glück erhöhen werde? Fraget sie, ob diese außerordentlich ungenauen Uebersetzungen, welche man mit enormen Kosten bereits erhalten hat, die aufrichtige Bekehrung eines einzigen Heiden bewirkt haben? Und ich bin überzeugt, verlangt man von ihnen Antwort auf Ehre und Gewissen, sie werden alles dieses verneinen.

Ich will hier den ersten Theil dieses Berichtes schließen. Was ich über den Zustand der christlichen Religion in Indien in der jetzigen und in den frühern Zeiten gesagt habe, wird, wie ich hoffe, für hinreichend gehalten werden, um das, was ich geäußert hatte, darzuthun, daß bei den in dieser Angelegenheit obwaltenden Umständen kein menschliches Mittel vorhanden ist, das Christenthum mit einer ge-

gründeten Hoffnung des Erfolgs bei den Eingebornen einzuführen.

Ich werde nun zu der zweiten Abtheilung meines Gegenstandes übergehen, daß nämlich, sollte auch eine Möglichkeit, das Christenthum weiter zu verbreiten, vorhanden seyn, doch die bis jetzt für diesen wünschenswerthen Zweck angewendeten Mittel, *) und vor Allem die Uebersetzungen der heiligen Schriften in die verschiedenen Sprachen des Landes, welche unter den Eingebornen verbreitet werden, sich nicht allein diesem Zwecke als völlig unangemessen erweisen, sondern auch in mancher Hinsicht dem Interesse der Religion nachtheilig sind, weil sie die Vortheile der Eingebornen gegen dieselbe vermehren. Diese Behauptung wird vielleicht manchen Leuten, welche mit den Vorurtheilen der Hindus nur unvollkommen bekannt sind, kühn oder wohl gar paradox erscheinen; ich will daher mit Offenheit und Aufrichtigkeit die Gründe beibringen, auf welche meine Meinung sich stützt.

Sie werden mich vielleicht für unfähig halten, eine unbefangene Ansicht über dieses Thema mitzutheilen, wenn Sie zugleich mit vielen falsch unterrichteten Protestanten die ungegründete Meinung hegen, daß das Lesen der heiligen Schriften den Katholiken verboten ist. Dieß ist eine von den vielen Verleumdungen, welche gegen sie ausgesprengt

*) Man vergleiche, wie andere, nicht minder beachtungswerthe Stimmen sich hierüber aussprechen, z. B. Gleig in seinem letter to Sir Edward Knatchbull, wovon in Röhr's krit. Pred. Bibl. (4. Bd. 4. Hft. S. 703 ff.) ein interessanter Auszug mitgetheilt worden. Denn dieser stimmt in manchen Stücken wörtlich mit Dubois überein. Ueberhaupt ist das nachzusehen, was in der angeführten Zeitschrift (a. a. O.) über das Missionswesen nach thatsächlichen Berichten und Zeugnissen mit Umsicht und Unbefangenheit bemerkt wird.

sind, um sie den andern Glaubensparteien verhaßt zu machen. Es ist dieses so wenig der Fall, daß das Studium der heiligen Schrift kräftig empfohlen wird und in einem jeden Seminario ein Hauptstück der Bildung ausmacht. Was von den Katholiken hinsichtlich dieses Gegenstandes gefordert wird, ist dieses, daß sie sich nicht erkühnen sollen, dem Texte der Schrift einen Sinn beizulegen, welcher von dem der Kirche abweicht, oder ihn nach ihrem Privaturtheile aufzufassen.

Nachdem ich Ihnen diese Erläuterung gegeben, nehme ich meinen Gegenstand wieder auf und zeige, daß der bloße Text der Bibel, wenn er den Hindus ohne eine lange vorhergegangene Vorbereitung in die Hände gegeben wird, der christlichen Religion sehr schaden und den Widerwillen gegen sie vermehren müsse, insofern dieses heilige Buch fast auf jeder Seite Erzählungen enthält, welche ihr Gefühl tief verwunden müssen, weil sie Vorurtheile, welche für die heiligsten gelten, offenbar verletzen.

Da Sie mit der Erziehung und den Gebräuchen der Hindus einigermaßen bekannt sind, will ich für Sie nur folgende einfache Fragen hersetzen:

Was wird ein gebildeter Eingeborner denken, wenn er beim Lesen dieses heiligen Buches sieht, daß Abraham, nachdem er den Besuch dreier Engel in menschlicher Gestalt empfangen, seine Gäste so bewirthet, daß er ein Kalb schlachten läßt und ihnen zum Essen vorsetzt? Der vorurtheilsvolle Hindu wird sogleich das Urtheil fällen, daß beide, Abraham und seine himmlischen Gäste, nichts Anderes als niedrige Pariahs gewesen; und ohne weiter zu lesen, wird er sofort das Buch wegwerfen,

das nach seiner Meinung solche verruchte Erzählungen enthält. *)

Was wird ein Brahmine sagen, wenn er die Details der blutigen Opfer durchgeht, welche im mosaischen Gesetze für den Cultus des wahren Gottes vorgeschrieben sind? Er wird sicherlich erklären, daß der Gott, welcher an dem Blutvergießen so vieler zu seiner Ehre gebrachten Schlachtopfer einen Gefallen finden kann, zweifelsohne eine Gottheit von derselben Art (fern sei von mir die Gottesläs-

*) Bekanntlich legen die Brahminen auf die gänzliche Enthaltung von allen animalischen Speisen einen großen Werth. Sie verschmähen nicht nur Fleisch, sondern auch was seinen Ursprung von lebenden Wesen hat, als Eier aller Art, ja selbst solche Vegetabilien, welche im Boden Knollen ansetzen, z. B. Zwiebeln, oder nur eine ähnliche Gestalt haben, als Schwämme u. dgl. Selbst aus andern Kasten enthalten sich die Bessern der Fleischspeisen und gewinnen dadurch an öffentlicher Achtung; denn wenn man Leute ehren will, so sagt man von ihnen, daß sie kein Fleisch essen. Offenbar bezweckt man mit diesem anständigen Essen, wie man in Indien es nennt, innere Reinheit und betrachtet die als profan und unrein, welche dawider verstoßen. Diese Sitte ist ein hauptsächlicher Grund der gewaltigen Trennung zwischen den Pariahs und den übrigen Kasten. Denn jene verzehren nicht allein absichtlich geschlachtete Thiere, sondern auch solche, welche eines natürlichen Todes sterben. Ochsen und Büffel, welche vor Alterschwäche oder durch Krankheit umkommen, gehören ihnen rechtlicher Weise; sie schaffen daher das Aas, welches sie auf den Landstraßen oder Feldern finden, nach Hause und verzehren es gierig. Dieß wird ihnen nicht als ein Verbrechen angerechnet, aber sie gelten für Verworfene. Dagegen einen Ochsen oder eine Kuh zu tödten, hält man für unsühnbaren Frevel und das Fleisch davon zu genießen, für einen Schandfleck, der niemals ausgelöscht werden kann. Die indischen Gesetze wollen das Tödten einer Kuh mit dem Tode bestraft wissen.

sterung!) seyn müsse, als die boshaften hinduischen Gottheiten: Cohly, Mahry, Darma—rajah, und andre höllische Götter, deren Zorn nur durch Blutvergießen und durch Darbringen lebender Schlachtopfer gestillt werden kann. *)

Aber vor Allem, was wird ein Brahmine oder ein anderer gebildeter Hindu denken, wenn er in unsern heiligen Büchern die Erzählung von dem Opfern der ihm heiligsten Geschöpfe durchliest? Was wird er empfinden, wenn er sieht, daß das Opfern von Ochsen

*) Wie alle Nationen der Erde fast ohne Ausnahme an gewisse böse Geister geglaubt haben, deren beständiges Streben sei, den Menschen auf irgend eine Weise zu schaden, so sind die Hindus ebenfalls auf gleiche abergläubische Vorstellungen gekommen. Um den Zorn derselben von sich abzuwenden und sie zu versöhnen, verehrt man sie förmlich, und in vielen Gegenden Indiens trifft man auf Tempel, welche lediglich dem Dienste solcher bösen Wesen gewidmet sind, ja es gibt Districte, wo diese Art des Cultus fast ausschließlich herrscht. Dieß ist z. B. bei den Bewohnern der langen Gebirgsreihe der Fall, welche sich westlich von Mysore ausdehnt. Alle solche Gottheiten lieben blutige Opfer nach der Vorstellung der Hindus; deßhalb bringen die eifrigen Diener derselben Büffel, Schweine, Widder, Hähne u. dgl. als Opfer dar. Will man aber andere Dinge, z. B. Reis darbringen, so muß man sie in Blut tauchen, und von Blumen darf man nur rothe als Opfer gebrauchen. Der Dienst dieser bösen Gottheiten ist im vierten Veda der Hindus, welches Atharvana—veda heißt, beschrieben, weßhalb die Brahminen dieses Buch sorgfältig verbergen. In waldigen und in den Gebirgsgegenden, wo das Volk weniger Bildung hat, abergläubischer und unwissender ist, als in den bewohnteren Ebenen, ist natürlich diese aus der Furcht entsprungene Dämonolatrie am verbreitetsten, z. B. in den Wäldern auf der malabarischen Küste, in den Gebirgen von Carnatic.

und Stieren *) einen Hauptttheil der religiösen Verordnungen bei den Israeliten ausmacht, und daß das Blut dieser heiligsten Thiere fast täglich vor der Lade des von ihnen verehrten Gottes vergossen wurde? Was wird er empfinden, wenn er sieht, daß Salomo mit ungeheuern Kosten und ungeheurer Arbeit einen prächtigen Tempel zur Ehre des wahren Gottes erbaut und dann die pratista oder Einweihung desselben durch das Schlachten von 22,000 Ochsen und durch Ueberschwemmung seines Tempels mit dem Blute dieser heiligen Schlachtopfer bewirkt? Ihm wird gewiß beim Durchlesen der nach seiner Ansicht entsetzlich gotteslästerlichen Erzählungen schaudern und, vom heftigsten Schrecken ergriffen, wird er das Buch, welches solche anstößige Einzelnheiten enthält, als ein verabscheuungswürdiges Buch betrachten (noch ein Mal, fern sei von mir die Blasphemie! ich drücke die Gefühle des vorurtheilsvollen Heiden aus,) und dasselbe mit Unwillen wegwerfen, sich selbst durch seine Anrührung für besudelt halten, augenblicklich zum Flusse gehen, um sich durch Waschungen von der Befleckung zu reinigen, welche er sich zugezogen zu haben wähnt, und ehe er wiederum eintritt in sein Haus,

*) Unter den heiligen Thieren der Hindus nehmen der Stier und die Kuh eine der ersten Stellen ein. Der große Nutzen derselben hat sie gewiß hier, wie bei andern Völkern des Alterthumes, geheiligt. Man findet Bilder vom Stiere fast in jedem Tempel und auf den meisten der Plätze, welche das Volk zu besuchen pflegt. Doch vor Allem zeichnen sich die Schiwaverehrer in der Devotion gegen dieses Thier aus, sie bilden den Schiwa gewöhnlich auf demselben sitzend ab, und in den Districten, wo diese Secte vorherrscht, erblickt man fast Nichts, als Darstellungen dieses ihres Lieblingidoles. Jeder Montag ist ihm geweiht; die Verehrer Schiwas lassen daher an diesem Tage ihr Vieh ruhen.

wird er zu einem Purohita-Braminen *) schicken, um zur Reinigung desselben von der Befleckung, welche es durch das unwissentliche Aufnehmen eines so unreinen Gegenstan-

*) Nicht alle Brahminen sind im Stande, die gottesdienstlichen Gebräuche zu verrichten, selbst nicht einmal solche Ceremonieen, welche im Ganzen von geringer Bedeutung erachtet werden, sondern Ihre Besorgung gehört zu den Geschäften der Classe von Brahminen, welche Purohitas genannt werden. Sie haben zu bestimmen, welches gute und welches böse Tage sind, um ein Unternehmen zu beginnen oder es zu beendigen; sie haben durch Mantras oder Gebete die gefährlichen Wirkungen von Flüchen und den Einfluß nachtheiliger Constellationen zu entfernen, neugebornen Kindern den Namen beizulegen, neue Häuser, Brunnen und Teiche einzusegnen, die Tempel zu heiligen und zu weihen, Statuen und andere unbelebte Gegenstände des idololatrischen Cultus der Hindus zu beleben und mit dem göttlichen Wesen zu erfüllen u. s. w. Aber die wichtigsten Ceremonieen, welche von ihnen besorgt werden müssen, sind die bei den Verheirathungen und bei den Leichenbegängnissen; sie sind so complicirt, daß sie ein eignes Studium erfordern. Die Purohitas pflegen die Mantras und Formeln, deren sie sich bedienen, Niemandem, selbst keinem andern Brahminen mitzutheilen und schreiben sie zum Theil nicht einmal auf, um nicht Gefahr zu laufen, daß sie Andern in die Hände fallen und so ihre Einkünfte geschmälert werden. Auf diese Weise machen sie sich dem Volke und selbst den Brahminen unentbehrlich. Ihre Anzahl ist nicht sehr groß, so daß sie zuweilen weit hergeholt werden müssen. Auch die Anfertigung des Kalenders ist eine ihrer vorzüglichsten Arbeiten. Da sie in den Büchern der Hindus so außerordentlich oft erwähnt werden, so scheint dieses Institut durchaus nicht neuern Ursprungs zu seyn; die meisten wissenschaftlichen Werke, welche die Hindus besitzen, verdanken den Purohitas ihren Ursprung, woraus es sich auch erklärt, daß sie in diesen Büchern als besonders geehrt erscheinen. Gegen alle Neuerungen kämpfen sie aufs Heftigste, wozu sie freilich das Interesse hauptsächlich antreiben mag.

des, als die Bibel ist, in seine Mauern erlitten hat, die erforderlichen Ceremonieen zu vollziehen.

Zu gleicher Zeit wird er immer mehr und mehr in dem Gedanken bestärkt, daß eine Religion, welche ihre Lehren aus einer so unreinen Quelle ableitet, zugleich mit verabscheuungswerth sei, und daß ihre Bekenner die geringsten und niedrigsten Menschen seyn müssen.

Dieß sind die Wirkungen, welche nach meiner unmaßgeblichen Meinung das Lesen des bloßen Textes der Bibel in den unvorbereiteten Gemüthern der vorurtheilsvollen Hindus nothwendig hervorbringt.

Ich habe nur die obigen Beispiele angeführt, weil sie die ersten waren, welche mir beim Schreiben dieses Briefes in den Sinn kamen; aber ich könnte fast in jedem Kapitel der heiligen Schriften Stellen als eben so kitzlich auszeichnen, welche ohne eine lange vorhergehende Erörterung den vorurtheilsreichen Hindus in die Hände zu geben, gleich gefährlich seyn würde.

Ueberhaupt ist es meine entschiedene Meinung, daß die plötzliche, ohne lange vorhergegangene Vorbereitung geschehende Mittheilung dieses kostbaren Schatzes an die Hindus dem Unternehmen ähnlich ist, eine an schmerzhaften, bösen Augen leidende Person dadurch zu heilen, daß man sie nöthigt, starr in die Strahlen der scheinenden Sonne zu schauen, mit der Gefahr sie völlig blind zu machen oder wenigstens durch das Uebermaß von Licht zu blenden und zu verwirren. Es ist dasselbe, als wenn man jungen Kindern harte Speisen darreichen wollte, während ihre schwachen Magen kaum Milch von der leichtesten Art zu verdauen vermögen; es heißt genau genommen, um mit der heiligen Schrift zu reden, „das Heilige den Hunden geben und die Perlen vor die Säue werfen:“ es heißt, „Wein in alte Schläuche fassen, welche zersprengt werden, so daß der Wein verschüttet wird und die Schläuche zu Grunde gehen.“

II...

Um Ihnen von der Zartheit der Empfindungen bei den Eingebornen hinsichtlich der in unsern heiligen Büchern sich findenden Erzählungen, welche ihren Vorurtheilen entgegen sind, ein Beispiel zu geben, will ich folgenden Vorfall erzählen:

Als ich vor ungefähr 28 Jahren zu Carricaul war, hielt ich eines Sonntags an die versammelte Gemeinde eine Predigt in tamulischer Sprache über den göttlichen Ursprung der christlichen Religion. Unter andern Mitteln, meinen Satz durchzuführen, verweilte ich bei der innerlichen Schwäche und Unzulänglichkeit der für die Einführung dieser Religion angewendeten Mittel, einer Religion, welche allenthalben gemeiniglich gehaßt und verfolgt wurde, von aller menschlichen Hülfe entblößt und mitten unter Widerstrebungen jeder Art ihren eignen Hilfsquellen überlassen war. Bei der Behandlung dieses Puncts wiederholte ich verschiedene Male, daß die christliche Religion einen Landmann aus Galiläa, den Sohn eines niedern Zimmermanns zu ihrem Stifter gehabt, und daß dieser zwölf Menschen von geringem Stande, zwölf unkundige und ungelehrte Fischer zu seinen Gehilfen gewählt habe. Diese einige Male wiederholten Worte: der Sohn eines Zimmermanns! Zwölf Fischer! gaben meinen Zuhörern, welche gänzlich aus gebornen Christen bestanden, Anstoß, und die Predigt war kaum geendigt, als drei oder vier der Angesehensten von ihnen kamen und mich benachrichtigten, die ganze Versammlung habe den höchsten Anstoß daran genommen, daß ich die Benennung: Der Sohn eines Zimmermanns Christus und den Namen von Fischern seinen Aposteln beigelegt hätte; es könnte mir ja nicht unbekannt seyn, daß die beiden Stände der Zimmerleute und Fischer zwei von den geringsten und niedrigsten im Lande wären; es sei also höchst unpassend, Christus und seinen Schülern einen

einen so geringen und verworfenen Ursprung beizulegen; und wenn Heiden, welche zuweilen aus Neugierde zu ihren religiösen Versammlungen kämen, dergleichen tadelnswerthe Nachrichten über unsere Religion hörten, so werde ihre Verachtung und ihr Haß gegen dieselbe beträchtlich zunehmen, u. s. w. Kurz sie zeigten mir an, daß ich in der Folge, wenn ich Gelegenheit haben sollte, den Ursprung Christi oder seiner Apostel zu erzählen, sagen möchte, sie wären aus der vornehmen Kaste der Kschatrija oder Rajahs, *) und niemals ihres niedrigen Berufes erwähnen dürfe.

Ein anderes Beispiel dieser Art erlebte ich vor einigen Jahren in diesem Theile des Landes, als ich vor der Gemeinde bei Erklärung der Parabel vom verlornen Sohne im Evangelio des Umstandes gedachte, daß der Vater vor Freuden über die Nachricht von der Rückkehr seines gebesserten Sohnes habe ein gemästetes Kalb schlachten lassen, um seine Freunde zu bewirthen. Nach dem Vorlesen sagten mir einige Christen in besonders übler Laune, daß meine Erwähnung des gemästeten Kalbes sehr unschicklich sei, und wären, wie es wohl zuweilen träfe, Heiden bei dem Vorlesen gegenwärtig gewesen, so würden sie,

*) Nach der gewöhnlichsten und zugleich ältesten Eintheilung zerfallen die Hindus in 4 Hauptstämme oder Kasten. Die erste und ausgezeichnetste Stelle nehmen zwar die Brahminen ein, aber die zweite Classe bilden die Kschatrija oder Rajahs. Wie jede der 4 Hauptkasten in Unterabtheilungen zerfällt, deren Anzahl in verschiedenen Districten zum Theil abweicht, so auch die Kaste der Kschatrija oder Krieger. Die indische Tradition läßt sie aus den Schultern Brahmas entspringen; nicht unpassend, da ihr Geschäft im Kampfe und Kriege besteht. Macht ist das Attribut dieser Kaste, darum wollen die indischen Christen, daß Jesus und die Apostel zu derselben gerechnet werden sollen.

vom gemästeten Kalbe hörend, in der Meinung bestärkt worden seyn, welche sie alle von der christlichen Religion hegen, daß sie eine niedrige oder Pariahs=Religion sei. Sie riethen mir zu gleicher Zeit, wenn ich künftig eine Erklärung derselben Parabel gäbe, statt des gemästeten Kalbes ein Lamm zu setzen.

Wahrlich sogar bei unsern gebornen Christen suchen wir sorgfältig Alles das zu vermeiden, was ihr Gefühl auf irgend eine Weise verwunden und in den Gemüthern des Publicums den gegen sie und ihre Religion gehegten Argwohn und die Verachtung vermehren möchte. Da zum Beispiel der Gebrauch berauschender Getränke allen gebildeten Hindus außerordentlich verhaßt ist, ihnen als eine Todsünde gilt, so nehmen wir uns bei mündlicher oder schriftlicher Erklärung des heiligen Abendmahles wohl in Acht, nicht rein heraus zu sagen, daß die zu diesem Sacramente erforderlichen Dinge in Brod und Wein oder charajam (d. i. wörtlich Wein) bestehen, welches ihrem Gefühle zu sehr widerstreben würde; wir gebrauchen daher die Vorsicht, diesen rauhen Ausdruck durch eine Umschreibung zu mildern, indem wir sagen, die Bestandtheile des Abendmahles seien Waizenbrod und der Saft von der schönen Frucht, welche Traube heißt; diese Ausdrücke sind ihrem Geschmacke erträglicher.

Sollte aber auch die Uebersetzung der Bibel in die verschiedenen Sprachen des Landes, wenn sie unter den Hindus verbreitet wird, im Stande seyn, nach und nach durch ihren innern Werth alle ihre Vorurtheile zu besiegen und ihre Aufmerksamkeit auf dieß göttliche Buch zu richten (welche Meinung ich aber durchaus nicht theile), so bleibt doch immer noch eine große Schwierigkeit übrig; diese ist eine genaue und sorgfältige Uebersetzung des Werkes. Jedermann, wer mit den Dialekten des Landes und ihrer Schreibart nur im Mindesten bekannt ist, wird wohl

mit mir darin übereinstimmen, daß sie von den europäischen so verschieden sind, daß eine wörtliche Uebersetzung der heiligen Schriften in einige derselben unmöglich ist.

Ich erstaunte nicht wenig, als ich vor einigen Jahren sahe, daß von den Missionarien zu Serampore in allen Zeitungen der Entschluß mit großem Nachdrucke verkündigt wurde, die Uebersetzung des Ganzen in die achtzehn oder zwanzig asiatischen Sprachen, die chinesische nicht ausgeschlossen, zu unternehmen. Solchen Leuten, welche mit der Schwierigkeit, um nicht zu sagen Unmöglichkeit, einer solchen getreulich und sorgfältig auszuführenden Aufgabe unbekannt sind, mußte das Project blendend und der Ermunterung würdig erscheinen: was mich anbetrifft, so konnte ich nicht begreifen, wie eine kleine Gesellschaft von fünf oder sechs Individuen (ganz abgesehen von ihren Talenten und ihrer Gelehrsamkeit,) sich im Ernste mit dem Publicum zu einer solchen herkulischen Arbeit für berufen halten konnte, welche, sollte sie anders ganz und gehörig vollbracht werden, ein halbes Jahrhundert hindurch alle in Indien lebenden Gelehrten beschäftigen würde.

Es ist ein bekanntes Factum, daß man nach der Trennung Englands von der römischen Kirche die bis dahin gebrauchte Uebersetzung der Vulgata nicht als genau genug erfand und die erste Sorge seiner Reformatoren darauf gerichtet war, eine Uebersetzung der ganzen Bibel aus dem hebräischen Originale ins Englische herbei zu schaffen. Es wurde dem zufolge unter der Regierung des jungen Königs, Eduard des Sechsten, mit großer Mühe eine solche veranstaltet; da sie sich aber nach einer genauen Untersuchung voller Fehler zeigte, wurde sie zuletzt bei Seite gelegt und unter der Regierung der Königin Elisabeth eine zweite unternommen. Auch diese bewährte sich nicht bei der Beurtheilung und wies sich im Ganzen als sehr

incorrect und mangelhaft aus; es wurde demnach unter der Regierung Jacobs des Ersten eine dritte angefangen, welche, wenn ich mich nicht irre, die jetzt gebrauchte und von der herrschenden Kirche gebilligte ist. Um diese so genau und correct als möglich zu machen, gebrauchte man zu ihrer Anfertigung die größten Gelehrten des Königreichs und es ist bekannt genug, daß diese Uebersetzung, ein Werk der vereinten Bemühungen so vieler gelehrten Männer, einen Zeitraum von ungefähr sechzehn Jahren zu ihrer Vollendung erfordert hat; und obgleich sie mit so vieler Mühe und Sorgfalt verfertigt worden, hat man doch bei neuer Untersuchung viele Fehler und Irrthümer in ihr entdeckt.

Wenn es aber selbst in Europa, Trotz des Beistandes, welchen gelehrte Uebersetzer sich durch einsichtsvolle Urtheile u. s. w. zu verschaffen im Stande sind, so schwierig erscheint und so große Anstrengungen verlangt, eine wirkliche Uebersetzung dieses Werkes zu erhalten; was sollen wir dann von dem Unternehmen von fünf oder sechs Menschen denken, welche ohne alle Beihilfe irgend einer Beurtheilung sich für fähig halten, ächte Uebersetzungen in die schwierigsten Sprachen zu liefern, von welchen sie am Ende nur eine unvollkommne Kenntniß haben können? *)

---

*) Seitdem ich diese Zeilen schrieb, habe ich mit einigem Erstaunen vernommen, daß die Missionäre zu Serampore die schwärmerischten Hoffnungen des Publicums übertroffen haben, indem sie die Bibel innerhalb eines Zeitraumes von neun oder zehn Jahren in nicht weniger als vier und zwanzig asiatische Sprachen übertragen haben. Dieser glänzende Erfolg hat mich nicht im Geringsten geblendet, noch meine Ansicht geändert, oder meinen Zweifel, ob solche Mittel, die Heiden zu erleuchten und sie dem Christenthume zuzuführen, irgend anwendbar seien, verringert und ich möchte gewiß nicht zu versichern wagen, daß diese zwanzig falschen

Es wird von Jedermann eingeräumt, daß dem Unternehmen einer Uebersetzung aus einer Sprache in die andere eine vollständige und durchaus grammatische Kenntniß beider schlechterdings nothwendig vorausgehen müsse. Nun aber, wo sind denn die Europäer, welche eine solche genaue Kenntniß der Sprachen Indiens besitzen? und wiederum, wo sind die Eingebornen, welche diesen Vorzug hinsichtlich der europäischen Sprachen besitzen? Wenn sich Leute dieser Art irgendwo in diesem Lande finden sollten, so sind sie in der That von sehr geringer Anzahl.

Allerdings finden sich einige Uebersetzungen von einzelnen Theilen der heiligen Schriften in diesem Lande; aber meiner unmaßgeblichen Meinung nach haben sie ihren Zweck gänzlich verfehlt. Ich besitze eine Abschrift des neuen Testaments von den lutherischen Missionären ins Tamalische übersetzt; aber die Uebersetzer haben bei ihrem Streben, sie wörtlich zu machen, sich gemeiniglich solcher niedrigen, trivialen und in manchen Stellen lächerlichen Ausdrücke bedient, und der Styl ist außerdem von dem der Hindus so abweichend, daß Leute, welche nicht daran gewöhnt sind, wie ich selbst zu wiederholten Malen erfahren habe, nicht vier Verse ohne Lachen über die

---

Uebersetzungen, deren ich einige kenne, nach Ablauf eines eben so langen Termins, die Bekehrung von vier und zwanzig Heiden bewirkt haben werden. Ich habe im Gegentheile alle Ursache zu fürchten, daß diese schlechten Uebersetzungen, wenn die Eingebornen (was aber meiner Meinung nach nie der Fall seyn wird) dahin vermocht werden können, sie durchzulesen, bald den wankenden Glauben vieler Hunderte von den jetzigen Bekennern des Christenthums verwirren, die Epoche ihres Abfalls beschleunigen und den Verfall des wankenden Gebäudes der christlichen Religion schnell herbeiführen werden, weil sie das Christenthum und seine Anhänger dem Publicum lächerlich machen.

Anmerk. des Verf.

Weise, in welcher das Werk ausgeführt ist, durchzulesen im Stande sind.

Auf meiner letzten Reise nach der Küste habe ich einen Brief über diesen Gegenstand von einem Missionar in Travancore an einen Mann desselben Berufes zu Pondichery gesehen, in welchem sich folgende Aussprüche fanden:

„Einige Hundert Exemplare vom Neuen Testamente in die malaiische Sprache übersetzt sind uns, ohne daß wir darum gebeten hätten, zugesandt worden, um sie unter unsern Christen in Umlauf zu setzen. Ich habe das Machwerk durchgelesen; die Uebersetzung ist wahrhaft jämmerlich, und verdient bloß Verachtung; man kann nicht vier Verse ohne Achselzucken lesen. *) Diese reichliche Sammlung von Neuen Testamenten, welche uns zugetheilt worden, setzt uns in eine sehr unangenehme Lage; lassen wir sie in unsern Behausungen verfaulen, so fürchten wir uns dem Mißfallen derjenigen auszusetzen, welche uns damit versehen haben und welche für ihre Verbreitung besorgt zu

*) Dieß gibt auch der Secretair von der Hilfsgesellschaft auf Sumatra in seinem Berichte fast zu (vergl. Monatliche Auszüge aus dem Briefwechsel der britt. und anderer Bibelgesellschaften Jahrg. 1822. S. 23.) „Wir hoffen, sagt er, die Zeit ist nicht mehr fern, wo wir auch eine malayische Uebersetzung der Bibel haben werden, welche besser als die bisher gedruckte Uebersetzung für den Gebrauch der Malayen auf dieser Insel geeignet ist, und die hauptsächlich für Java und Amboina und die übrigen Inseln des Archipelagus taugt. — — — Das Vermögen der Eingebornen, die Schrift zu verstehen, darf indeß nicht ausschließend dieser Ursache zugeschrieben werden. Die malayische Sprache besitzt in ihrem weitesten Umfange nicht Worte genug, um ein Buch, wie das N. T. in dieselbe zu übersetzen, ohne eine fremde (!) Sprache, und besonders die arabische (?) zu Hilfe zu nehmen."

seyn scheinen; und folgen wir ihren Instructionen über diesen Gegenstand, so machen wir uns selber lächerlich."

Ich erinnere mich eines Beispieles dieser Art, welches meinem Gegenstande nicht fremd zu seyn scheint. Vor etwa fünf und zwanzig Jahren wurden die französischen Missionarien in der Provinz Sutchuen in China von der Congregation De Propaganda Fide zu Rom eifrig ersucht, das Evangelium ins Chinesische zu übersetzen und ihr eine Copie davon zu senden. Die Missionarien antworteten, da die chinesische Sprache sich nicht zu einer wörtlichen Uebertragung eigne, so hätten sie ein chinesisches Werk, welches die Geschichte und Sittenlehre des Evangeliums enthalte, zum Gebrauche ihrer Gemeinden zusammengetragen und es könne in dieser Hinsicht nichts Befriedigendes mehr geschehen; doch da die Bitte dringend wurde, so veranstalteten sie mit Hilfe ihrer unterrichtetsten Proselyten eine Uebersetzung vom Evangelio des heil. Matthäus, wovon sie eine Abschrift nach Rom sandten, indem sie zugleich der Congregation De Propaganda anzeigten, daß die Uebersetzung dieses einzigen Evangeliums, welche sie mit Hilfe vieler gebildeten Eingebornen bewerkstelligt hätten, ihnen beträchtliche Arbeit und Mühe gekostet habe, und hinzufügten, daß diese wörtliche Uebersetzung so gewaltig von der chinesischen Schreibart abweiche, daß sogar ihre Convertiten sich kaum beim Lesen desselben des Lachens enthalten könnten.

Nun aber ist es nicht wenig bedenklich, zu sehen, daß ein Armenier, Namens Lassar zu Serampore ohne alle Hilfe sich einbilden kann, das zu vollbringen, was europäische Missionarien, welche den größten Theil ihres Lebens in China zugebracht hatten, sogar mit Hilfe vieler gebildeten Eingebornen für fast unausführbar erklärten; und es ist nicht allein die Uebersetzung von einem einzelnen Evangelio, was er unternommen hat, — nein, die ganze

Bibel wörtlich von diesem Manne übersetzt ist der Neugierde des Publicums von den Missionarien nachdrücklich verheißen worden.

Von vielen unparteiischen und unbefangenen, mit den Sprachen des Landes bekannten Europäern, mit denen ich Gelegenheit hatte mich über diesen Gegenstand zu unterhalten und welche gerade einige Stücke dieser jetzt vorhandenen Uebersetzungen der heiligen Schrift gelesen hatten, bin ich so glücklich sagen zu können, daß sie vollkommen darin mit mir übereinstimmten, daß solche schlechte und gemeine Uebersetzungen unserer heiligen Bücher den Augen der Heiden sorgfältig entzogen werden sollten, damit nicht ihr Widerwille gegen das Christenthum sich vergrößere und der europäische Character nicht beschimpft werde.

In der That eine Uebersetzung der heiligen Schriften, um die Neugierde zu erregen und die Aufmerksamkeit des gelehrten Hindu zu fesseln, wenigstens als ein literarisches Erzeugniß, müßte mit den indischen Werken derselben Art, welche sie besitzen, auf gleicher Höhe stehen und in schöner Poesie, in einem blühenden Style und in einem gewaltigen Strome von Beredtsamkeit verfaßt seyn, weil dieses im Allgemeinen die Weise ist, in welcher alle indische Werke von einiger Bedeutung geschrieben werden. So lange die Uebersetzungen in diesem schlechten Style abgefaßt werden, wie wir sie haben, dürfen Sie übrigens versichert seyn, daß sie bloß Verachtung hervorbringen und dazu dienen, den bereits von den Eingebornen gegen das Christenthum gehegten Widerwillen zu vermehren.

Aber um zu schließen, lassen Sie Bibeln, so viele als Sie wollen, in jeglicher Gestalt und in jeglichem Style, übersetzt und unter die Hindus vertheilt werden, lassen Sie dieselben, wenn Sie es wünschen, in jedem Dorfe, in jeder Hütte, in jeder Familie verbreiten; lassen Sie die

christliche Religion diesem Volke in jedem möglichen Lichte erscheinen: ich wiederhole es mit tiefer Trauer, nach meiner unmaßgeblichen Meinung, welche auf eine fünf und dreißigjährige Erfahrung sich gründet, ist die Zeit der Bekehrung vorüber und bei den obwaltenden Umständen bleibt Menschen keine Möglichkeit übrig, sie zurück zu führen.

Die christliche Religion ist den Eingebornen Indiens ohne Unterbrechung seit wenigstens drei oder vier Jahrhunderten, anfänglich mit einiger schwacher Hoffnung des Erfolgs, allein jetzt erfolglos verkündet worden. Inzwischen ist der Ausspruch des Evangeliums in Hinsicht auf die Hindus erfüllt worden. Der göttliche Stifter unserer Religion hat allerdings verkündet, daß das Evangelium *in der ganzen Welt geprebigt werden solle*, aber nach meinem beßten Wissen hat er niemals versichert, daß es von allen Nationen *gehört, geglaubt* und *angenommen* werden würde.

Es ist hier nicht der Ort, eine Untersuchung über das hehre und unergründliche Geheimniß der *Prädestination* anzustellen, die scheinbar dunkeln Wege der höchsten Weisheit bei diesem Gegenstande zu erforschen und den gemeinschaftlichen Vater der Menschen zu fragen, warum er bei seiner Alles regierenden Vorsehung beschlossen habe, das himmlische Licht seines göttlichen Wortes nur einem Theile seiner Kinder mitzutheilen, während er es, die größte aller seiner göttlichen Gaben, einem andern Theile versagte und ihn in die tiefste Finsterniß der ausschweifendsten Abgötterei versinken ließ. *Die Sache ist so*; demnach müssen auch *Gründe* dafür vorhanden seyn. „Wer hat des Herrn Sinn erkannt? oder wer ist sein Rathgeber gewesen?" Laßt uns ein Jeder mit geziemender Demuth in dem, was ihn betrifft, die Größe des Geschenkes erkennen und in seinem Herzen den gebührenden Sinn der Dankbarkeit für

dasselbe bewahren, ohne sich zu vermessen, die scheinbare Parteilichkeit des Gebers erforschen zu wollen.

Hat nicht der heil. Paulus in der meisterhaften Weise, womit er die Lehre von der Gnadenwahl Gottes behandelt, diese Frage kraftvoll und genügend beantwortet, wenn er im Briefe an die Römer spricht: „Was sollen wir nun sagen? Ist Gott ungerecht? Das sei ferne! Denn zu Moses sagte er, wem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig, und wessen ich mich erbarme, dessen erbarme ich mich. — Demnach begnadigt er, wen er begnadigen will, wen er aber will, verstocket er. — O Mensch, wer bist du, daß du mit Gott rechten willst? Spricht das Gebild zu seinem Bildner: Warum hast du mich so gemacht? Hat der Töpfer nicht Macht über den Thon, aus demselben Teig zu machen ein Gefäß zu Ehren und das andere zu Unehren?"

Aber zu unserm Gegenstande zurück und zur Bekräftigung dessen, was ich oben angenommen habe, daß Christus nirgends versprochen hat, seine göttliche Religion sollte von allen Nationen ohne Ausnahme angenommen werden, sondern daß er vielmehr das Widerstreben gegen die evangelischen Wahrheiten von Seiten einiger Nationen vorausgesehen habe. Es geht dieß aus seinen eignen heiligen Worten hervor; denn in den bewundernswürdigen und wahrhaft göttlichen Instructionen, welche er seinen Schülern ertheilte (Matth. 10. Luc. 10.), als er ihnen volle Macht gab, seine göttliche Religion allem Volke zu verkünden und als er sie zur Bekehrung entsandte, erinnert er sie daran, sich darauf gefaßt zu halten, daß sie auf Haß und in vielen Fällen auf offnen Widerstand stoßen würden. Es ist wahr, daß er zu gleicher Zeit gegen die verstockten Ungläubigen, welche ihre Ohren vor dem Worte Gottes zuschließen würden, schreckliche Drohungen ausspricht; aber er hat sich selbst die Strafe ihrer Verstocktheit am Tage der Vergeltung vor-

behalten; Alles, was er seinen Schülern für solche Fälle anempfiehlt, besteht hierin: nicht eigensinnig oder zu beunruhigt zu seyn, nicht darauf zu bestehen, noch sich zu bestreben, die angefochtene Wahrheit auf alle Weise in die Herzen ihrer Zuhörer hinein zu zwingen, sondern lieber nachzulassen und mit geduldiger Ergebung und Schonung sich zu unterwerfen; die Orte und Länder, welche die Wahrheit zu hören so wenig geeignet sind, ruhig zu verlassen und dieses Volk in seines Herzens Härtigkeit zu lassen: „Wo ihr in eine Stadt oder ein Dorf kommt, so erkundiget euch, wer darin würdig ist; und daselbst bleibet, bis ihr fortgehet: und wo ihr in ein Haus kommet, so begrüßet es, und wenn das Haus dessen würdig ist, so lasset euern Frieden über es kommen; wenn es aber nicht würdig ist, lasset euern Frieden zu euch zurückkehren. Und wo Jemand euch nicht aufnimmt, noch eure Worte hört; so gehet aus demselbigen Hause oder derselben Stadt und schüttelt den Staub eurer Füße ab.“ Oder wie Markus und Lucas erzählen: „Gehet hinaus auf die Straßen, und sprechet: Auch den Staub aus eurer Stadt, der sich uns angehängt hat, schütteln wir ab wider euch. Wahrlich ich sage euch, es wird dem Lande Sodom und Gomorra an dem Tage des Gerichts erträglicher ergehen, denn derselbigen Stadt.“ (Matth. 10. Marc. 6. Luc. 9. und 10.)

Es wäre allerdings ein Glück, wenn die von Christus seinen unmittelbaren Schülern gegebenen göttlichen Lehren in diesen Theilen seines Werkes von einer großen Menge derjenigen befolgt worden wären, welche sich ihre Nachfolger nannten. Wir würden dann jetzt nicht die schrecklichen Trübsale, welche die Welt eine so lange Zeit hindurch zerrütteten, noch die heftigen Kämpfe zu beweinen haben, welche Europa mit Blut überschwemmten, indem man den Namen einer Religion mißbrauchte, welche auf jeder Seite

ihrer göttlichen Urkunden Friede, Liebe, Wohlwollen und Nachsicht empfiehlt.

Daß die Apostel sich getreulich nach diesen göttlichen Befehlen richteten, erhellt deutlich aus einigen Stellen unserer heiligen Bücher. Der Eifrigste von ihnen, Paulus, hat öfters durch seine hinreißende Beredtsamkeit die in ihren Synagogen zu Jerusalem, Antiochien und in andern Orten versammelten Juden von der Wahrheit der christlichen Religion in einer so meisterhaften Weise überführt, daß er wider ihren Willen ihren Beifall erhielt, ohne jedoch ihre Vorurtheile völlig beseitigen zu können; ja, das Ende war, daß er sie durch den Kampf mit dem Hasse und dem offenen Widerstande der Zeloten von der entgegengesetzten Partei verwirrte, als sie nämlich seine Tugenden und seine unvergleichliche Beredtsamkeit gewahr wurden. Was that der Apostel bei solchen Gelegenheiten? Er stand ab, er unterwarf und ergab sich, er handelte nach den Regeln, welche sein göttlicher Meister gegeben hatte. Man blicke hin auf sein Betragen in solchen Fällen der Prüfung, wie es in folgender Stelle geschildert wird:

„Da aber die Juden die Menge sahen, wurden sie voll Neides, und widersprachen dem, was Paulus redete, und lästerten. Paulus aber und Barnabas sprachen voller Freimüthigkeit: Euch mußte zuerst das Wort Gottes verkündigt werden; weil ihr es aber verwerfet, und euch selbst nicht würdig achtet des ewigen Lebens, siehe! so wenden wir uns zu den Heiden. — Aber sie schüttelten den Staub von ihren Füßen wider sie und zogen gen Iconium." (Act. 13.)

Da ich ganz aufrichtig und völlig unverstellt an den göttlichen Ursprung des Christenthumes glaube und vest davon überzeugt bin, daß diese Religion allein in diesem und dem kommenden Leben Menschen glückselig machen kann, so ist es immer mein eifrigster Wunsch gewesen, sie von allen

Menschen geglaubt und bekannt, ihre Herrschaft, ihren milden und doch urkräftigen Einfluß über die ganze Welt und unter allen Nationen verbreitet zu sehen.

Einige scheinen der Meinung zu seyn, wenn die Civilverwaltung des Landes eigene Unterstützung gewährte und zur christlichen Religion ermunterte, so werde diese aus dem Zustande der Verachtung und Entwürdigung, in welchen sie herabgesunken ist, befreit werden und gedeihen. Nach meiner unmaßgeblichen Meinung möchte dieß in frühern Zeiten der Fall gewesen seyn; aber unter den jetzigen Umständen, wo die Vorurtheile der Hindus gegen sie eine so große Höhe erreicht haben, frage ich, welche anwendbare Unterstützung von Seiten der Regierung die Interessen derselben wirklich fördern könnte und ob nicht eine solche Einmischung ihr vielmehr nachtheilig seyn dürfte, weil sie den Argwohn und das Mißtrauen der Eingebornen vermehren würde?

Einige Andere denken, der Umgang der Europäer mit den Eingebornen werde früher oder später in der Religion und den Sitten der letztern eine Umwälzung hervorbringen. Aber um eine solche Wirkung zu haben, müßte dieser Umgang enger, inniger und vertraulicher seyn, als er es jetzt ist oder jemals war. Ist der Umgang der Moslemen mit den Hindus, während eines Zeitraumes von beinahe tausend Jahren, obschon er freundschaftlicher war als der, welcher zwischen den letztern und den europäischen Herrschern Statt findet, im Stande gewesen, eine solche Umwälzung hervorzubringen und die Vorurtheile dieses Volkes gegen alle fremden Einrichtungen zu heben? und haben die moslemischen Beherrscher während eines so langen Zeitraumes anders als durch Zwangsmittel und gewaltsame Maßregeln Jemanden zu ihrer Religion und ihren Gebräuchen bekehren können?

Es ist eine ganz bekannte Erscheinung, daß gerade

diejenigen Hindus, welche mit den Europäern am Vertraulichsten sind und am Meisten zusammenhalten, die stärkste Abneigung und den größten Widerwillen gegen die Religion und die Sitten der letztern äußern. Zum Beweise dieser Behauptung berufe ich mich auf alle Civil- und Militär-Beamte, welche unter den drei Präsidentschaften in Indien dienen. Haben die letztern in ihrer zahlreichen Armee, vielleicht mit Ausnahme weniger dem Trunke ergebener Trommelschläger und Pariahs, je einen Soldaten gefunden, der auch nur die entfernteste Lust gezeigt hätte, ein Christ zu werden? und kann ein Gewalthaber oder Richter, oder ein anderer Civilbeamte von Range sich rühmen, einen einzigen Eingebornen unter seiner Aufsicht gefunden zu haben, der nicht ganz besonders gegen die christliche Religion und die europäischen Gebräuche und Erziehung eingenommen gewesen wäre?

Wenigstens habe ich gefunden, wenn ich bei der öffentlichen Ausübung meiner religiösen Pflichten einem Widerspruche ausgesetzt war, daß dieser immer von den Eingebornen herkam, welche bei einer der Regierungsbehörden eine öffentliche Anstellung hatten, niemals aber von den friedlichen Einwohnern des Landes, unter denen ich allenthalben die größte Duldung angetroffen habe.

Nach meiner Meinung werden die Hindus in dieser Hinsicht nach einem andern Jahrtausende dieselben seyn, welche sie vor tausend Jahren waren. Ihre Zurückhaltung und Entfernung vom Umgange mit Europäern wird immer so fortdauern und ihr Abscheu gegen die Religion, Erziehung und Sitten der letztern wird sich eben so wenig als ihre andern vornehmsten Vorurtheile vermindern.

Inzwischen sollte auch der Verkehr zwischen den Menschen beider Nationen, wenn er inniger und freundlicher geworden, eine Umwälzung in der Religion und den Gebräuchen des Landes bewerkstelligen; so werden sie nicht, um

Christen zu werden, ihre eigne Religion verlassen, sondern vielmehr (was nach meiner Meinung tausend Mal schlimmer ist als Abgötterei, um vollkommene Atheisten zu werden, und wenn sie ihre jetzigen Sitten aufgeben, so wird dieß nicht geschehen, um die europäischen anzunehmen, sondern vielmehr das zu werden, was man jetzt Pariahs nennt. *)

---

*) Unter den einzelnen Indischen Stämmen, welche von der Gemeinschaft mit den übrigen ausgeschlossen sind, machen die Pariahs den zahlreichsten aus, indem sie wohl ein Fünftheil der ganzen Bevölkerung auf der Halbinsel umfassen. Da sie die gebornen Sclaven des Landes sind, und von der menschlichen Gesellschaft Nichts zu erwarten oder zu fürchten haben, so überlassen sie sich natürlicher Weise allen Ausschweifungen ohne Rückhalt und Schaam, und erlauben sich die größten Unregelmäßigkeiten, ohne auch nur den geringsten Schein von Gewissensbissen anzunehmen. Die Laster derselben sind von sinnlicher Art; es herrscht eine Rohheit unter ihnen, welche Abscheu erregt. Ihr rohes Aeußere ist ein treues Abbild ihres Charakters; aber die Rohheit ihrer Sitten und ihres Betragens übertrifft noch das Widrige in ihrem Aeußern. Dem Trunke sind sie ausnehmend ergeben, während alle übrigen Hindus dieß Laster besonders verabscheuen; ihre Unmäßigkeit veranlaßt unter ihnen häufige Zänkereien und verleitet sie zu einer grausamen Behandlung der Weiber, so daß diese oft selbst im Zustande der Schwangerschaft nicht mit Schlägen verschont werden. Am Meisten verhaßt sind sie wegen ihrer abscheulichen Nahrungsmittel, und gewiß mit vollem Rechte. Denn angelockt von dem Gestanke eines modernden Aases eilen sie haufenweise herbei, das in Fäulniß übergegangene Fleisch den Hunden und Raubvögeln streitig zu machen, zerstückeln das Aas und verzehren es ohne Reis und Salz. Sie bekümmern sich durchaus nicht darum, an welcher Krankheit das Thier umgekommen sei, sondern sie tragen sogar kein Bedenken, heimlich Ochsen und Kühe des Nachbars zu vergiften, um ihrer Gefräßigkeit ein Mahl zu gewinnen.

Von solcher Art würden nach meiner unmaßgeblichen Meinung die traurigen Resultate dieser Umwälzung seyn, wenn sie jemals Statt finden sollte.

Ich verbleibe u. s. w.

Den 7. August 1815.

Zweiter Brief.

An den hochwürdigen G. B. — Bombay.

Mein werther Herr!

Seit ich das Vergnügen hatte, Sie zu — zu sehen, bin ich beständig von einem Orte zum andern gereist, um die verschiedenen Gemeinden der gebornen Christen, welche in diesem Theile des Landes leben, zu besuchen und ich hatte daher bis jetzt keine Muße, Ihnen die kleine Skizze von dem Zustande des Christenthums in diesen Provinzen zu geben, welche Sie zu haben wünschten, als Zugabe zu dem, was ich früherhin über diesen Gegenstand schrieb. Ich benüze nun die ersten Augenblicke von Muße, welche mir vergönnt sind, um Ihre Wißbegierde zu befriedigen und Ihnen, so weit meine Kenntniß geht, die fernern Details, welche sie über diesen interessanten Punct verlangen, mitzutheilen.

Ich habe Nichts, oder sehr Wenig zu dem hinzuzufügen, was ich in meinem vorigen Briefe in Betreff der wenigen Gemeinden der eingebornen Christen von der lutherischen Confession angegeben habe. Die Leitung dieser Gemeinden ist jetzt der Sorge lutherischer, aus Dänemark und Deutschland gesandter Missionarien anvertraut, deren vorzüglichstes Etablissement bis jetzt zu Tranquebar war, von wo aus Missionarien abgeschickt werden, um die unter-

untergeordneten Gemeinden zu Madras, Tanjore und Trichinopoly zu versehen.

Die Leitung der bei Weitem zahlreichern Christengemeinden römischkatholischer Confession, welche von den Ufern des Krischna bis zum Cap Comorin im Lande zerstreut sind, ist der Oberaufsicht zweier Titular-Erzbischöfe, zweier Titular-Bischöfe und drei Bischöfen in partibus mit dem Titel apostolischer Vicare anvertraut.

Die zwei Erzbischöfe sind der von Goa, der Metropolit von Indien, welcher deßhalb den Titel: Primas des Orients führt, und der von Cranganore an der malabarischen Küste. Des Letztern Sitz ist während der letzten vierzig Jahre vacant gewesen und das Erzbisthum wurde in dieser Zeit von einem Generalvicare verwaltet, welchen der Erzbischof von Goa einsetzte.

Die zwei Bisthümer sind das von St. Thomas unweit Madras, und das von Cochin, beide während der letzten funfzehn oder sechzehn Jahre unbesetzt; der zerrüttete Zustand Europa's und andere Umstände haben bis jetzt nicht verstattet, daß der portugiesische Hof diese drei vacanten Sitze ausfüllte. In der Zwischenzeit sind die beiden letztern ebensowohl als der erstere von Generalvicarien versehen worden, welche der Metropolit, der Erzbischof von Goa, jetzt nur noch der einzige Uebriggebliebene unter den vier Titulatur-Bischöfen Indiens, bestellt hat.

Diese vier Bischöfe sind zu allen Zeiten von dem portugiesischen Hofe angestellt worden, welcher immer auf das ausschließliche Recht Anspruch machte die Sache der Religion in Indien zu schützen, und zu verhüten strebte, daß nicht katholische Missionarien aus andern Ländern der Bekehrung halber nach Asien gesandt würden, indem er erklärte, allein dem Unternehmen gewachsen zu seyn und nach dem Verluste seines einst so furchtbaren weltlichen Einflusses auf das Land alle in seiner Macht stehende Mittel an-

wandte, um in demselben eine Art von Autorität, und ein absolutes und ausschließliches Monopol sich zu erhalten, nämlich die Heiden zu bekehren, Seelen zu erretten und die Pforten des Himmels zu öffnen.

Wie dem auch sei, diese angeblichen Rechte wurden vom heiligen Stuhle nicht geachtet, welcher sich seines höchsten Ansehens in geistlichen Dingen von Anfange an bediente und ungeachtet der oft darüber wiederholten Protestationen des portugiesischen Hofes bestellte er Bischöfe in partibus mit dem Titel apostolischer Vicarien in verschiedenen Theilen Asiens unter der unmittelbaren Aufsicht der Congregation de propaganda zu Rom und völlig unabhängig von den Titular-Bischöfen, welche der portugiesische Hof angestellt hatte.

Dieser apostolischen Vicarien, welche ihr geistliches Ansehn von der Congregation de propaganda erhalten, sind drei in der Halbinsel. Der eine residirt zu Bombay, ein anderer zu Verapoly unweit Cochin und der dritte zu Pondichery; ein jeder von ihnen hat einen kleinen Verein von Missionarien, sowohl aus Europäern als Eingebornen, um die unter ihrer Aufsicht stehenden Gemeinden zu besuchen und zu verwalten. Der europäischen Missionarien sind jetzt wenige und alle alt oder schwach, weil der zerrüttete Zustand Europas, während der verflossenen 25 Jahre, keine neuen Ergänzungen durch Sendung von solchen Leuten nach Asien verstattete. Aus diesem Grunde sind die Missionen mit schnellem Erlöschen bedroht; denn die eingebornen Geistlichen sind ganz und gar nicht im Stande, sie zu erhalten, wenn sie ihrer eignen Hilfe überlassen und der Unterstützung der europäischen Missionarien beraubt werden.

Sie sehen demnach, daß in Allem sieben katholische Bischöfe in Indien sind, um für den Nutzen der römisch-katholischen Confession zu sorgen.

Um mit dem Erzbischofe von Goa anzufangen, so hat

dieser unter seiner Jurisdiction die größte Anzahl der Christen von allen Classen. Man hat mich glaubhaft versichert, daß die dazu gehörige Anzahl sich auf 300,000 Seelen beläuft; und wenn man bedenkt, daß wenigstens zwei Drittheile der Bevölkerung in den portugiesischen Niederlassungen Christen sind und daß außerdem von den 160,000, welche sich auf der Insel Ceylon befinden, zwei Drittheile katholischer Confession sind, *) unter der Jurisdiction des Erzbischofs von Goa, so bin ich geneigt zu glauben, daß diese Zahl nicht übertrieben ist.

Der Erzbischof hat einen Klerus aus Eingebornen, welcher in den Seminarien zu Goa gebildet wird und, wie man mir gesagt hat, aus etwa 1500 Priestern, Mönchen und Brüdern besteht.

Nach dem Erzbischofe von Goa kommt zunächst dem Range nach der Erzbischof von Cranganore, ein jetzt vacanter Sitz. Diese Mission war einst blühend und vor siebenzig oder achtzig Jahren zählte sie etwa 200,000 eingeborne Christen unter ihrer Jurisdiction, welche sich nach Madura und andern Provinzen, sogar bis zu den Quellen des Krischna erstreckte. Heutigen Tages ist die Anzahl wegen der in einem andern Briefe angeführten Ursachen auf etwa ein Drittheil reducirt worden.

Das Bisthum von Cochin enthält wenig mehr als 60,000 Christen.

Das Bisthum von St. Thomas, nahe bei Madras, hat unter seiner Jurisdiction ungefähr 50,000 Christen, Eingeborne und Mischlinge.

Unter den drei apostolischen Vicarien, welche von den

*) Die übrigen sind Calvinisten und stehen unter der Aufsicht von deutschen Missionarien calvinischer Confession.
Anm. des Verf.

Titularbischöfen unabhängig sind, hat der Bischof von Bombay die am wenigsten zahlreiche Mission; alle Christen unter seiner Jurisdiction belaufen sich nicht über 10 oder 12,000 und sind lauter Mischlinge. Die Mission wird von italienischen Carmeliter-Brüdern verwaltet.

Der apostolische Vicar zu Pondichery übt seine geistliche Jurisdiction über Carnatic und Mysore aus, in welchen Provinzen sich ungefähr 35,000 Christen finden.

Die Mission unter der Aufsicht des apostolischen Vicars von Verapoly, unweit Cochin, wird auch von italienischen Carmelitern verwaltet und ist die blühendste von allen dreien. Sie dehnt sich hauptsächlich über die Provinz Travancore aus. Diese Mission zählt 120,000 Christen von Eingebornen, steht unmittelbar unter der Aufsicht von ungefähr hundert einheimischen Priestern, welche von den Carmelitern, deren jetzt drei oder vier sind, in ihrem Seminarium zu Verapoly gebildet werden. Sie hat unter ihrer Jurisdiction syrische und lateinische Priester, um bei den in Travancore angesiedelten Gemeinden von diesem und jenem Ritus den Cultus zu verwalten. Es ist dieses jetzt die einzige Mission, in welcher noch unter den heidnischen Bewohnern Proselyten gemacht werden. Ich weiß aus guter Quelle, daß in derselben jährlich zwischen drei- und vierhundert Heiden bekehrt werden und daß diese Anzahl sich vermehren würde, wenn die Missionarien zu diesem Zwecke dienliche Mittel besäßen. Die hauptsächlichste Ursache eines solchen außerordentlichen Erfolges, welchen man sonst nirgends in Indien antrifft, liegt in Folgendem:

Die Provinz Travancore ist hauptsächlich von dem Stamme der Nairs bewohnt, welche von allen Hindus am vorzüglichsten und strengsten ihre Gebräuche und häuslichen Einrichtungen beobachten und welche wegen der kleinsten Uebertretung derselben die Fehlenden aus ihrer Kaste stoßen. Diese geächteten Menschen sind nach ihrer Verbannung ohne

Hilfe in der ganzen Gesellschaft und werden von Allen als entehrte Menschen betrachtet, sie müssen daher neue Verbindungen anknüpfen und dazu ist ihnen keine andere Hilfsquelle geblieben, als die, sich zum Christenthume oder zum Islam zu wenden. Der größere Theil zieht den letztern vor, weil die muhammedanische Religion größere weltliche Vortheile darbietet, und nicht so vielen Zwang auflegt, als das Christenthum.

Da ich einmal von den in Travancore lebenden Christen spreche, so möchte dieß der rechte Ort seyn, um Ihnen über die in dem Lande angesiedelten, bis jetzt sogenannten nestorianischen Gemeinden, welche sich selbst für die Nachkommen der von dem heiligen Apostel Thomas gemachten Proselyten prahlend ausgeben, so viel ich weiß, Nachricht zu geben.

Verschiedene und in mancher Hinsicht widersprechende Nachrichten sind neuerdings über diese Secte bekannt gemacht worden, indem einige Schriftsteller sie Nestorianer nennen, andere aber behaupten, daß es Eutychianer seien. Aber das Wahre ist, daß sie selbst nicht wissen, zu welcher Secte sie gehören. Die Verwirrungen, welche unter ihnen in diesen letzten zwei Jahrhunderten entstanden, haben sie in ihren religiösen Meinungen so wankend gemacht, daß Sie kaum die Gelehrtesten von ihnen in der Erklärung ihres Glaubens übereinstimmend finden würden. Jedoch scheint es den beßten Nachrichten zufolge, welche ich über diesen Gegenstand zu erhalten im Stande war, daß sie sich in zwei Secten theilen, so daß der eine Theil Nestorianer, der andere Eutychianer umfaßt.

Dennoch hat man wenig Ursache, daran zu zweifeln, daß sie Alle, als sie zuerst von den jesuitischen Missionarien vor etwa 200 Jahren besucht wurden, den von Nestorius bekannten Lehren hartnäckig anhingen, dessen Irrthümer zwar Anfangs auf der allgemeinen Synode zu

Ephesus, ferner auf der zu Chalcedon verdammt, dann aber nach ihrer Erneuerung durch Dioscorus ein Gegenstand vieler Streitigkeiten in der Kirche vom sechsten bis zu dem Ende des achten Jahrhunderts wurden.

Ihr Hauptirrthum bezieht sich auf das Geheimniß der Menschwerdung. Sie verwerfen die Autorität der ersten vier allgemeinen Concilien; das ist das erste Concilium zu Nicäa, das erste zu Constantinopel, das zu Ephesus und das zu Chalcedon, in welchen Concilien der christliche Glaube über die Menschwerdung deutlich bestimmt und gegen Arius, Nestorius und Eutyches und anderer Sectirer Neuerungen in der Lehre vertheidigt wurde; und ihr Hauptirrthum bestand darin, daß sie mit Nestorius eine einzige Natur und zwei unterschiedene Personen in Christus annahmen, während die Eutychianer zwei Naturen und zwei Personen anerkennen.

Sie verweigern übrigens der heiligen Jungfrau den Titel Theotokos oder Mutter Gottes, weil sie behaupten, der Sohn Gottes habe nicht in ihrem Leibe eine Seele und einen Körper angenommen.

Diese Secte hat die kirchliche Hierarchie erhalten, welche bei ihnen aus einem Patriarchen, aus Bischöfen und aus einer niedern Geistlichkeit besteht. Die Nestorianer gehorchen in religiösen Dingen dem Patriarchen von Babylon, und die Eutychianer sollen die Autorität des Patriarchen von Antiochien anerkennen. Ihre Bischöfe leiten ihre Autorität von beiden ab und sie ordiniren den untern Klerus durch Auflegen der Hände.

Sie nehmen gleich der katholischen Kirche sieben Sacramente an. Sie haben die Messe und glauben an die wirkliche Gegenwart Christi im heiligen Abendmahle. Sie haben die Ohrenbeichte nicht, aber gestatten das

Fegfeuer, Gebete für die Todten und Anrufung der Heiligen.*)

---

*) Nach Buchanan (a. a. O. S. 119 ff.) sollen der Dogmen der syrischen Christen wenige seyn, welche in den wesentlichen Puncten mit denen der englischen Kirche übereinstimmten. Namentlich erzählt er (S. 122.), daß die syrischen Christen in Absicht auf die Lehre von der Dreieinigkeit dem athanasianischen Symbolo beiträten, ohne jedoch die Verdammungsformeln gegen die Häretiker beizufügen. Allein wenn man auf den geschichtlichen Ursprung der Niederlassungen dieser Christen in Indien Rücksicht nimmt, so muß man schon deßhalb geneigt seyn, sie für Nestorianer zu halten; denn es leidet wohl keinen Zweifel, daß es Colonien von nestorianischen Christen sind, welche sich immer tiefer in den Osten zurückzogen, nachdem sich gegen die Anhänger der Lehre des Nestorius Verfolgungen erhoben hatten. Obgleich durch die schändlichen Intriguen und Zwangsmittel der Portugiesen, besonders aber des Erzbischofs Alexis de Menezes, diese ruhigen Bewohner Indiens dem römischen Papste unterworfen und mit der katholischen Kirche auf der Synode zu Diamper im J. 1599 vereinigt worden waren, darf man doch nicht annehmen, daß dieser Schritt aufrichtig und allgemein geschehen sei. Vielmehr fanden sich bald nach jener Zeit Geistliche aus Syrien ein, erneuerten die alten Lehren und Gebräuche, und es entstand wiederum eine Verbindung mit den verschiedenen Secten der syrischen Kirche. Heut zu Tage gibt es nach Wrede's Angabe (Account of the St. Thomé christians on the coast of Malabar, in den Asiatick Researches. Vol. VII. p. 373.) noch solche syrische Christen in Indien, welche von der römischen Kirche mit dem Namen schismatisch belegt werden; und stehen unter der Leitung eines Bischofs, der von jacobitischen (?) Bischöfen aus Antiochien, im J. 1752 die heilige Weihe empfing. Wrede gibt außerdem an, daß sie der eutychianischen Vorstellung mehr zugethan sind, als der nestorianischen, jedoch im Allgemeinen des Nestorius Grundsätze haben. Dagegen sind 84 von den alten Kirchen der Thomaschristen der römisch-katholischen Confession zugewandt geblieben unter einem zu Cranganore residirenden Erzbischofe. Die Schilderung Buchanan's von dem

Sie haben unzählige Fasten in dem Laufe des Jahres; sie gebrauchen Lichter, Kerzen und Weihrauch und haben viel mehr äußere Ceremonieen als die Katholiken bei der Ausübung ihrer religiösen Functionen; aber sie verwerfen den Bilderdienst gänzlich, ausgenommen das bloße Kreuz, welches in allen ihren Kirchen aufgestellt ist und welchem sie Verehrung erweisen. Ihr Aufwand von Weihrauch ist sehr beträchtlich; denn sie verrichten weder in den Kirchen, noch daheim religiöse Ceremonieen, ohne mit Rauchwolken von Weihrauch umgeben zu seyn.

Ihr Klerus lebte bis ganz vor Kurzem im Cölibate; aber ich habe gehört, daß einige protestantische Missionarien viele von ihnen dahin vermocht haben, sich zu verehlichen und dieß ist der einzige Erfolg, dessen sie sich rühmen können.*)

Zustande sämmtlicher Kirchen ist im Allgemeinen weit erfreulicher, als die des Dübois; ob sie aber treuer sei, möchte ich nicht entscheiden, zumal Wrede ein nicht viel vortheilhafteres Bild davon gibt, als der letztere. Vergl. auch die Nachrichten aus dem 2. Berichte der Hilfsbibelgesellschaft zu Madras in den Monatl. Auszügen aus dem Briefwechsel und den Berichten der britt. und anderer Bibelgesellschaften No. VII. 1823. S. 61 ff.: „Es war nicht anders zu erwarten, als daß unter so manchen äußern Hindernissen diese ehrwürdige Kirchengemeinschaft (die altsyrische Kirche in Indien) in den tiefen Verfall hineingerathen mußte, in welchem sie sich in unsern Tagen befindet, da dem Volke das Wort Gottes nicht in seiner Muttersprache (dem malayalim Dialekte des nördlichen Theiles von Malabar) gegeben worden war, die es doch allein versteht. Sonst war auch ihre äußere Lage weit besser, und sie standen in solcher Achtung, daß sie sich noch heutigen Tages den ersten indischen Kasten gleichstellen."

*) Daß ihren Geistlichen früher erlaubt gewesen sei, wenigstens ein Mal im Leben sich zu verehlichen, sagt auch Wrede (a. a. O. S. 368.) nach den Nachrichten portugiesischer Schriftsteller. Sie haben also wohl nur ein altes Recht wieder geltend gemacht.

Der katholische, nestorianische und eutychianische Klerus derselben bedient sich in der Liturgie und bei religiösen Gebräuchen der syrischen Sprache; da aber ihre ganze Gelehrsamkeit in dieser Hinsicht bloß in der Fertigkeit besteht, sie zu buchstabiren, ohne sie zu verstehen, so kann ich nicht einsehen, von welchem Nutzen Ihr Project, sie mit syrischen Bibeln zu versehen, seyn könnte. Nicht Einer unter ihnen ist im Stande, diese alte Sprache zu verstehen.*)

Außer den oben erwähnten Missionen ist noch eine andere zu Madras unter der Aufsicht italienischer Capuciner, die einen apostolischen Vorgesetzten zu ihrem Obern haben und ihre geistliche Wirksamkeit von der Congregation de propaganda erhalten. Diese Mission enthält 10 oder 12,000 Christen von verschiedener Beschaffenheit, Eingeborne, Mischlinge u. s. w., welche zu Madras und in der Nachbarschaft leben.

Dieselben italienischen Capuciner arbeiten auch dahin, religiöse Etablissements in den Provinzen Bengalen, Aude, Behar u. s. w. zu bilden. Sie sind bis Nepal und Tibet gedrungen; aber sie haben in diesen verschiedenen Provinzen nur wenig Erfolg gehabt. Sie hatten ehedem eine kleine Gemeinde in Nepal, und sie haben noch Kapellen zu Agra, Lucknow, Patna und an drei oder vier andern Orten in der Provinz Behar; aber ihre gottesdienstlichen Oerter in diesen verschiedenen Provinzen werden sehr sparsam gepflegt und das wenige Volk, welches sie besucht, besteht gänzlich aus Mischlingen.

In der That hat man bemerkt, daß die überall unter den Hindus sich findenden Vorurtheile, welche sich in jeder Periode als ein unübersteigliches Hinderniß der Einführung der christlichen Religion in Indien ergaben, in den Provin-

---

*) Daß Buchanan hiermit nicht übereinstimme, ist bereits oben (S. 20. Anmerk. **) erinnert worden.

zen am Ganges noch tiefer, als irgendwo, eingewurzelt sind. In günstigern Zeiten sandte die Congregation de propaganda allmählig mehrere Vereine von Missionarien in das Land, um wenigstens einige Funken des evangelischen Lichtes über dasselbe zu verbreiten. Die französischen Jesuiten, die portugiesischen Augustiner, die italienischen Capuciner wurden nach einander zu dem Ende abgesandt, aber sie konnten keinen Eindruck machen; zuletzt wurde das Unternehmen, da alle ihre Bemühungen fehlschlugen und sie in allen ihren Versuchen getäuscht wurden, ganz aufgegeben.

Ich habe in dieser Skizze des armenischen Klerus nicht gedacht, welcher zu Madras ist, weil er niemals versucht hat, unter den Hindus Proselyten zu machen und sein einziges Geschäft immer war, über die an diesem Orte lebende Gemeinde die Aufsicht zu führen. Diese christliche Secte weicht in ihren Religionslehren nicht sehr von der katholischen Kirche ab. In der That besteht die einzige Hauptabweichung, welche ich zu bemerken habe, darin, daß ihrem Klerus die Ehe erlaubt ist und daß sie das Supremat des Papstes verwirft, weil sie nur einem Patriarchen aus ihrer Mitte in geistlichen Dingen Gehorsam leistet; im Uebrigen bekennen sie fast denselben Glauben als die Katholiken, denn sie nehmen gleich diesen die sieben Sacramente, die Messe, Transsubstantiation, den Bilderdienst, die Anrufung der Heiligen u. s. w. an. Ihre Liturgie ist in armenischer Sprache abgefaßt.

Aus dieser kurzen, allgemeinen Skizze der verschiedenen Missionen in der Halbinsel werden Sie ersehen, daß die Anzahl der Neubekehrten, obgleich sie nicht mehr als ein Drittheil von der vor etwa siebenzig Jahren umfaßt, doch noch beträchtlich ist; und es würde einigen Trost gewähren, wenn wenigstens unter ihnen das gehörige Verhältniß von wahren und unverstellten Christen wäre. Aber leider! ist dieß durchaus nicht der Fall. Die größere, die bei Wei-

tem größere Anzahl zeigt Nichts als ein eitles Phantom, einen bloßen Schatten des Christenthums. Wahrlich, ich möchte kaum wagen zu behaupten, daß ich während eines Zeitraumes von 25 Jahren, welche ich in traulichem Umgange mit ihnen, und als ihr Religionslehrer und geistlicher Führer unter ihnen verlebt habe, irgendwo einen aufrichtigen und unverstellten Christen getroffen hätte.

Wenn sie die christliche Religion annehmen, so entsagen sie sehr selten von Herzen ihren vornehmsten abergläubischen Meinungen, zu welchen sie immerfort eine geheime Neigung unterhalten, welche sie nicht ermangeln in den verschiedenen Lagen des Lebens zu offenbaren; und bei vielen Umständen, wo die Vorschriften ihrer Religion mit ihren hauptsächlichsten Gewohnheiten im Widerspruche stehen, nehmen sie selten Anstand, die erstern zu vernachlässigen und sich nach den letztern zu richten.

Außerdem, um redliche Christen aus den Eingebornen zu machen, würde es vor allen Dingen nöthig seyn, aus der Urkunde der christlichen Religion das große hauptsächlichste Gebot der Liebe zu tilgen; denn wollten Sie versuchen, einen Hindu zu überzeugen, daß diese Religion alle Menschen vor Gott, unserm gemeinschaftlichen Schöpfer und Vater, gleich setzt; — daß das Geborenwerden in einer höhern Kaste Niemandem ein Recht gibt, mit Gleichgiltigkeit oder Verachtung auf Menschen aus einem niedern Stamme herabzublicken; — daß sogar der erhabene Brahmine nach seiner Annahme des Christenthums den niedrigen Pariah als seinen Bruder betrachten und bereit seyn soll, ihm alle in seiner Macht stehenden Beweise von Güte und Liebe zu geben; — wollten Sie versuchen, sogar den Pariah von niedriger Geburt zu überzeugen, daß er nach seinem Uebertritte zum Christenthume für immer der kindischen

Unterscheidung von rechter und linker Hand*) zu entsagen habe, auf welche er so viel Gewicht legt, und

*) Diese Eintheilung der indischen Nation, obgleich sie neuern Ursprungs zu seyn scheint, indem die alten einheimischen Urkunden ihrer nicht gedenken, und obschon sie im Norden wenig bekannt seyn soll, ist dennoch von nicht geringerer Wichtigkeit, als die Eintheilung in Kasten. Sie gehört zu den unzweckmäßigsten Einrichtungen, wodurch die Ruhe des Staates und der Friede der Bürger immerdar gefährdet wird. Denn sie ist die Quelle von endlosem Zanke und Streite und eine fruchtbare Mutter von Eifersucht und Animosität. Die größere Anzahl der indischen Kasten gehören entweder zur linken Hand, oder zur rechten Hand. Erstere umfaßt die ganze Abtheilung der Vaisya, der Panchala oder 5 Klassen von Handwerkern und einige andere geringere Abtheilungen der Schudras; dann schließt sie auch die verachtetste Klasse, nämlich die Chakili in sich, welche man für ihre hauptsächlichste Hilfe ansieht. Zu der andern dagegen gehören die vorzüglichsten Abtheilungen der Schudras, und ihr Hauptbollwerk bilden die Pariahs, welche sich daher den Ehrentitel Freunde der rechten Hand beilegen. Die Brahminen, die Pariahs und einige Abtheilungen der Schudras sind als neutral anzusehen und genießen alle die Vorrechte und Auszeichnungen, welche beiden Händen zukommen. Bei den vielen Streitigkeiten der betheiligten Stämme machen die neutralen die Schiedsrichter. Eine jede der beiden Hände hat gewisse Privilegien, welche sorgfältig bewacht werden, wenn sie auch in unsern Augen als Kleinigkeiten erscheinen. Dahin gehört z. B. das Recht, Pantoffeln zu tragen, bei der Hochzeit unter einem Palankin oder zu Pferde erscheinen zu dürfen, sich von Bewaffneten begleiten, oder einen Trompeter vor sich her blasen zu lassen, und bei öffentlichen Ceremonieen Musik zu haben u. s. w. Maßt sich Jemand Etwas an, was der Hand, zu welcher er gehört, nicht gebührt, so entstehet sofort Tumult, der oft eine ganze Provinz in Unruhe setzt und mit blutigen Auftritten endet. So ruhig und harmlos der Hindu sonst ist, so wenig weiß er sich in einem solchen Falle zu mäßigen. Drohungen, selbst thätlicher Eingriff der Obrigkeit durch Soldaten können sehr

welche er als das ehrenvollste Charakteristische seines Stammes betrachtet; — ihm zu sagen, daß diese Unterscheidung von rechter und linker Hand, da sie eine Quelle von fortwährendem Streite, Kampfe und Animosität ist, sich durchaus nicht mit den ersten Pflichten verträgt, welche ihm die christliche Religion aufgelegt hat, und daß sie deßhalb aufgegeben werden muß; — wollten Sie versuchen, Aeltern gegen die bestehenden Sitten dahin zu bringen, daß sie einer jungen Wittwe, ihrer Tochter, welche ihrer Jugend wegen sich selbst und ihre Familie entehren könnte, wieder zu heirathen erlaubten; daß sie so gegen einen ihrer hauptsächlichsten Gebräuche und Einrichtungen handelten; so würden Ihre Lehren, Ihre Anweisungen, Ihre Wortwechsel über solche Dinge von keinem Nutzen seyn und Ihre Christen würden als Sclaven ihrer antichristlichen Vorurtheile und Sitten fortleben.

Wenn ihre Religionslehrer ihnen durch ihre ungestümen Ermahnungen über solche Dinge zu lästig werden, so setzen sie sich in einen Zustand der Insurrection, empören sich gegen sie und trotzen ihnen durch Drohung des Abfalls.

Von der andern Seite sind ihnen auch die practischen Tugenden des Christenthums meistens unbekannt. Viele von ihnen sind mit der Lehre und Moral ihrer Re-

---

oft den Sturm nicht einmal besänftigen, wenn sie nicht vermöge der Uebermacht die Menge aus einander treiben. Und selbst diese Maßregel wirkt nur augenblicklich; sobald sich nur eine günstige Gelegenheit darbietet, den Streit wieder zu beginnen, sucht man aufs Neue mit ungezähmter Wuth das vermeintlich angetastete Recht zu bewahren. Dubois führt in seiner Description of the character, manners and customs of the People of India. (London. 1817. p. 11. ff.) ein interessantes Beispiel von einem solchen Kampfe an, dessen Veranlassung bloß darin lag, daß ein Chakili bei einer öffentlichen Festlichkeit rothe Blumen auf seinen Turban gesteckt hatte, was die Pariahs dieser Kaste nicht verstatten wollten.

ligion noch erträglich bekannt; aber die bei Weitem größere Anzahl lebt in der größesten Unwissenheit über diese Puncte und die Religion von Allen besteht in wenig mehr, als in einigen äußerlichen Gebräuchen und dem gelegentlichen Recitiren einiger Gebetsformeln, welche allerdings mit vielen äußern Gebehrden begleitet sind, aber ohne innern practischen Sinn für Religion. In der That, alle ihre Uebungen sind entweder bloße Gewohnheit oder werden vielmehr des Scheines wegen vollbracht, z. B. sich nicht durch zu auffallende Nachlässigkeit dem Tadel ihrer religiösen Führer auszusetzen, aber nicht aus dem Bewußtseyn von Pflicht gegen Gott.

Die Hindus sind ein Volk von so eigenthümlicher Beschaffenheit, daß ich es fast für unmöglich halte, wahre und aufrichtige Christen aus ihnen zu machen. Die Macht des Vorurtheils ist Allen bekannt; und Jedermann weiß ferner, daß kein Volk auf der Erde je ein solcher Sclave seiner Bildung und Sitten war, als sie es sind. Es ist auch wohl bekannt, daß die Einführung neuer Gewohnheiten und Anstalten, mögen es religiöse oder bürgerliche seyn, bei ihnen zu allen Zeiten den angestrengtesten Bemühungen aller ihrer stolzen Sieger mißlungen ist, daß ihre Anhänglichkeit an ihre eignen Einrichtungen stets unbezwungen und ihr Abscheu gegen jede Neuerung unüberwindlich geblieben ist.

Die Hindus sind ein von allen andern gänzlich verschiedenes Volk. Sie mögen über sie, wenn es Ihnen beliebt, mit der größesten Despotie herrschen; Sie mögen sie auf jede Weise tyrannisch bedrücken; Sie mögen sie mit Abgaben überladen und ihnen ihr Eigenthum rauben; Sie mögen ihnen ihre Weiber und Kinder nehmen, sie mit Ketten beladen und ins Exil schicken: — allen diesen Excessen werden sie sich vielleicht unterwerfen; aber wenn Sie von der Aenderung einer ihrer vorzüglichsten Einrichtungen, sowohl religiösen als bürgerlichen, sprechen, werden Sie ein völlig unlenksames Volk finden, welches sich in die-

sem Puncte nie zwingen läßt; und es ist meine entschiedene Meinung, daß der Tag, wo die Regierung sich unterfinge, in solche Dinge einzugreifen, der letzte ihrer politischen Existenz seyn würde.

Diese Gewalt der Gewohnheit bemerkt man unter den christlichen Eingebornen eben so gut als unter den Heiden. Die erstern zeigen in allen ihren Religionsangelegenheiten Apathie und Unempfindlichkeit, Stumpfsinn, welcher zuweilen an Dummheit gränzt. In der That macht die Erziehung aller Hindus sie unfähig, neue Ideen aufzunehmen und Alles, was von den bestehenden Gewohnheiten abweicht, ist ihnen mehr verhaßt oder wenigstens gleichgiltig. Es soll damit nicht gesagt seyn, als fehlte es ihnen an Verstand, Scharfsinn und Geschicklichkeit in den Dingen, in welchen sie erzogen sind, oder in solchen, wodurch ihre weltlichen Vortheile beeinträchtigt werden; sondern es ist unmöglich, ihrem Geiste neue Principien einzuflößen, oder neue Ideen einzuprägen.

Da sie außerdem von allen Seiten von einer Religion umgeben sind, welche auf die Sinne wirkt, welche ihre Jünger durch alle Arten sinnlicher Belohnungen in diesem und dem künftigen Leben anlockt, so ist ihr Gemüth zu ungebildet, eine Religion zu verstehen, welche bloß auf den Geist wirkt, ihnen nur unerforschliche Geheimnisse darbietet und ihnen hauptsächlich geistige Freuden verheißt.

Die Hindus sind vermöge ihrer Erziehung und ihrer Sitten von solcher Beschaffenheit, daß sie für Alles das völlig unempfindlich sind, was nicht einen gewaltigen Eindruck auf die Sinne macht. Auf ihre Neigungen wohl achtend haben die Betrüger, welche ihre monströse Form des Cultus erfanden, dabei das eigenthümliche Naturell und den Charakter dieser Nationen zu Rathe gezogen und da sie es mit einem Volke zu thun hatten, welches, wie sie einsahen, nur durch Gräßlichkeiten sich bewegen und an-

treiben ließ, so haben sie ihm in Folge dessen eine gräßliche Religion gegeben.

In der That, wenn Sie sich mit den Hindus über die christliche Religion unterhalten, werden Ihnen Ihre Zuhörer in Allem, was Sie sagen, bereitwillig beistimmen; aber sie werden Nichts empfinden. Wenn Sie sich über solche Dinge mit den Christen oder Heiden unterhalten, so werden Ihre Zuhörer auf ihren Füßen oder mit kreuzweis übergeschlagenen Beinen da sitzen und geduldig und mit wiederholtem Beifallsnicken Ihnen zuhören. Aber bitten Sie dieselben, wenn Sie ihnen mehrere Tage auf diese Weise gepredigt haben, um einen Bericht von Ihren Reden, oder moralischen Vorschriften und Sie werden finden, daß sie Nichts gefaßt haben, und daß Sie vergeblich gearbeitet haben, weil Sie, anstatt zu ihren Sinnen zu sprechen, sich bemühten, zu ihrem Geiste zu reden.

Da die ersten dortigen Missionarien die Macht der Sinne über dieses Volk bemerkten, und daß sich seine Einbildungskraft bloß durch starkwirkende Dinge wecken ließ, meinten sie, es werde der Sache der Religion einigen Nutzen bringen, wenn sie sich so viel als irgend möglich an die Neigungen desselben anschlössen. Dieser Ansicht zufolge hielten sie den gewöhnlichen Pomp und Prunk, welcher mit dem katholischen Cultus verbunden, von den protestantischen Gemeinden aber gemeiniglich getadelt wird, nicht für ergreifend genug für sie, um auf den groben Sinn der Hindus hinreichenden Eindruck zu machen. Sie beschwerten demnach den katholischen Cultus mit einer Zugabe erhöheten äußern Glanzes, welcher in Europa unbekannt ist, in vielen Stücken von dem unter den Heiden gewöhnlichen nicht eben sehr abweicht *) und durchaus ungeeignet ist, manchem guten

*) Aehnliches führt auch Buchanan (a. a. O. S. 149. ff.) an. „So Manches auch der Verfasser, sagt er, vorher schon von

guten und aufrichtigen römischen Katholiken eine Art von Erbauung zu verschaffen.

Dieses Hindugepränge sieht man hauptsächlich an den Festen, welche von den christlichen Eingebornen gefeiert werden. Ihre Processionen in den Straßen, die immer zur Nachtzeit angestellt werden, sind für mich immer ein Gegenstand der Beschämung gewesen. Begleitet von hundert tom-toms (kleinen Trommeln), Trompeten und alle der unharmonischen, lärmenden Musik des Landes, von zahllosen Fackeln und Feuerwerken wird die Statue des Heiligen auf einen Wagen gesetzt, welcher mit Blumenkränzen und andern bunten Verzierungen nach dem Geschmacke des

---

von den Verderbnissen des Papstthums gehört hatte, noch ehe er die römischen Provinzen in Osten bereiste, so war er doch nicht vorbereitet genug, das Christenthum in einem so herabgewürdigten Zustande zu sehen, als er es auf diesem Zuge gefunden hat. Man darf in Wahrheit von den Priestern behaupten, daß sie im Allgemeinen mit den Vedas der Brahminen weit besser bekannt sind, als mit dem Evangelio Christi. An manchen Orten werden die Lehren beider mit einander vermischt. Zu Aughoor, einem Orte zwischen Tritchinopoly und Madura, war der Verfasser im October 1806 selbst Zeuge, daß der Götzenthurm des Juggernaut zur Feier eines christlichen Festes gebraucht wurde. Der alte Priester Josephus begleitete ihn, als der Götzenwagen mit seinen bemalten Figuren vor seinen Augen vorbeifuhr, und dieser erzählte ihm umständlich die Ceremonieen, die dabei verrichtet werden, so daß man es ihm ansehen konnte, daß er nicht eine ferne Ahnung von der Unschicklichkeit der Sache hatte." Man darf sich also nicht wundern, wenn die Christen im gewöhnlichen Leben sich der indischen Volkssitte fügen. So erzählt Wrede (a. a. O. p. 367.) in Bezug auf des Exjesuiten Pavony Angabe, daß unter den St. Thomaschristen noch jetzt Viele die Sitten und Lebensart der Brahminen, besonders in Hinsicht der Lustration und des Enthaltens von animalischen Speisen, zu beobachten pflegen.

Landes beladen ist, — der Wagen wird von der Menge gezogen, welche während des ganzen Zuges laut jauchzet, — die Versammlung umgibt den Wagen in völliger Verwirrung, so daß Einige aus derselben tanzen, Andre mit dünnen Stäben oder bloßen Schwertern spielen, Einige ringen, Andre den Narren spielen, Alle jauchzen oder mit einander sich unterhalten, ohne daß irgend Einer das geringste Zeichen von Achtung oder Verehrung an den Tag legt. Von solcher Beschaffenheit ist die Art und Weise der Hinduchristen im Inlande, ihre Feste zu feiern. Jedoch werden sie an der Küste mit etwas mehr Anstand gefeiert. Man findet an einer solchen Art des Cultus außerordentliches Wohlgefallen, und Etwas, was solches Gepränge, solche Verwirrung und Unordnung einschränkt, ist nicht nach dortigem Geschmacke.

Ich strebte zu verschiedenen Malen in meinem Kreise das Unvernünftige eines solchen ausschweifenden Cultus bemerklich zu machen und wie er der wahren Frömmigkeit entgegen sei; allein meine Erinnerungen gewährten meinen Zuhörern überall mehr eine Art von Anstoß als Erbauung, so daß sie zuweilen so weit gingen, die Reinheit meines Glaubens in Zweifel zu ziehen und mich als eine Art Freidenker zu betrachten, oder als einen gefährlichen Neuerer, und zwar lediglich wegen meiner freien Bemerkungen über diesen Gegenstand. Ich hielt es daher für klüger, nicht mehr davon zu sprechen und Mißbräuche zu übersehen, welche zu unterdrücken außer meiner Macht war. Ich kann aber nicht umhin zu erklären, daß die Nothwendigkeit, zufolge deren ich solche und manche andre, nach meiner Meinung nicht minder tadelswerthe Mißbräuche übersehen mußte, mir zu allen Zeiten eine große Beschwerde und Widerwillen verursacht hat.

Ich mag vielleicht Vielen in meiner Beurtheilung der Processionen und anderer äußerlicher von den christlichen

Hindus verrichteter Ceremonieen zu strenge erscheinen. Einige Personen meines Standes, gegen deren Talente und Tugenden ich die größeste Achtung hege, mit denen ich mich über diesen Gegenstand unterhielt und denen ich mein unverstelltes Mißfallen an solchem Prunke freimüthig zu erkennen gab, waren in ihrer Ansicht des Falles durchaus andrer Meinung, als ich, und behaupteten, daß in diesem, wie in jedem andern Umstande der Erziehung, dem Charakter und den eigenthümlichen Anlagen der Hindus gehöriger Maßen Etwas nachgegeben werden müsse, eines sinnlichen Volkes, welches der Herrschaft der Sinne völlig unterliege und dessen Einbildungskraft lediglich durch kräftig wirkende Dinge geweckt werden könne u. s. w. Ihre Meinung mag richtig und die meinige falsch seyn. Für ihre Meinung läßt sich sagen, daß uns unsere heiligen Bücher Beispiele von feierlichen Processionen auf den Straßen bei dem erwählten Volke liefern, welches uns im Ganzen, wenn wir auf unsere neuern Ansichten vom Schicklichen Rücksicht nehmen, nicht weniger verwerflich erscheinen, als die der christlichen Hindus. Wir haben einen vollständigen Bericht von einer solchen Procession bei Gelegenheit der Translocation der Lade aus dem Hause Abinadab's zu dem des Obededom und von dort in die Stadt Davids (2 Sam. 6. — 1 Chron. 15). David und sein ganzes Volk hatten sich bei dieser Veranlassung versammelt; die Lade wurde auf einen neuen, für diesen Zweck eigends gemachten Wagen gesetzt, „und David und das ganze Haus Israels spielte vor dem Herrn auf allerlei Instrumenten von Tannenholz, auch mit Harfen und Cithern, und mit Pauken, und mit Hörnern und mit Cymbeln" u. s. w. Der heilige König selbst von Freude überwältigt und die Gravität und den Anstand, welcher seinem erhabenen Range zukam, vergessend „tanzte aus allen Kräften vor dem Herrn," u. s. w. „Also führte David und das ganze

Haus Israels die Lade des Herrn herauf mit Jauchzen und mit dem Schall der Posaunen," u. s. w. u. s. w.

Inzwischen hat das Dulden solcher Mißbräuche, welche zum Theil, wie es scheint, zur Anlockung der Heiden erfunden wurden, weil sie einen angemessenen Eindruck auf ihre Sinne machten, seinen Zweck verfehlt; alle dieses Gepränge wird jetzt von den Hindus gleichgiltig angesehen und das Interesse der christlichen Religion hat Nichts durch Dinge gewonnen, welche Mancher bloßen Priesterbetrug zu nennen geneigt seyn möchte.

Wenn noch Jemand unter den Heiden ein Verlangen zeigt, Christ zu werden, so findet sich dieser gewöhnlich unter Verstoßenen oder völlig hilflosen Menschen, welchen alle Hilfsquellen und Connexionen in der Gesellschaft abgehen. Sie verlangen im Allgemeinen aus eigennützigen Motiven nach der Taufe. Von Wenigen, wenn sich unter diesen neuen Convertiten wirklich dergleichen finden sollten, kann man sagen, daß sie das Christenthum aus Ueberzeugung erwählt haben; und ich habe allen Grund anzunehmen, daß es, so lange die Gebräuche und Sitten der Hindus ungeschwächt fortdauern, vollkommen unsinnig ist, an eine wahre und aufrichtige Bekehrung bei ihnen zu denken.

Um Ihnen eine treffende Vorstellung von der religiösen Denkart des Hindu zu verschaffen und ein starkes Beispiel von dem zu geben, was ich oben behauptete, daß man dort Nichts als ein eitles Phantom des Christenthums ohne einen wahren oder werkthätigen Glauben antreffe, will ich mit Schaam und Bestürzung folgendes scandalöse Beispiel beibringen.

Als der vormalige Sultan Tippo Saib seinen eignen Religionsglauben über alle seine Besitzungen auszudehnen und alle Einwohner von Mysore nach und nach zum Islam zu bekehren gedachte, wünschte er mit den in seinem Lande lebenden christlichen Eingebornen den Anfang

dieses fanatischen Unternehmens zu machen, weil diese ihm wegen ihrer Religion die Verhaßtesten waren. Er gab dem zufolge im Jahre 1784 seinen Beamten in den verschiedenen Districten geheime Befehle, an den Orten, wo sich Christen fänden, die sorgfältigsten Untersuchungen anzustellen und alle diese Christen an einem und demselben Tage einzuziehen und unter starker Bedeckung nach Seringapatnam bringen zu lassen. Dieser Befehl ward pünctlich in Ausübung gebracht; sehr wenige von ihnen entkamen, und ich habe es aus guter Quelle, daß die versammelte Menge der auf solche Weise eingezogenen Personen sich auf mehr als 60,000 belief.

Einige Zeit nach ihrer Ankunft zu Seringapatnam befahl Tippo Saib Allen, sich dem Ritus der Beschneidung zu unterziehen und Moslemen zu werden. Die Christen wurden während der Tage, daß die Ceremonie dauerte, zusammengebracht, und, o Schande! — o Verbrechen! — wird man es in der christlichen Welt glauben? — nicht einer, nicht ein einziger von so vielen Tausenden hatte Muth genug, seinen Glauben bei dieser Versuchung zu bekennen und ein Märtyrer für seine Religion zu werden. Alle fielen ab in Masse und unterzogen sich ohne Widerstand, ohne Widerspruch sclavisch der Operation der Beschneidung; nicht Einer von ihnen besaß Ueberlegung genug zu sagen: „Ich bin ein Christ, und ich will lieber sterben, als meiner Religion entsagen."

Ein solcher allgemeiner Abfall, eine solche feige Apostasie ist, glaube ich, in den Annalen der Christenheit ohne Beispiel.

Nach dem Sturze des Sultan Tippo Saib kehrten die meisten dieser Apostaten wieder zurück, um wieder in ihre frühere Religion aufgenommen zu werden, und sagten, ihr Abfall sei bloß äußerlich gewesen, und in ihrem Herzen hätten sie immer den wahren Glauben an Christus

bewahrt. Etwa 2000 von ihnen kamen in den mir anvertrauten Kreis, und gegen 20,000 kehrten zu dem Distrikte Mangalore zurück, von wo sie hinweggeschafft worden waren und bauten dort ihre frühern Gotteshäuser wieder auf. Gott bewahre sie Alle ins Künftige vor solchen Prüfungen; denn sollten sich diese ereignen, so habe ich Trotz ihrer feierlichen Versicherungen bei ihrer Wiederaufnahme in das Christenthum alle Ursache, dieselben schlechten Resultate zu fürchten, das heißt mit andern Worten, sclavische Unterwerfung und allgemeinen Abfall.

Ich habe noch Nichts von der Classe der Christen in Indien gesagt, welche man gemeiniglich portugiesische nennt, obschon die Meisten derselben weder durch ihre Geburt, noch auf andre Weise mit diesem Volke, oder einer andern europäischen Nation in einem nähern Verhältnisse stehen, als mit den tatarischen Kalmucken. Sie bestehen zum Theil aus Mischlingen, den unehelichen Nachkommen von Europäern, und einigen Descendenten der Portugiesen; während der größere Theil derselben Nachkommen von Hindus aus dem niedrigsten Stande ist, welche nach der Erlernung irgend einer europäischen Sprache sich Hut, Stiefeln und europäische Kleidung zulegen, und europäische Sitten nachzuahmen suchen. Nach meiner unmaßgeblichen Meinung und so viel ich nach meinen persönlichen Beobachtungen urtheilen kann, ist diese Classe von Indiern, welche aus Katholiken und Protestanten besteht, in vielen Rücksichten niedriger, als die andern Classen der Gesellschaft. Es ist, und ich fürchte, ganz richtig von Mehreren bemerkt worden, welche den Charakter dieses Volkes beobachteten, daß die Meisten von jenen die Laster und schlechten Eigenschaften sowohl der Europäer als der Hindus in sich vereinigen, dabei aber sehr Wenig von den Tugenden und guten Eigenschaften beider besitzen; und daß sie mit der Trägheit, Apathie und Indolenz der Eingebornen reichlich ausgestattet,

von der andern Seite von dem Sinne der Hindus für Mäßigkeit und Nüchternheit, für Selbstbeherrschung, für Geduld und für Nachsicht, dann auch von der Würde und der Unabhängigkeit des Geistes entblößt sind, welche den Europäer in den verschiedenen Lagen des Lebens characterisiren. *)

Die Ursachen einer solchen Niedrigkeit liegen vor Allem in einer vernachlässigten Erziehung, in schlechten Beispielen und schlechter Gesellschaft. Die Meisten von ihnen werden von einem heidnischen, einem maurischen oder Pariahweibe, oder von einer gemeinen Hure geboren, unter deren Aufsicht sie bis zum Alter von 12 oder 15 Jahren verbleiben. Wenn ein geringer Theil von ihnen in die öffentlichen, unter dem Schutze der Regierung stehenden Schulen geschickt wird, wo man sich bemühet, ihnen eine christliche Erziehung zu geben, so kommen sehr Viele in dieselben, nachdem ihre Grundsätze bereits verdor-

*) Auch Wrede (a. a. O. p. 375.) erklärt sich über sie auf ähnliche Weise. Die portugiesischen Christen, sagt er, bestehen aus den Bekehrten, welche die Portugiesen meist aus den niedrigsten Kasten an der Küste hin gewonnen hatten. — — Sie betrachten sich nicht als Unterthanen der verschiedenen Rajahs, in deren Territorien sie ansässig sind, sondern sie genossen ehemals den Schutz sowohl der portugiesischen als der holländischen Regierung in einer großen Ausdehnung bis zum J. 1785, wo der damalige Gouverneur von Cochin, von Angelbeck, mit dem immer mächtiger werdenden Rajah von Cochin eine neue Uebereinkunft schloß, um ihnen wenigstens einige Vorrechte zu erhalten. Allein diese neuen Stipulationen achtete der Rajah nicht lange, so daß er einen großen Theil derselben aus seinem Gebiete vertrieb und die zurückgebliebenen noch härter behandelte, als seine eigenen hinduischen Unterthanen. Die Anzahl dieser Christen, welche dem lateinischen Ritus angehören, und zu Cochin gerechnet werden, soll sich auf 36,000 belaufen.

ben und ihre Sitten von der durchgängig schlechten Erziehung und dem stets schlechten Beispiele ihrer Aeltern und heidnischen Diener befleckt sind; und dennoch kann nicht einmal die größere Zahl den Vortheil dieser Schulen genießen und wird demnach zu Hause unter der Aufsicht einer Pariahconcubine und Bedienten von der niedrigsten Denkart aufgezogen, welche alle ihre eignen Laster dem Gemüthe dieser Jugend einflößen und ihre erwachenden Leidenschaften uneingeschränkt lassen. Wir dürfen uns daher nicht über die Ungebundenheit der Sitten und andre Unregelmäßigkeiten in dieser Classe wundern. Sie leben gemeiniglich in sehr zerrütteten Umständen, und die Meisten von ihnen haben ansehnliche Schulden. Die Ursachen ihrer Armuth sind die ihnen anhängenden Laster; vor Allem ist Mangel an Vorsorge, Liebe zur Pracht und Verschwendungslust Allen eigen.

Einige, welche es mit dieser Classe der Indier wohlmeinen, haben gedacht, daß das Circuliren von Bibeln unter ihnen schon allein hinreiche, um die Wünsche für Verbesserung ihrer Lage zu realisiren und ich habe öfters die Aufforderung erhalten, zu diesem Zwecke mitzuwirken. Ich erlaube mir zu bemerken, da unter den eingebornen Christen, mögen es portugiesische oder andere seyn, die Meisten in der größten Unwissenheit über die Religion sich befinden, so sind es nicht Bibeln, was man nöthig hätte, sondern vielmehr Elementarwerke, als Katechismen, kurze und leichte Belehrungen, deutliche Erklärungen des Glaubens, der zehn Gebote, einfache Lectionen über die christlichen Pflichten, über die vorzüglichsten Tugenden, über Liebe, Mäßigkeit, Selbstbeherrschung, Vergebung der Beleidigungen u. s. w.

Nachdem man ihren Geist durch solche Elementarwerke vorbereitet hätte, würde das Lesen der heiligen Schrift, hauptsächlich des Neuen Testamentes, verständlicher und

nützlicher werden. Aber wenn Sie damit beginnen, ganz auf ein Mal, ohne daß Vorbereitung vorausgeht, den bloßen Text der Bibel ihrem ungebildeten und unwissenden Geiste darzubieten, so werden Sie nach meiner unmaßgeblichen Meinung sehr wenig Nutzen gewähren, in der That nicht mehr, als wenn Sie einem Blödsichtigen Licht brächten, bevor sie die Dunkelheit, welche seine Organe am klaren Sehen verhindert, entfernt hätten.

Aus dem, was ich bereits angeführt habe, werden Sie gewiß leicht abnehmen, daß alle Classen der Indier in Sachen der Religion als wahre Kinder zu behandeln sind. Sie müssen also mit Milch von der leichtesten Art genährt werden. Wenn Sie es wagen, ihnen plötzlich starke Speise zu geben, so würde ihr schwacher Magen das Ganze von sich stoßen, und ihre Constitution würde statt sich zu bessern, im Gegentheile sich verschlechtern und durch den häufig wiederholten Versuch gänzlich zu Grunde gehen.

Wenn ich sagte, daß die Classe der Hindus, welche unter dem Namen der portugiesischen bekannt sind, niedriger sei als die übrigen, so wünsche ich dieß so verstanden, daß ich die Mehrzahl derselben meinte; denn dieses Urtheil läßt sehr zahlreiche Ausnahmen zu. In der That findet sich unter ihnen eine große Menge von Menschen, deren Geist durch eine frühzeitige gute Erziehung gebildet ist, und welche sich von Andern in der Gesellschaft durch ihre Moralität, durch die Reinheit ihrer Sitten, ihre Industrie, ihr allgemeines Benehmen und zum Theil durch sehr gebildetes Betragen auszeichnet. Aber gerade an solchen Menschen werden Sie immer etwas Indisches bemerken. Sie können sich niemals ganz von der Apathie, Indolenz und Trägheit losmachen, welche das unvermeidliche Loos aller in dieser Zone gebornen Völker zu seyn scheint; und ungeachtet aller ihrer Anstrengungen, die Europäer nachzuahmen,

bemerkt man immer an ihnen Etwas, was ihren Ursprung verräth und den alten Ausspruch des Horaz: —

„Naturam expellas furcâ, tamen usque recurret!"

zu bestätigen scheint.

Die sicherste Art, die täglich sich verschlimmernde Lage dieser zu sehr vernachlässigten Classe der Indianer zu verbessern, wäre nach meiner unmaßgeblichen Meinung, ihnen mehr Ermunterung zu geben, ihren Wetteifer dadurch zu erwecken, daß man die würdigsten und die gutgesinntesten derselben in Stellen und Lagen beförderte, welche Viele von ihnen geschickt sind einzunehmen, und wodurch sie sich in der Gesellschaft Ansehen erwerben könnten. Heutzutage kommt zu andern Ursachen der Entmuthigung noch die hinzu, daß sie bei Allen verachtet und schier vergessen sind. Verächtlich behandelt von den Europäern, verächtlich behandelt von den Eingebornen, welche jeden freundschaftlichen und traulichen Verkehr mit ihnen ablehnen, werden sie natürlich in einen Zustand der Verzweiflung gebracht, welcher alle edle Empfindungen und alle Art von Nacheiferung in ihnen ersticken muß.

Aus diesem Gemälde von dem Zustande des Christenthumes in Indien werden Sie ersehen, welch eine Prüfung der Beruf eines Missionärs in diesem Lande ist, und wie vielen Gefahren er bei der schwierigen Erfüllung seiner Berufspflichten unter einem Volke von solcher Beschaffenheit ausgesetzt seyn müsse, wo er oft, wenn er sie erfüllt, der traurigen Nothwendigkeit unterliegt, mit den tadelnswerthen Einrichtungen desselben Nachsicht zu haben und Gebräuche zu übersehen, welche sein Gewissen mißbilligt. Sie werden also, glaube ich, mir darin beistimmen, daß von allen Berufsarten diese die kümmerlichste ist, und daß viel mehr als eine gewöhnliche Größe von Entschlossenheit und Muth erforderlich sei, darin zu beharren.

Was ich angeführt habe, meine ich, wird hinreichen,

Sie in den Stand zu setzen, nicht allein über den Zustand des Christenthumes in Indien, sondern auch über seinen wirklich unzulänglichen Einfluß auf die Gemüther seiner dortigen Bekenner zu urtheilen. Ich bin jedoch fern davon, die Meinung derjenigen anzunehmen, welche denken, daß bei solchen Umständen und bei einem Volke von solcher Denkart das Christenthum durchaus nicht nützlich sei; denn sollte es auch keine andere Wirkung haben, als daß so viele Tausend Eingeborne von dem Verehren der Idole und der abscheulichen Art von Idololatrie, welche über ganz Indien verbreitet ist, gänzlich zurückgebracht sind und daß in ihr Herz Nichts weiter, als eine nur dürftige und bloß theoretische Kenntniß eines einzigen wahren Gottes, und seines einzigen Sohnes, unseres Herrn und gemeinschaftlichen Erlösers Jesu Christi, eingeflößt wird; so sollte dieß allein schon, nach meiner unmaßgeblichen Meinung, hinreichend seyn, seine Verbreitung zu wünschen und durch alle anwendbare Mittel zu befördern. Solche Mittel indessen, fürchte ich, werden sich nie auffinden lassen, weil die Hindus durch ihre herrschenden Einrichtungen und vor Allem durch die, welche sich auf den Unterschied der Kasten beziehen, gefesselt sind; dieses allein schon wird stets der Bekehrung der Heiden ein unübersteigliches Hinderniß in den Weg legen und die größten Anstrengungen derer vereiteln, welche aufs Eifrigste die Fortschritte des Christenthumes wünschen; und ganz dieselben Ursachen, welche uns an der Verbesserung des religiösen Zustandes der unglücklichen Hindus hindern, werden auch, wie ich fürchte, alle Anstrengungen einer humanen und wohlwollenden Regierung, ihre weltlichen Vortheile zu erhöhen, wenigstens in jedem wichtigen Puncte vereiteln. *)

*) Daß das Institut der Kasten dem Eingange des Christenthums in Indien die meisten und größten Schwierigkeiten in

Ich bin jedoch noch fern von der kecken Ansicht vieler befangener oder falsch berichteter Europäer, welche behaupten, daß die christlichen Eingebornen die verworfensten aller Hindus seien. In dieser Behauptung ist Etwas, was nach Blasphemie schmeckt; denn sollte dieß wirklich der Fall seyn, so würde dieß nur zum Beweise dienen, daß die christliche Religion so wenig die Beschaffenheit des Menschen veredelt, daß sie ihn im Gegentheile schlechter mache als die Heiden sind.

Daß es wegen der eigenthümlichen Vorurtheile, denen alle Eingebornen in Indien unterliegen, einen ganz unzulänglichen Einfluß auf ihre Moralität, Sitten und allgemeines Benehmen habe, wird aus dem erhellen, was ich so eben angeführt habe. Daß die Meisten derselben von einem Christen nicht mehr als den Namen haben, und wenn nicht schlechter, doch auch nicht viel besser als die Heiden sind, bin ich leider, gegen meinen Willen, genöthigt zuzugeben; daß aber die christliche Religion diejenigen, welche sie angenommen haben, schlechter mache, als die Anbeter der Idole, ist ein unhaltbares Paradoxon, dem die Erfahrung widerspricht; und wird, wie ich hoffe, von jedem aufrichtigen und unparteiischen Beobachter ver-

---

den Weg lege, erkennt auch Ward an. (Bas. Miss. Mag. 8. Jahrg. 3. H. S. 395. ff.) Uebrigens läßt sich nicht leugnen, daß diese Einrichtung sonst für die Hindus vieles Vortheilhafte hat und wenn die Unterdrückung der geringern Classe und die beständige, erzwungene Bevormundung derselben durch die höhere unsern Unwillen erregt, so muß man deßhalb nicht die Lichtseite übersehen oder gar verdecken wollen, welche die genaue und strenge Befolgung dieser sonst harten und grausamen Trennung hat. Vieles Interessante hat Dübois darüber in seinem frühern Werke (Description of the character, manners and customs of the People of India.) niedergelegt, besonders im 2ten Kap. (S. 13—23.)

worfen werden: und ich muß der Wahrheit zu Liebe hinzufügen, daß ich Manche von ihnen gekannt habe, welche in ihrer Moralität, Rechtschaffenheit und in ihrem gewöhnlichen Benehmen tadellos waren und das Zutrauen sogar der Heiden genossen und deren Händen ich keinen Anstand genommen hätte, mein eignes Interesse anzuvertrauen.

Diese Erklärung, glaube ich, wird hinreichen, um darzuthun, daß mein Beruf mein Urtheil darüber nicht bestimmt, oder mich für die Hindu-Christen parteiisch gemacht habe; aber abgesehen von Allem diesen bleibt es meine Meinung, wollte man zwischen ihrer Treue und Rechtschaffenheit und der der Heiden eine Parallele ziehen, so würden die letztern im Vortheile seyn.

Ich will mich enthalten, über den schlechten Zustand des Christenthumes unter den in diesem Lande lebenden Europäern ins Einzelne zu gehen, da dieser Theil des Gegenstandes mehr Ihre Sache, als die meinige ist. Ich will mich mit der Bemerkung begnügen: wenn ihre öffentlichen und nationalen Vorzüge ein Gegenstand des Lobes und der Bewunderung aller Kasten der Hindus sind, so sind die unverschämte Unsittlichkeit, die schlechten Beispiele und die Geringschätzung alles Sinnes für Religion, welche eine große Menge von ihnen an den Tag legt, nicht die kleinsten der vielen Hindernisse, welche sich den Fortschritten ihrer Religion in diesem Lande entgegenstellen, weil sie die Vorurtheile der Eingebornen gegen sie vermehren und sie ihnen besonders verhaßt machen, wenn sie sie von denen so schlecht beobachtet sehen, welche in ihrem Schooße erzogen sind und aus Ländern kommen, wo diese Religion allein öffentlich bekannt wird. Sie denken, daß es Wenig nützen könne, eine Religion anzunehmen, welche so wenig Einfluß auf das Betragen ihrer Bekenner zu haben scheint; ja, eine große Menge derselben, welche nach den äußern Erscheinun-

gen urtheilt, frägt sogar, ob die unter ihnen lebenden Europäer **überhaupt eine Religion** hätten. Ich bin oftmals aufgefordert worden, darüber ein Zeugniß abzulegen und wurde ganz ernstlich von ihnen gefragt, ob die Frendschi (Europäer) einen **Gott** anerkennten und verehrten.

Die eben erwähnten Ursachen wirken unglücklicher Weise selbst sehr kräftig auf die Gesinnung der christlichen Eingebornen, und veranlassen den Abfall von vielen, weil sie ihren schwachen Glauben verwirren und wankend machen.

Dieß, werthester Herr, ist eine kleine Skizze von dem **niedrigen** und **verworfenen** Zustande der christlichen Religion in Indien. Bei solchen **entmuthigenden** Umständen, ohne augenscheinliche menschliche Mittel, die Sache des Christenthumes in diesem Lande zu verbessern, bleibt Leuten unseres Berufes Nichts übrig, als mit Ruhe und Ergebung zu dem aufzublicken, der die Herzen der Menschen in seiner Hand hat, sie nach seinem Willen verändert, **und im Stande ist, sogar aus Steinen dem Abraham Kinder zu erwecken**, wenn die von ihm für das Ziel bestimmte Zeit herankömmt.

In diesen beweinenswerthen Zeiten, wo Skepticismus und Unsittlichkeit jede Nation und jeden Stand zu überwältigen drohen, bleibt uns nur übrig **zwischen der Vorhalle und dem Altare zu weinen** über die Ungerechtigkeit des Volkes; das Heiligthum mit unsern Zähren zu benetzen; das allgemeine Verderben, gleich wie **Jeremias**, zu beklagen; das Volk durch unsere Lehren und unser Beispiel zu erbauen; zu dem Vater der Gnade aufzublicken; ihn zu bitten, uns bessere Zeiten zu schenken; **sein Volk zu schonen und sein Erbe nicht der Schmach hinzugeben**: und wenn unsere Vermittelung den Strom nicht hemmen kann, und unsere Altäre endlich durch die frevelhaften Hände der neuern Philosophie umge-

stürzt werden, so lassen Sie uns, als unsre letzte Hilfe, Ueberlegung und Muth genug haben, uns bis ans Ende neben sie zu stellen, und uns zerschmettern und unter ihren Ruinen begraben zu lassen.

Ich habe die Ehre zu seyn, u. s. w. u. s. w.

Im December 1815.

Dritter Brief.

An den hochwürdigen G. B. — Bombay.

Mein werthester Herr!

Da Sie bei unserer letzten Zusammenkunft so gütig waren zu sagen, daß es Ihnen allezeit lieb seyn würde, eine fernere Mittheilung zu empfangen, welche ich über den Zustand des Christenthums in Indien und über die Mittel (wenn es eins gäbe,) christliche Erkenntniß in diesem Lande zu vermehren, als Zugabe zu dem früher von mir darüber Geschriebenen machen möchte, so schmeichle ich mir mit der Hoffnung, daß die neuen Erläuterungen, welche ich etwan geben dürfte, sich Ihrer günstigen Aufnahme erfreuen werden.

Ich will hauptsächlich bei den beiden, schon in meinen frühern Briefen abgehandelten, Hauptpuncten stehen bleiben, welche die Aufmerksamkeit derer auf sich gezogen haben, welche es mit der Sache des Christenthumes wohlmeinen; nämlich: Gibt es menschliche Mittel, die christliche Religion unter den Hindus zu verbreiten? — Wird die heilige Schrift, wenn man sie übersetzt und unter sie austheilt, ihre Neugierde wecken und in ihnen, nachdem ihre Aufmerksamkeit auf dieß heilige Buch gelenkt ist, einen Sinn für Forschung oder ein Verlangen erregen, die Wahrheit kennen zu lernen?

Ich muß gestehen, daß ich beim Nachdenken darüber Gefühlen von Schmerz und Kleinmuth zu unterliegen pflege. Durch die Erfahrung, welche ich durch freundschaftlichen Umgang mit den Eingebornen von allen Kasten während eines Zeitraumes von 35 Jahren mir erworben habe, da ich diese gänzlich in ihrer Gesellschaft zubrachte, während derselben wie sie lebte, nach ihren Sitten und Vorurtheilen mich richtete, um ihr Vertrauen zu gewinnen, und auf diese Weise mich bei ihnen als ein Religionslehrer beliebt zu machen suchte, *) bin ich mit den unübersteiglichen Hindernissen

*) Das Betragen des Verfs. wird von Andern auf ähnliche Weise geschildert, wie es hier von ihm selber geschehen ist. Schon in einer Depesche des Gouverneurs zu Fort St. George, datirt vom 24. Dec. 1807, an den Court of Directors heißt es von ihm: „er ist ein Mann von untadelhaftem Charakter, der dem Blutbade der französischen Revolution entronnen, in Indien eine Zuflucht suchte, seitdem der frommen Pflicht eines Missionars eifrig oblag, und bei der Ausübung derselben sowohl bei europäischen als eingebornen Bewohnern des Landes einen so hohen Grad von Achtung erlangt hat, daß ihm Personen seines Standes darin, wie ich glaube, selten gleich kommen." Eben so sagt der Major Wilks in einem Briefe an das Gouvernement von Madras über ihn: „Von der Geschichte und dem Charakter des Mannes weiß ich bloß, daß er einer Mordscene in der französischen Revolution entkam und seitdem unter den Hindus gleich einem Eingebornen dieses Landes lebte. Von der Achtung, welche sein tadelloses Betragen einflößt, zeugt hinlänglich, daß ihm überall, wenn er sich auf der Reise einem Dorfe nähert, das Haus eines Brahminen zu seiner Aufnahme eingeräumt wird, ohne daß die Civilbehörden es vermitteln, und gewöhnlich, ohne daß es ihnen gemeldet wird, aus freiwilliger Achtung und Ehrerbietung." Siehe das Vorwort zu der Description on the character, manners and customs of the People of India by I. A. Dubois, welche die ostindische Compagnie vom Verfasser an sich gekauft und durch den Druck bekannt

nissen durchgängig bekannt geworden, mit welchen das Christenthum bei den tief gewurzelten und ganz unüberwindlichen Vorurtheilen und bei den unveränderlichen Einrichtungen, Gebräuchen und der Erziehung der Hindus von allen Ka-

bekannt gemacht hat. Hier möge noch die Angabe eines der neuesten Reisebeschreiber über Dübois stehen (Vergl. Biblioth. Univers. 1824. Janvier. p. 34 ff.). „Er ist ein Mann, sagt er, von großer Statur, von durchdringendem Blicke und männlichen Zügen mit einem langen, weißen Barte. Er hat das Kostüm der Brahminen und auf seinen weißen Turban ist außerordentliche Sorgfalt verwandt; sein weißes Gewand hat ein Leibchen, wodurch es sich an die Brust anschließt, aber es ist weit und liegt nicht eng an. Einen schönen Shawl hat er nachlässig über die Schultern geworfen und trägt gelbe Pantoffeln. Er spricht und bewegt sich mit Anmuth und Würde; sein Organ hat zugleich Stärke und Milde. Er schreibt gut Englisch, drückt sich aber nur mit Schwierigkeit in dieser Sprache aus. Das Französische spricht er mit einer sehr guten Auswahl der Worte; jedoch hat er den italiänischen Accent. Er versteht, sagt man, die carnaresische, tamulische und hindostanische Sprache recht gut. Er lebt fast ganz allein, wie ein Einsiedler; er sieht sogar Herrn E. nur Ein Mal des Monats, obgleich er ihn seinen beßten Freund nennt. Der Abbé hat eine Gemeinde von 7000 Indiern, welche sich Christen nennen; aber er sieht die Bekehrung auch nicht eines Einzigen von ihnen als vollkommen an. — — — Es hat mir viel Vergnügen gemacht, mich mit diesem außerordentlichen Manne zu unterhalten. Es sind 30 Jahre, daß er unter den Hindus lebt und ihre Sitten und Gebräuche befolgt. Er hat keine Freunde und keine Verwandte mehr in seinem Vaterlande und hofft in Indien zu sterben. Seine Talente und seine Erfahrung geben ihm viel Ansehen und alle seine Worte haben Gewicht. — — — Als ich mich ihm empfahl, gab er mir seinen Segen mit Würde und Gefühl, beschenkte mich auch mit einigen seiner Handschriften. Möge er auch irren, — er verdient viele Achtung. Ich glaube, seine Absichten sind gut und sein Herz ist rein."

sten immer zu kämpfen hat; und es ist meine entschiedene Meinung, daß das Interesse der christlichen Religion niemals bei ihnen sich verbessern, sondern daß es nach und nach den wenigen Boden, welchen es in bessern Zeiten gewonnen hatte, noch verlieren und in einer kurzen Zeit völlig verschwinden werde.

Man kann die Hindus in zwei Classen theilen — in die Betrüger und in die Narren. Die letztere schließt die große Masse der Bevölkerung Indiens in sich, und die erstere besteht aus dem ganzen Stamme der Brahminen. In einer Gesellschaft, welche aus solchen Elementen zusammengesetzt ist, können wir nur sehr schwache Hoffnung nähren, das Geschick der christlichen Religion zu verbessern oder ihre Wohlthaten weiter auszudehnen.

Die Brahminen bedienten sich bei Entwerfung ihres Systemes von Betrügerei und beim Ersinnen des monströsen, in ganz Indien geltenden, Cultus nicht allein eines jeden in ihrer Macht stehenden Kunstgriffes, beides der Denkart eines arglosen und leichtgläubigen Volkes anzupassen, sondern sie wendeten auch vor allen Dingen alle möglichen Mittel an, auf diesem Wege die große Macht und die unangefochtene Aufsicht, welche sie bereits über die andern Stämme ausübten, zu einer bleibenden und unantastbaren zu machen. Damit aber ihre Kunstgriffe, wodurch sie das Ganze der Gesellschaft durchaus der handgreiflichsten Betrügerei überlieferten, welche jemals unter einer Nation der Erde Statt fand, nicht untersucht werden möchten, gebrauchten sie die Vorsicht, das Volk mit diesen zahllosen Verordnungen zu beschweren, welche zu gleicher Zeit den Brahminen ihre fortdauernde Oberherrschaft sichern und die andern Kasten zum Nachdenken oder für irgend eine Geistesanstrengung unfähig machen, wodurch sie sich aus dem Zustande intellectueller Erniedrigung, in welchem

sie durch ihre unveränderlichen Einrichtungen und Gebräuche vestgehalten werden, zu erheben, befähigt werden dürften.

Es ist, um dieß nicht unbemerkt zu lassen, in der That wahr, daß alle Betrüger, welche falsche Religionen erfanden, und zu bloß menschlichen und weltlichen Zwecken solche in die Welt einführten und verbreiteten, und alle Leiter des Volksglaubens, wenn sie, gleich den Brahminen der Hindus, zu denselben Kunstgriffen ihre Zuflucht nahmen und eben so wie sie alle Arten von Verschlagenheit und List anwandten, damit das Volk nicht hinter ihren Betrug komme, dasselbe Ziel im Auge hatten; und daß es der christlichen Religion eigen ist, allen Menschen, Freunden und Feinden, ihre Urkunden, ihre Beweisschriften und ihre Quellen offen vorzulegen, weil sie sich allein auf Wahrheit gründet und daher allein die Untersuchungen und Angriffe der schärfsten Beurtheilung, sowohl der Alten als der Neuern, kühn herausfordern kann.

Dafür aber bürge ich, daß unter den Erfindern und Leitern falscher Religionen nicht Einer je fähig war, ein so wohl ersonnenes System von Betrügerei zu entwerfen, als die Brahminen gemacht haben, um sich ihre religiöse Aufsicht über die andern Kasten ungeschmälert zu bewahren und die letztern in dem Zustande von Stumpfsinn und Unwissenheit, in welchen sie hinabgestürzt sind, zu erhalten. Es ist eine Sünde, es ist ein Verbrechen, ein Frevel für jeden Hindu, welcher kein geborner Brahmine ist, dahin zu arbeiten, daß er sich aus dem Zustande der Unwissenheit erhebe, und sich zu dem niedrigsten Grade von Kenntniß aufschwinge. Es ist sogar eine Sünde für ihn, die Berechnung zu wagen, an welchem Tage Neu- oder Vollmond seyn wird. Er ist gezwungen, dieß und ähnliche Dinge von seinen Religionslehrern zu lernen, und sich von ihnen in den gewöhnlichsten Lebensvorfällen leiten zu lassen. Es ist ihm durch seine Verordnungen verboten, auf irgend

eine Wissenschaft, sei sie heilig oder profan, Ansprüche zu machen oder sich auf irgend eine Weise in die eine oder die andere einzumischen. Seine Religionsführer haben Alles, was in dem Worte Wissenschaft enthalten ist, als ihr absolutes und ausschließliches Erbtheil an sich gezogen, weil sie fürchten, daß die andern Kasten, wenn man ihnen selbst nur an profaner Wissenschaft eine Theilnahme verstattete, dadurch veranlaßt würden, ihre eigne Vernunft und ihr eigenes Urtheil zu äußern und sonach angeleitet werden möchten, die Menge religiöser Ungereimtheiten und Absurditäten zu entdecken, welche durch eine eigennützige Priesterschaft ihrer Leichtgläubigkeit aufgebürdet worden.

Von den Künsten haben die Brahminen den andern Kasten nur diejenigen überlassen, deren Ausübung mehr von körperlicher als geistiger Thätigkeit abhängt, als da sind Musik auf Blaseinstrumenten, Malerei, Bildhauerei und Mechanik; und sogar diese haben sie mit so vielen Quellen der Entmuthigung eingeschlossen, daß sie in ihrer Kindheit geblieben sind: keine derselben hat sich je der Vollkommenheit genähert, sondern sie sind alle heutigen Tages noch ganz eben so beschaffen, wie vor 2 oder 3000 Jahren.

Wer es in Europa mit der Sache des Christenthumes wohlmeint und Nichts von den unüberwindlichen Schwierigkeiten weiß, welche überall der Ausbreitung der evangelischen Wahrheiten unter den Hindus von allen Kasten entgegentreten, mag sich solchen Betrachtungen über diesen Gegenstand hingeben, welche ihm wohlgefallen und welche sein Religionseifer ihm einhaucht. Er mag ausrufen: „das Evangelium ist das wahre Licht, welches allen Menschen leuchtet, die in die Welt kommen;" die Wahrheit muß in ihrem zwar stillen, bedachtsamen, aber doch sicheren Gange dem Irrthume zuvorkommen, den Trotzigen überwinden, den Hartnäckigen erweichen, den Wankelmüthi-

gen bevestigen und jedes Hinderniß beseitigen, welches ihre Fortschritte hemmt. Solche angenehmen Träume mögen in den Mauern eines Klosters nachgesehen werden; aber ich möchte, daß solche wohldenkende Leute, welche sie hegen, meinen schweren Beruf nur für einen Zeitraum von wenigen Monaten auszuüben hätten, und ich zweifle nicht, daß sie dann von der gänzlichen Unmöglichkeit, ihre wohlwollenden Betrachtungen unter einem Volke von der Beschaffenheit, wie die Hindus sind, zu realisiren, völlig überzeugt werden würden.

Daß die Wahrheit sich allenthalben ihren Weg öffnen und dem Irrthume und dem Betruge zuvorkommen müsse, mag in gewöhnlichen Lagen bei Menschen der Fall seyn, deren Vernunft und Urtheilskraft nicht durch unnatürliche Leidenschaften und Gewohnheiten verdorben ist, bei einem Volke, dessen Leidenschaften ruhen, und dessen Sinn dem Beweise und der Ueberzeugung offensteht; oder bei Menschen, welche geneigt sind die Wahrheit kennen zu lernen, gleich dem frommen Heiden Cornelius, „der fromm war und gottesfürchtig sammt seinem ganzen Hause, der viele Almosen dem Volke austheilte und zu Gott betete allezeit," (Ap. G. 10.): aber dieß, fürchte ich, wird nie bei einem den Hindus gleichenden Volke der Fall seyn, deren Sinn für die Stimme der Wahrheit und für die Strahlen des Lichtes hermetisch verschlossen zu seyn scheint, und deren Urtheil durch ihre Leidenschaften und durch die meisten ihrer öffentlichen und Privat-Einrichtungen irregeleitet ist. Ich habe, leider! nirgends unter den Hindu-Brahminen einen andern Cornelius angetroffen, „dessen Almosen emporgestiegen wären zum Gedächtnisse vor Gott." Ich habe bis auf den heutigen Tag unter ihnen Nichts bemerkt, als Stolz, Eigendünkel, Zweizüngigkeit, Lügen und jede Art von unnatürlichen und unchristlichen Lastern.

Die Sonne verscheucht durch ihren Glanz die Finsterniß und bestrahlt die Welt, aber nur dann, wenn ihre Strahlen nicht durch eine zwischentretende Wolke unterbrochen werden. Die Wahrheit bringt auf gleiche Weise ihre Wirkungen hervor, aber nur dann, wenn die Menschen ihre Leidenschaften und Vorurtheile, welche den Gang derselben hemmen, zum Schweigen gebracht haben.

Wer es mit der Sache des Christenthums wohlmeint, wird sagen: „dürfen wir uns denn durch Schwierigkeiten abschrecken lassen und völlig davon abstehen, unsern Hindu-Brüdern die wichtigste aller Wohlthaten — die Offenbarung mitzutheilen? und sollen wir förder sie in die gröbste Abgötterei versunken sehen, ohne wenigstens dahin zu streben, ihnen die Quelle und den Ursprung des göttlichen Lichtes vor die Augen zu bringen? Sollen wir fortfahren, gleichgiltige und kalte Zuschauer der schändlichen Verehrung des Lingam zu bleiben?*) Sollen wir fortfahren, mit

*) Der Lingam ist ursprünglich Symbol der physischen Productionskraft, in deren Verehrung sich viele heidnische Religionen begegnen. Die indische Mythologie leitet die Entstehung des Lingamdienstes von einer Begebenheit aus dem Leben des Schiwa her; besonders enthält das Linga-Purana eine ausführliche Mythe darüber, nach welcher Schiwa seines lasciven Betragens wegen durch den Fluch der sieben, von den Hindus für höchst heilig geachteten Rischis oder Büßenden, die Geschlechtstheile verloren haben soll; da ihnen jedoch die Strafe hinterher zu hart erschienen sei, hätten sie verordnet, daß künftighin alle Verehrer des Schiwa ihre Gebete und ihre Opfer dem Gegenstande darbringen sollten, dessen ihn jener gewaltige Fluch beraubt hatte. So ist denn der Lingam das gewöhnliche Kennzeichen der Schiwaverehrer geworden, welches sie meist in einer kleinen silbernen Büchse tragen, und weßhalb sie Lingadhari heißen. Der Lingam erscheint in mancherlei Gestalten und genießt das Ansehen des Gottes selbst. Dagegen nehmen die Verehrer des Wischnu hieran nicht Theil;

offenbarer Gleichgültigkeit zuzuschauen, wie man sich zu Terupatty zur Ehre des Vengattassuara Preis gibt,*)

es gilt sogar bei ihnen für die größte Sünde, wenn Einer derselben den Lingam tragen wollte, wie auf der andern Seite alle diejenigen, welche den Nama, d. h. das Kennzeichen der Wischnuverehrer tragen, der Angabe der Schiwadiener zufolge, nach ihrem Tode mit einem Dreizack gequält werden sollen.

*) Der Aberglaube und der sehnliche Wunsch, Nachkommenschaft zu besitzen, haben bei den Hindus die Sitte veranlaßt, daß unfruchtbare Weiber von einem Tempel zum andern wandern, und oft ihr ganzes Vermögen in Schenkungen an dieselben verschwenden, um von den Göttern ihre heißesten Wünsche befriedigt zu sehen. Die Brahminen haben diese ergiebige Quelle so geschickt zu benutzen gewußt, daß es keinen bedeutenden Tempel gibt, dessen Gott nicht außer andern Wunderwerken die Unfruchtbarkeit der Weiber entfernen könnte. Jedoch haben einige Tempel hierin mehr Ruf, als andere. Zu diesen gehört der berühmte Tempel zu Terupatty in Carnatic; hieher wallfahrten die kinderlosen Weiber in Schaaren. Zuerst wenden sie sich an die Brahminen und entdecken ihnen den Zweck ihrer Wallfahrt. Von diesen erhalten sie die Vorschrift, die Nacht im Tempel zuzubringen, in der Erwartung, daß die Gottheit um ihres Vertrauens und um ihrer Frömmigkeit willen sie besuchen und fruchtbar machen werde. Die leichtgläubigen Weiber willigen ein und die Stellvertreter des Gottes, die Brahminen, gesellen sich in der finstern Nacht zu ihnen. Am Morgen erkundigen sie sich, ob der Gott sich zu ihnen herabgelassen und wünschen ihnen, nachdem es bejaht worden, Glück dazu; sie empfangen darauf die mitgebrachten Gaben und entlassen die Weiber mit der gewissen Versicherung, daß ihre Wünsche bald in Erfüllung gehen würden. Die Weiber, ohne den Betrug der Brahminen zu ahnen, kehren mit der vesten Ueberzeugung zurück, daß sie mit dem Gotte des Tempels Umgang gepflogen hätten und dadurch alle bisherigen Hindernisse ihrer Fruchtbarkeit gehoben wären.

wie in Orissa in dem Tempel zur Ehre des Jagnat die Menschenopfer oft erneuert werden*) und Wittwen

Außerdem gibt es in einigen abgelegenen Gegenden Tempel, wo die Weiber von dem Gotte jenen Wunsch dann erfüllt erhalten sollen, wenn sie sich Preis geben. Zu diesem Ende wird im Monate Januar ein Fest angestellt, zu dem eine große Menge Menschen beiderlei Geschlechts von allen Theilen des Landes zusammenströmt. Außer jenen Unfruchtbaren finden sich auch solche ein, welche das Gelübde gethan, sich zur Ehre der Gottheit, vor den Pforten ihres Tempels, öffentlich und ohne Schaam mehrern Männern hinzugeben. Dergleichen üppige Culte sind z. B. zu Sunjinagati auf den Bänken von Cavery, und in dem Dorfe Kari—madai im Districte Coimbetur. Uebrigens wird der von Dübois genannte Gott, welchen man zu Terupatty verehrt, sonst Vencata Ramana, auch Venagata Ramana genannt. Für ihn werden durch die Brahminen gewöhnlich bei der feierlichen Procession, wo sein Bild auf einem Triumphwagen durch die Stadt geführt wird, die schönsten Dirnen und Weiber ausgesucht, welche natürlich eine Beute der lüsternen Brahminen werden. Allerdings sind manche Männer klug genug, um die Betrüger zu durchschauen, und ihre Frauen oder Töchter standhaft zu verweigern; allein die große Menge denkt ganz anders darüber, und fühlt sich glücklich in der vermeinten Ehre, daß sich die Gottheit aus ihrer Familie eine Gemahlin gewählt habe. Auch die Götter anderer Tempel verlangen nach den Töchtern der Menschen.

*) Jagnat oder Jagannath, wie Dübois in seinem andern Werke schreibt, bedeutet Weltherr; es ist nämlich das Sanscritwort Dschagannatha, welches aus Dschagat Welt und Natha Herr, Fürst zusammengesetzt ist. Die Missionarien pflegen in diesem, wie in andern Worten das eine n in r zu verwandeln, und schreiben daher Dschagernat, oder nach englischer Schreibweise Juggernaut. Es ist der Name einer Form des Wischnu und wird in sofern auch wohl mit Krischna und Rama identificirt, welche auch

auf dem Scheiterhaufen ihrer dahingeschiedenen Gatten so häufig sich aufopfern; und sollen wir fortfahren, unserer

Formen des Wischnu sind. Vergl. J. D. Paterson, Of the origin of the Hindu Religion in Asiat. Research. Vol. 8. p. 63. Eine Abbildung davon findet man z. B. in den Asiat. Researches a. a. O. zu pag. 62. Was hier von Menschenopfern gesagt wird, welche zur Ehre des Dschagannatha dargebracht würden, könnte leicht so verstanden werden, als fänden, wie einst bei den Mexicanern, förmliche und feierliche Opfer der Menschen durch die Priester Statt. Allein dieß ist nicht der Fall. Die Schlachtopfer, welche alljährlich dem Idol zu Liebe das Leben verlieren, opfern sich selbst in fanatischer Wuth, und zwar dadurch, daß sie sich bei der feierlichen Procession, wo der Gott auf einem ungeheuern Wagen durch die Straßen geführt wird, vor demselben niederwerfen und überfahren lassen. Dieser Wagen, auf dem der Thron ruht, hat nach Buchanan (a. a. O. S. 28) ungefähr 60 Fuß Höhe, und da seine Räder tief in den Boden schneiden, so wird er an 6 gewaltigen Tauen vom Volke gezogen. Das Volk strömt aus allen Theilen des Landes zu diesem großen Feste zusammen; viele Pilgrimme erliegen den Strapazen der langen Wallfahrt und sterben unter Weges, ohne das Ziel erreicht zu haben. Die englische Regierung nimmt allen Pilgrimmen eine bestimmte Taxe ab, welche vor dem Eintritte in die Stadt entrichtet werden muß; schon unter der Administration der Provinz Orissa durch Wellesley wurde der Vorschlag dazu gemacht, aber von ihm zurückgewiesen. Ein ähnlicher Tempel dieses Götzen ist nahe bei Ischera, ungefähr 8 englische Meilen von Calcutta am Ganges (Buchanan a. a. O. S. 38 ff.). Die Ausgaben zur Unterhaltung des Tempels zu Orissa nebst dem Aufwande bei den Processionen betragen nach amtlichen Berechnungen, wie sie der englischen Regierung vorgelegt werden, in jedem Jahre 69,616 Rupien oder 8,702 Pf. Sterl. Daß gerade zu dieser Pagode so Viele wallfahrten, hat darin seinen Grund, daß sie eine Art Friedenstempel ist, in dessen Nähe aller Sectenhaß schweigt, und wo der Unterschied der Kasten Niemandem persönliche Theil-

Vernunft und unserem Verstande durch ernsthaftes Erzählen der unsinnigsten Fabeln Hohn sprechen zu lassen?

„Sie sprechen, mein Herr, in Ihren Briefen von den Schwierigkeiten und dem Widerspruche, welche sich überall in Indien der Ausbreitung der evangelischen Wahrheiten entgegenstellen, aber haben sich nicht dieselben Schwierigkeiten bei jeder Nation gefunden, wo das Evangelium gepredigt worden? Hat nicht Christus seine Anhänger daran erinnert, daß sie gehaßt werden, Widerspruch und Verfolgung auf jedem Wege und in aller Weise antreffen würden? Verbreiteten nicht die Apostel und ihre Nachfolger das evangelische Licht unter jeder Art von Abschreckung? Wurden sie nicht „geschlagen, geschmäht, verfolgt und verleumdet?" Wurden sie nicht „zum Schauspiele vor der Welt und vor Engeln und vor Menschen?" Wurden sie nicht „wie das Auskehricht der Erde geachtet und wie aller Abschaum?" Geschahe es nicht unter Verlusten aller Art, daß sie das Evangelium mit solchem erstaunlichen Erfolge vor Königen und vor dem Volke, vor dem Gelehrten und dem Unwissenden, vor dem Rohen und vor dem Gebildeten predigten und den unerschütterlichen Grund des Glaubens legten, dessen Eckstein Christus selbst ist, welchen „die Pforten der Hölle nicht überwältigen sollen, und welcher bis ans Ende der Welt bleiben soll?"

„Sie sprechen von den Hindus als einem unwissenden und der Reflexion abgeneigten Volke, aber gehört die christliche Religion nicht für „die Weisen und für die Unverständigen, für die Griechen und für die Nichtgriechen?"

---

nahme an der Verehrung des Idols versagt. Auch ist ihre Lage darin vortheilhaft, daß die nach Kasi oder Benares wallfahrtenden Pilger aus dem Süden und die vom Norden nach dem Kap Comorin gehenden sie auf ihrem Wege leicht mit besuchen können.

und können nicht seine einfachen Lehren von der geringsten Capacität gefaßt werden? Richtet sich auf der andern Seite das Christenthum nicht nach allen Gemüthseigenheiten? Civileinrichtungen? Hat nicht sein göttlicher Stifter durch den Befehl, „dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist," es jeder Form der Regierung angepaßt? Kurz, ist es nicht würdig, die Religion aller Klimata, aller Länder und aller Völker zu seyn?

„Sie erwähnen des starken Widerspruches, welcher von Seiten der eigennützigen und verschmitzten Priesterschaft eintritt; allein, sind denn Verschlagenheit und Verschmitztheit bloß den Priestern des Schiwa und Wischnu eigen? Hatten nicht die ersten Herolde des Evangeliums mit derselben Schwierigkeit in einem jeden heidnischen Lande zu kämpfen? Wichen etwa die Priester des Mithra in Persien, des Osiris in Aegypten, der Ceres und Cybele in Griechenland und Italien, die Druiden bei den Celten, die Priester Odins in Scandinavien u. s. w. ohne Widerspruch und Widerstand vom Platze? Hat nicht die christliche Religion, ohne irgend andere Waffen, als die des Evangeliums, und ohne irgend andere Mittel, als die der liebreichen Ueberzeugung zu gebrauchen, jede Schwierigkeit überwunden und bei den härtesten Verfolgungen geblühet? Hat sie nicht binnen eines kurzen Zeitraumes das gebildete Griechenland und das stolze Italien zu ihrer Fahne gebracht? und wurde nicht das Kreuz auf den Ruinen des Areopagus und auf der Spitze des Capitoliums aufgepflanzt? Brachte es nicht jene Schwärme von Barbaren, welche mehrere Jahrhunderte hindurch in das geschwächte Reich eindrangen und es verwüsteten, unter seine Gesetze? und endeten die wilden Vandalen nicht damit, daß sie ihren Nacken unter das Joch des Evangeliums beugten? Stürzte und verdrängte nicht diese heilige Religion den druidischen Cultus, welcher

bei den Cantabriern, den Galliern, den Britanniern und den Germanern herrschte, und setzte sie sich nicht selbst bei den stolzen Scandinaviern auf den Ruinen des Odinscultus vest und verfolgte ihre geistigen Eroberungen bis zum Polarkreise und bis zu den Enden der Welt?"

„Hat sie nicht in neuern Zeiten unter heidnischen Nationen, welchen sie zum ersten Male verkündigt wurde, fast dasselbe Glück gehabt? Hat sie nicht bei den zahlreichen Horden der Wilden, welche früherhin mit wilden Thieren in den ungeheuern Ebenen von Paraguay umherwanderten, Civilisation und einen industriösen Zustand hervorgebracht? und war sie nicht im Anfange des 17ten Jahrhunderts auf dem Puncte, den Gottesdienst der Bonzen in Japan ganz und gar zu stürzen und auf den Ruinen der Religion des Xaca und Amyda *) sich

*) Amyda, oder, wie man gewöhnlich schreibt, Amida ist nach der japanesischen Religionstheorie der oberste Herr der himmlischen Wohnungen und allgemeiner Beschützer der Menschen; nur von ihm kommt Vergebung der Sünden und Glückseligkeit in einem künftigen Leben. Durch ein tugendhaftes Leben und durch Befolgung der Gesetze des Siaka (Xaca bei Dubois) kann man sich sein Wohlgefallen erwerben. (Histoire naturelle, civile et ecclesiastique de l'Empire du Japon par Engelb. Kaempfer, Trad. en françois de J. G. Scheuchzer T. II. p. 62.) Nach Athanasius Kircher dagegen (China illustrata. Amstol. 1667. fol. pag. 139.) soll schon das wiederholte Herplappern des einfachen Gebetes am Rosenkranze: felix Amida, salva nos hinreichen, um die Gnade der Gottheit zu erlangen. Eine Abbildung dieses Gottes findet man bei Kircher (a. a. O.). Siaka selbst ist der japanesische Name für Buddha, wie schon Kämpfer (a. a. O. pag. 60.) bemerkt; Kircher (a. a. O. pag. 152.) identificirt ihn mit dem indischen Rama.

als nationale Religion zu erheben? Kurz, war nicht das Evangelium in jedem Lande, wo es gepredigt wurde, ein glänzendes Licht, welches die tiefe Finsterniß des Götzendienstes, des Irrthumes und der Betrügerei gänzlich vertrieb, um statt dessen die Wahrheit in alle ihrem Glanze und ihrer Reinheit strahlen zu lassen, gleich der Sonne, deren glänzende Strahlen durch den dicksten Nebel dringen, ihn zerstreuen und die Atmosphäre von den schädlichen Dünsten reinigen?"

„Warum sollten wir denn also daran verzweifeln, unsern Brüdern, den Hindus, die größte aller Wohlthaten mittheilen zu können, und den Entschluß aufgeben, sie in diesem und dem künftigen Leben glücklich zu machen? und warum sollte denn dieß die einzige Nation auf der Erde seyn, welche der Einführung der wahren Religion bei sich unüberwindliche Hindernisse entgegensetzte, und bei welcher Gottes Wort seine Wirkungen nicht hervorzubringen vermöchte, zumal jetzt, wo unsere heilige Religion vor offener und unmittelbarer Verfolgung geschirmt ist und eine vollkommene Duldung unter den Auspicien einer aufgeklärten und liberalen Regierung genießt?"

So werden ohne Zweifel diejenigen in Europa schließen, welche es mit der Sache des Christenthumes gutmeinen und werden auf diese oder ähnliche Argumente ihre wohlwollenden Hoffnungen von dem Fortgange des Christenthumes in Indien stützen.

Auf alle diese Betrachtungen antworte ich kürzlich und im Allgemeinen, daß die christliche Religion in keinem Lande auf der Erde auf solche erstaunliche Hindernisse gestoßen ist, als ihr in Indien entgegenstehen. In keinem Lande war der Kampf so verzweifelnd; in keinem hatte sie es mit einem so völlig von Priestern regierten Volke zu thun; in keinem hatte sie ein System von Verschlagenheit und pfäffi-

fischer Verschmitztheit zu bekämpfen, welches so tief angelegt und so wohl berechnet gewesen, um alle Versuche der heiligen Religion, vesten Fuß zu gewinnen, fruchtlos zu machen; aber vor Allem, in keinem Lande hatte sie mit einer solchen Schwierigkeit zu kämpfen, welche der verderblichen Eintheilung des Volkes in Kasten geglichen hätte; denn diese, so vortheilhaft sie auch in andrer Hinsicht seyn mag, *) hat sich immer als ein un=

*) Ueber den Nutzen der Kasteneinrichtung hat sich Dübois in seiner Description of the character cet. Part. I. chap. II. mit Umsicht ausgesprochen. Er findet in derselben das Mittel, wodurch es den Hindus möglich geworden, sich über manche andre asiatische Nationen unter gleicher Breite in Civilisation und Cultur zu erheben, und auf dieser Höhe immerfort zu erhalten, so daß hier die Eintheilung in Kasten das geleistet habe, was z. B. in China ein gemäßigteres Klima und eine dem Volkscharakter angemessene Regierung hervorbrachten. So kann der Hindu die Beschäftigung und die Verhältnisse nicht aufgeben, für welche er von seiner Geburt an durch das Gesetz bestimmt ist, wenn ihn auch die heiße Zone und seine natürliche Anlage von beiden abwendig machen wollte. Ohne solche Bestimmungen sänke die ganze Nation aller Wahrscheinlichkeit nach zu Menschen ohne Ehrgefühl und Schaam herab, wie sie uns in den Pariahs vor Augen stehen. Eine ganze Nation aber von solcher Beschaffenheit sänke in völlige Anarchie und würde sich bald genug selbst aufreiben. So aber sind alle bürgerliche Einrichtungen mit religiösen Ansichten innig verflochten und unveränderlich, und zwar geht dieß bis auf die geringsten Kleinigkeiten hinab. Es muß demnach auch in andern Dingen ein gewisses Hängenbleiben an dem Bestehenden eintreten und ein Rückfall in völlige Barbarei ist fast unmöglich. Freilich tritt auf der andern Seite unvermeidlich eine gewisse Stagnation ein; dieser Fehler trifft aber die indische Verfassung nicht allein, sondern ist auch in dem Gefolge anderer Staatseinrichtungen, z. B. der chinesischen anzutreffen. Vergl. auch S. 71 Anmerk.

übersteigliches Hinderniß ihrer Fortschritte bewiesen und wird sich immer als solches beweisen. In Folge dieser leidigen Eintheilung ist ein Vater nirgendwo, als in Indien, in die grausame und unnatürliche Nothwendigkeit versetzt, sich für immer von einem geliebten Sohne zu trennen, der diese Religion angenommen hat; oder hat ein Sohn für immer aus demselben Grunde auf einen zärtlichen Vater Verzicht zu leisten. Nirgendwo ist eine Gattin aus derselben Ursache genöthigt, den erwählten Gatten zu verlassen; oder eine unverheirathete junge Person nach Annahme der christlichen Religion verurtheilt, ihr übriges Leben in gezwungener Ehelosigkeit hinzubringen. In keinem Lande ist ein Mensch, welcher Christ wird, dadurch dem Verluste von Verwandten, Freunden, von Habe und Gut und von Allem, was ihm theuer ist, ausgesetzt. Kurz, in keinem Lande ist ein Mensch dadurch, daß er ein Bekenner der christlichen Religion wird, als ein Landstreicher aus der Gesellschaft verstoßen, geächtet und gemieden von Allen: und doch ist alles dieß in Indien der Fall, und ein Hindu, welcher Christ wird, muß sich allen diesen und vielen andern, nicht minder harten Prüfungen unterwerfen.

Lassen Sie uns also den großen Unterschied betrachten, welcher in mancher andern Hinsicht zwischen den Hindus und andern Nationen der Erde Statt findet, und lassen Sie diese Betrachtung uns lehren, uns in diesem Puncte nicht durch Beispiele, oder durch Argumente a pari oder a fortiori mißleiten zu lassen.

Bei andern Nationen, sowohl ältern als neuern, civilisirten und wilden, gibt es immer eine Kette der Mittheilung, welche ihnen zeigt, daß eine jede von ihnen nur einen Theil des großen Körpers der menschlichen Gesellschaft bildet, und daß jede der andern bedürfe. Sie sind im Allgemeinen geneigt durch die Ausbildung ei-

ner jeden andern zu gewinnen, und wenn auch ihre Priester und Leiter in Religionssachen gemeiniglich die gesammten Mysterien der Religion und religiöser Erkenntniß allein innehaben, weil sie sich sorgfältig hüten, sie der Menge unbedachtsam mitzutheilen: so haben doch die andern Individuen die Erlaubniß, bei profanen Gegenständen, oder wenigstens bei Privat- und häuslichen Angelegenheiten selbst zu urtheilen. Es sind ihnen überdieß philosophische und viele andere Forschungen zugestanden, welche ihnen einen weiten Spielraum zur Aeußerung ihrer intellectuellen Fähigkeiten darbieten. Sie machen gern neue Entdeckungen, und ihr Sinn steht Gründen, Schlüssen und der Ueberzeugung offen.

Der Hindu dagegen ist durch seine verschmitzten Religionsführer seiner Vernunft und seines Verstandes beraubt; er kann durchaus nicht, wie ich schon öfters bemerkt habe, in irgend einer Sache, sogar nicht einmal in seinen häuslichen Angelegenheiten oder den geringfügigsten Umständen des Lebens selbst urtheilen. Alles ist durch seine unveränderlichen Verordnungen unwandelbar geregelt. Erkenntniß mitzutheilen oder zu empfangen ist ein Verbrechen und einem andern, als seinen Religionsführern, den Brahminen, für diesen Zweck zuhören, wird als eine abscheuliche Uebertretung betrachtet.

Ein Hindu und vor Allem ein Brahmine mit seinen Einrichtungen, seinen Gebräuchen, seiner Erziehung und seinen Sitten muß als eine Art von moralischem Ungeheuer, als ein Individuum betrachtet werden, welches mit dem übrigen Menschengeschlechte in einem Zustande von beständiger Mißhelligkeit und Opposition sich befindet, als ein von Menschen getrenntes Wesen, mit denen ihm aller freie und trauliche Umgang verboten ist, ja, welche er zu fliehen, zu verachten und zu hassen gezwungen ist. Die verschmitzten Brahminen haben, damit das

System

System der Betrügerei, welches ihre unbestrittene Herrschaft über die andern Kasten bedingt und die letztern unter ihre ungezwungene Dienstbarkeit bringt, auf keine Weise entdeckt oder untersucht werde, die Vorsicht gebraucht, zwischen den Hindus und den andern Nationen der Erde eine unzugängliche und unnehmbare Linie zu ziehen, welche allen Angriffen der Fremden Hohn spricht. Es ist kein Durchgang vorhanden, sich ihnen zu nähern und sie selber sind strenge und durch die härtesten Strafen gehindert, sich Jemandem in der Absicht zu nahen, um sich zu bilden und ihren dermaligen Zustand zu verbessern, welcher, wie sie vest und völlig überzeugt sind, keinem an Vorzüglichkeit nachsteht.

Von der andern Seite wird es, glaube ich, von einem jeden unbefangenen Beobachter anerkannt werden, daß nur sehr schwache Hoffnungen der Verbreitung des Christenthumes unter den Hindus verbleiben, so lange wir nicht im Stande sind, auf den gebildeten Theil der Nation, auf die Leiter der öffentlichen Meinung, kurz, auf die Corporation der Brahminen Eindruck zu machen; und so lange das einzige Resultat unserer Arbeiten, wie es jetzt der Fall ist, bloß darin besteht, hier und dort einige verzweifelte Landläufer, Verstoßene, Pariahs, Pferdeverleiher, Bettler und andere Personen vom niedrigsten Stande in unsere betreffenden Gemeinden zu bringen, kann der Eindruck, welcher auf das Gemüth des Volkes gemacht wird, durchaus nicht anders, als ungünstig und dem Interesse des Christenthumes bei einem Volke nachtheilig seyn, welches in allen Umständen durch die Gewalt der Sitte und des Beispieles bestimmt wird und in keinem Falle die Erlaubniß besitzt, selber zu urtheilen.

Nun aber ist es nicht möglich, zu dem gebildeten Theile der Nation Zugang zu finden, weder durch Wort

noch durch Schrift; die Trennungslinie zwischen uns und den Brahminen ist, wie ich schon bemerkt habe, gezogen und die Vormauer ist unübersteiglich; kein Eingang findet sich für Gründe und Ueberzeugung; unsre Gegner sind durch ihre Religions= und Civilstatuten ausdrücklich verpflichtet, uns zu fliehen, zu verachten und zu hassen. Sie sind verbunden so zu handeln, aus einem Gefühle von Pflicht. Uns anzuhören, wäre für sie ein Verbrechen und die größte Schande.

Ich habe bereits eine unvollkommene Beschreibung von einem indischen Brahminen gegeben, indem ich ihn als eine Art von moralischem Ungeheuer in dem geselligen Leben darstellte; als ein Wesen, dessen Satzungen im Allgemeinen in Abweichung von der Ordnung der Natur bestehen, und welches mit den übrigen Menschen, von welchen es sich selber völlig isolirt, Nichts zu thun hat.

Der Hauptzug einer christlichen Erziehung ist allgemeine Liebe und allgemeines Wohlwollen gegen alle Nebenmenschen.

Der Hauptzug in der Erziehung eines Brahminen ist allgemeiner Haß und allgemeine Verachtung gegen das ganze Menschengeschlecht.

Ein Christ wird unterwiesen, sogar seine Feinde zu lieben und Gutes statt Böses zu vergelten.

Ein Brahmine wird unterwiesen, wenn auch nicht ausdrücklich, seine Freunde zu hassen, und Böses statt Gutes zu vergelten, doch wenigstens sich durch völlig egoistische Betrachtungen durchs Leben geleiten zu lassen, und Alles ohne Ausnahme, ohne Unterschied zwischen Freunden und Feinden, seinen Privatinteressen aufzuopfern, der ihm erwiesenen Dienste völlig uneingedenk zu seyn und sie, wie groß auch ihre Wichtigkeit und ihr Werth seyn mögen, als ein ausdrückliches Recht zu betrachten.

Ein Brahmine ist überdieß durch die Pflicht genöthigt, egoistisch, intolerant und hochmüthig, insolent und widerwärtig zu seyn. Er ist in der unverlöschlichen Ansicht erzogen, daß er das einzige vollkommene Wesen der Erde ist, ein Wesen von einem weit höhern Schlage, als alle andere Sterbliche; daß alle übrigen Menschen Nichts als Barbaren sind; daß er Niemandem Etwas schuldig ist; und daß alle Nebenmenschen dazu geschaffen sind, in seiner Dienstbarkeit zu leben. Nun frage ich jeden vernünftigen Menschen, ob wir uns, so lange wir mit einer Corporation zu kämpfen haben, welche solchen Grundsätzen huldigt, mit der Hoffnung schmeicheln können, den geringsten Eindruck auf ein Volk zu machen, welches unter ihrer absoluten Controle steht?

Je mehr ich die Principien und das Verfahren dieser Leiter der öffentlichen Meinung in Indien betrachte, je mehr werde ich überzeugt, daß etwas Widernatürliches in dieser Kaste der Hindus ist, desto mehr erschrecke ich und werde darüber bestürzt und ich kann es mir nicht anders erklären, als durch die Annahme, daß sie hinsichtlich ihrer ganz unnatürlichen Gewohnheiten dem göttlichen Zorne und Fluche unterworfen sind. Ich muß sie als jene falschen Philosophen betrachten, von denen Paulus spricht (Röm. 1.), „welche sich für Weise ausgaben und als Thoren bewiesen; welche Gott, weil sie ihre eigene und Anderer Vernunft entweiheten, verworfenem Sinne — — — — und der Lust ihres eigenen Herzens Preis gegeben hat." u. s. w. u. s. w.

Gleich diesen vom heil. Paulus erwähnten Weltweisen haben die Brahminen, in Bezug auf den einzig wahren Gott und seine göttlichen Eigenschaften, so deutliche und reine Begriffe, als ein Volk, ohne von dem Lichte der göttlichen Offenbarung unterstützt zu seyn, haben

kann; aber sie bringen dem höchsten Wesen keine Huldigung dar und überdieß machen sie es sich zur Pflicht, niemals dem, was sie das stupide Volk nennen, diese wichtigste Wahrheit von der Existenz eines einzigen Gottes mitzutheilen. „Sie halten die Wahrheit in Bosheit zurück, — — — — so daß sie keine Entschuldigung haben; denn obgleich sie Gott kannten, verehrten sie ihn doch nicht als Gott. — — — — Sie verwandelten die göttliche Wahrheit zur Lüge. — — — — Deßhalb ist der Zorn Gottes vom Himmel offenbaret wider sie und Gott gab sie schändlichen Lüsten Preis."

Wenn man dieses Capitel unserer heiligen Bücher lieset und den kräftigen Ausdruck gewahrt, mit welchem der Apostel den Gegenstand behandelt, so sollte man meinen, er habe, als er es schrieb, die Brahminen der Hindus vor Augen gehabt. Wollte man den Charakter dieser Kaste der Hindus zeichnen, so könnte es nicht besser geschehen, als durch eine buchstäbliche Uebertragung des 29sten, 30sten und 31sten Verses des nämlichen Capitels.

Dieß ist der kurze Abriß der beispiellosen Schwierigkeiten, mit denen die christliche Religion in Indien zu kämpfen hat. Ich überlasse es nun einem jeden unbefangenen und unparteiischen Beobachter, einem Jeden, der mit der menschlichen Natur nur im Geringsten bekannt ist, zur Entscheidung, ob bei solchen erstaunlichen Hindernissen noch ein Eingang offen bleibt, durch welchen die Wahrheit ihren Weg einschlage und ob wir die entfernteste Hoffnung hegen dürfen, daß das Christenthum unter einem Volke von solcher Beschaffenheit Wurzel schlagen werde.

Daß Gott nach seiner unendlichen Gnade alle Menschen „gerettet und zur Erkenntniß der Wahrheit gebracht wissen will," und daß Christus für die Erlösung aller Menschen starb und „in diese Welt kam, Sünder zu erlösen," sind Wahrheiten, welche von allen Christen aner-

kannt werden, wenn wir vielleicht eine kleine Zahl ausschließen, welche die trübe Ansicht theilt, daß Gott nur die Erwählten oder Prädestinirten zu erretten geneigt sei. Es ist inzwischen nicht weniger gewiß, daß nach den verborgenen Geheimnissen in den göttlichen Rathschlüssen die Erkenntniß der Wahrheit seit dem Beginn der Welt nur das glückliche Loos des kleinsten Theiles der Menschheit war.

Das antediluvianische Geschlecht nicht zu erwähnen, wo alle Menschen für toll sich in den tiefsten Abgrund der Abgötterei stürzten und „alles Fleisch seinen Weg verderbte auf Erden," mit Ausnahme einer einzigen Familie, welche den wahren Glauben an Gott unbefleckt bewahrte, verschwand ja nach der Fluth, und hauptsächlich nach der berüchtigten Begebenheit, welche in den Ebenen von Sinear vorfiel (die Erbauung des babylonischen Thurmes), bis zur Berufung Abrahams die Wahrheit, wie es scheint, wiederum von der Erde, oder die Erkenntniß des wahren Gottes beschränkte sich auf eine sehr kleine Zahl von heiligen Menschen, welche dieß heilige Depositum unverletzt bewahrte. Diese wichtigste aller Wahrheiten begann durch die Patriarchen mehr allgemein und besser bekannt zu werden, und wurde durch das mosaische Gesetz auf eine feierliche und unauslöschliche Weise promulgirt. Obschon das erwählte Volk von der einzig wahren Religion öfters abfiel, so wurde es doch durch göttliche Dazwischenkunft auf den Weg der Wahrheit zurückgeführt, oder auch durch die unablässigen Erinnerungen der Propheten und anderer unter ihm lebender frommer Männer, welche beim allgemeinen Abfalle standhaft am wahren Gottesdienste vesthielten; doch machte die geoffenbarte Religion in diesen Zeiten und selbst bis zur Ankunft des Messias, keine bemerkbaren Fortschritte. Die Wahrheit war nur einer sehr geringen Anzahl von Menschen bekannt, und man

muß gestehen, daß in jenen frühern Zeiten diese Welt, welche Gott erschaffen hat um seine Allmacht kundzuthun, zu einem ungeheuern Tempel voller Idole umgewandelt worden, da sich die Erkenntniß des wahren Gottes auf einen schmalen Winkel der Erde beschränkte und der Herr nur im Tempel zu Jerusalem Verehrer hatte.

Nachdem Christus erschienen war, wurde die wahre Religion in aller Welt gepredigt und ist unter jeder Art von Abschreckung und Widerstand durch so außerordentlichen Erfolg begünstigt worden, daß es völlig unmöglich ist, diesen zu erklären, wenn man nicht eine übernatürliche und unsichtbare Vermittelung und Hilfe des göttlichen Gesandten annimmt, welcher allein im Stande war, die anderweitigen unüberwindlichen, seinem Fortschritte entgegentretenden Hindernisse zu entfernen und sein Reich über einen so großen Theil der Menschen auszudehnen. Wir müssen jedoch gestehen, daß die geoffenbarte Religion, ihrer frühen erstaunlichen Verbreitung ungeachtet, bis auf den heutigen Tag nur die Religion der kleinern Anzahl von Menschen ist, und daß sie, wenn wir die von ihr in neuern Zeiten in der neuen Welt, und auf den philippinischen Inseln, wo allein die Spanier dem Christenthume gegen 2 Millionen Eingeborne gewonnen haben sollen, errungenen geistigen Siege abrechnen, seit einem Zeitraume von etwa tausend Jahren, in der alten stehen blieb, ohne in dieser langen Periode unter den heidnischen Nationen bemerkliche Fortschritte zu machen, und an Boden mehr verlor als gewann. Ihre Siege in Asien, von der Epoche der portugiesischen Invasion an bis auf heute, sind besonders geringfügig, und ich glaube, daß ich die Anzahl der Convertiten in diesem Welttheile sehr überschätze, wenn ich sie zu zwölf hundert Tausend anschlage; kaum die Hälfte dieser Zahl möchte man auf der Halbinsel von Indien und der Insel Ceylon finden und den

Rest in den Königreichen Pegu, Siam; Laos, Cambodje, Cochin — china, Tunkin und in China, in welche Länder fast ohne Unterbrechung seit den zwei oder drei letzten Jahrhunderten Missionarien gesandt wurden. Jetzt muß diese Anzahl, welche unter einer Volksmenge von vielleicht mehr, als fünf hundert Millionen Einwohnern zerstreut ist, in der That völlig unbedeutend erscheinen und durchaus die traurigen Verluste nicht ersetzend, welche die wahre Religion in einigen andern Ländern durch die muhammedanischen Invasionen und durch andere Ursachen erlitten hat.

Nun aber, warum ist uns gesagt worden, das Christenthum solle nicht auf gleiche Weise stehen bleiben, noch bis ans Ende der Welt fortfahren, nur die Religion des kleinern Theiles der Menschheit zu seyn? Allerdings hat Christus, wie ich schon in einem andern Briefe erwähnte, versprochen, daß „das Evangelium vom Reiche verkündigt werden solle in aller Welt, zum Zeugnisse für alle Völker, und dann das Ende komme werde." Seine heilige Weissagung darüber ist erfüllt worden oder wird noch erfüllt; allein hat er zugleich auch behauptet, daß irgend eine von allen diesen Nationen, oder gar der größere Theil von ihnen, unter das Joch des Evangeliums gebracht werden würde?

Es ist wahr, in mehrern Büchern des alten Testaments, und hauptsächlich in den Psalmen Davids, worin auf die Erscheinung des Messias häufige Anspielungen gemacht werden, ist dieser so dargestellt, als werde er seine geistige Herrschaft über die ganze Erde ausbreiten, von einem Ende der Welt bis zum andern; allein die meisten von den begeisterten Schriftstellern in diesen Stellen der heiligen Schrift gebrauchten Ausdrücke haben entweder einen mystischen Sinn oder sind bloße Metaphern, welche nicht in buchstäblicher Bedeutung genommen werden kön-

nen, und deren wahrer Sinn von uns nicht einzusehen ist.

Gottes Wege bei seiner erbarmenden Erwählung nur eines Theiles seiner Geschöpfe sind für uns, wie ich in einem frühern Briefe bemerkte, ein unergründbares Mysterium, ein dunkles Geheimniß, welches uns in diesem Leben nimmer enthüllt wird; denn „wer hat des Herrn Sinn erkannt, oder wer ist sein Rathgeber gewesen?" Allemal, wenn ich über diesen hehren Gegenstand nachdenke, ist mein schwacher Verstand bei dem offenbaren, ihn umgebenden Dunkel ganz verwirrt, und gleich dem heil. Paulus hemme ich meine herumirrenden Gedanken, und stärke meinen schwankenden Geist, indem ich mit ihm demüthig ausrufe: „O welch' eine Tiefe des Reichthums, beides der Weisheit und der Erkenntniß Gottes! Wie gerecht sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege!"

„Viele Wittwen, sagt Christus in Bezug auf diesen geheimnißvollen Gegenstand, waren in Israel in den Tagen des Elias, als der Himmel drei Jahre und sechs Monden verschlossen war, und eine große Hungersnoth kam über das ganze Land; aber zu keiner von ihnen ward Elias gesandt, denn allein gen Sarepta, einer Stadt Sidons, zu einem Weibe, welches Wittwe war. Und viele Aussätzige waren in Israel zur Zeit Elisa's, des Propheten; aber keiner von ihnen ward gereinigt, denn allein Naeman, der Syrer." (Luc. 4, 25. 26. 27.)

Glaube und andere übernatürliche Vorzüge sind lediglich ein Gnadengeschenk Gottes, welches er gibt, wem er will, wann er will, und unter welchen Bedingungen er will. Er kann demnach selbst ohne einen Schein von Ungerechtigkeit von denjenigen, welchen die Gabe angeboten wird, als Bedingung verlangen, daß sie ihm keine unnatürlichen Hindernisse in den Weg legen, daß sie den Gebrauch ihrer Vernunft nicht durch unnatürliche Leiden-

schaften vernichten, daß sie sich nicht Ausschweifungen hingeben, welche die Vernunft laut genug tadelt, und gegen welche die ganze Natur zeugt, und daß sie sich nicht durch einen Religionscultus irreführen lassen, dessen Tollheit Himmel und Erde laut und offen predigen. Aber noch mehr; Gottes Bestimmungen und vor Allem, seine verborgene Ordnung von Erwählung und Verwerfung liegt ganz außer dem Bereiche unseres schwachen Verstandes.

Seit Anbeginn der Welt ist die wahre Religion aus einem Lande in das andere gewandert. Sie ist von einem Volke zum andern gegangen; sie ist bei verschiedenen Gelegenheiten einer Nation entrückt und einer andern zugeführt worden. Manches Volk, welches durch das Licht der Offenbarung erleuchtet worden war, sank in die Finsterniß der Idololatrie oder des Islam; während auf der andern Seite „das Volk, welches in Finsterniß saß, ein großes Licht sahe, und denen, welche im Lande und Schatten des Todes saßen, ein Licht aufging.“ „Qui non viderant, viderunt, et qui viderant, coeci facti sunt.“ (Joh. 9.). Bei allen diesen Veränderungen seines Sitzes, bei allen Umwälzungen, welche diese veranlaßten, blieb der wahre Glaube ungefärbt und erhielt keine Flecken, in der That eben so wenig, als die strahlende und glühende Sonne, wenn sie, die eine Hemisphäre der Finsterniß überlassend, zu der andern übergeht, um sie mit allem ihren Glanze zu überstrahlen.

Wir haben in alter und neuer Zeit christliche und heidnische Völker gesehen, welche das Maß ihrer Ungerechtigkeit erfüllten, und die Grenzen der göttlichen Langmuth überschritten, dafür aber dann verdammt und verworfen und endlich durch den göttlichen Zorn ausgerottet wurden. Wir haben davon in unsern heiligen Annalen schlagende Beispiele: nichts Geringeres als die gänzliche Ausrottung der gottlosen Völker, welche das Land Canaan bewohnten,

war im Stande, der göttlichen Gerechtigkeit genug zu thun. Alle Verehrer des Moloch und Baalpeor unterlagen derselben Verdammniß, und das ganze ruchlose Geschlecht wurde zu einer allgemeinen und völligen Vernichtung verurtheilt.

Sind die Verehrer des Lingam weniger schuldig, als die des Baalpeor? und ist der Cultus von Jagnat und zu Terupatty weniger abscheulich, als der des Moloch? Werden wir nicht durch die Betrachtung des unnatürlichen und widrigen Cultus, welcher in ganz Indien herrscht, in dem Gedanken bestärkt, daß dieses unglückliche Volk einem ewigen Fluche unterliege, daß es sich durch hartnäckige Weigerung, auf die Stimme des Himmels zu hören, welcher „die Ehre Gottes erzählt," des göttlichen Wohlgefallens für immer unwürdig gemacht habe; daß es durch hartnäckige Verwerfung des göttlichen Wortes, welches ihm während der letzten drei oder vier Jahrhunderte ohne Unterlaß, aber vergeblich gepredigt worden, „das Maß seiner Väter erfüllt hat," von Gott gänzlich verlassen und was die schlimmste der göttlichen Strafen ist, für immer einem verworfenen Sinne Preis gegeben ist, hinsichtlich der besondern Verruchtheit seines Cultus, welcher bei denen, wo er herrscht, einen solchen Grad von Verkehrtheit voraussetzt, zu dem alle alten heidnischen Nationen nie herabsanken?

In der That ist die niedrigste Stufe, welche die indischen Brahminen in Verhältniß zu andern heidnischen Nationen in Religionssachen einnehmen, außerordentlich auffallend, da sie nicht einmal fähig gewesen sind, zu unterscheiden, was Tugend sei und was nicht; denn im Allgemeinen halten sie es für weit verdienstlicher, Thieren als Menschen Dienste zu erweisen. Ein frommer indischer Brahmine, der es für seine unerläßliche Schuldigkeit hält, sein frugales Mahl mit Fischen, Schlangen, Affen und Raubvögeln zu theilen, wird auf der andern Seite ei-

nen armen Unglücklichen an seiner Thür mit der kältesten Gleichgiltigkeit sterben sehen und nicht daran denken, ihm Beistand zu leisten.

Statt des großen Hauptgebotes der christlichen Liebe: „Du sollst lieben deinen Nächsten, als dich selbst,“ welches das ganze Menschengeschlecht in einen Verein von Brüdern umzuwandeln bestimmt ist, kann man sagen, ist das Hauptgebot der Brahminen dieses: „Du sollst die Thiere lieben, als dich selbst.“

Es ist gewiß, daß die Hindus im Allgemeinen auf keine Weise mit den meisten der moralischen und geselligen Vorzüge, welche uns von Natur angeboren und allen gebildeten Völkern gemein sind, unbekannt genannt werden können; aber sie sind nicht fähig gewesen, diese Tugenden auf ihre eignen Angelegenheiten anzuwenden, oder wenn sie dieselben auf die entsprechenden Gegenstände anwandten, so raubten sie ihnen das eigentlich Verdienstliche durch die eigennützigsten Motive oder die kindischste Eitelkeit. Eine Tugend zu üben aus völlig uneigennützigen Beweggründen und bloß um die innere Genugthuung zu genießen, Gutes zu thun, sind Dinge, welche über ihre Fassungskraft hinaus liegen. Fragen Sie einen reichen Hindu, welcher sein ganzes Vermögen oder einen Theil desselben auf Errichtung oder Ausbesserung von Oertern des öffentlichen Cultus, auf Erbauung von choultries*) als Obdach für die ermüdeten

*) So nennt man die geräumigen Hallen in den ansehnlichern Orten Indiens, welche auf der einen Seite der ganzen Länge nach völlig offen sind und zu manchen Zwecken benutzt werden. Man erbaut sie nämlich nicht allein zum Schutze der Fremden, sondern bedient sich ihrer auch als Gerichtshöfe, wohin die Befehlshaber der Provinz zu kommen pflegen, um die Angelegenheiten des Orts in Ordnung zu bringen und Streitigkeiten zu schlichten. Wo man keine besondern Gebäude zur Besorgung des Cultus hat, vertreten sie auch die Stelle von Tempeln.

Wanderer, oder auf Bepflanzen öffentlicher Straßen mit Bäumen, um sie durch ihren Schatten zu erfrischen, auf Graben von Quellen und Teichen zum allgemeinen Beßten, oder auf ähnliche wohlthätige Unternehmungen verwendet, was das Motiv dieser Handlungsweise ist; seine Antwort wird fast ohne Aenderung immer lauten, er thue es, um öffentlich als ein tugendhafter Mann bei Lebzeiten gepriesen zu werden und seinen Namen nach seinem Tode der Nachwelt zu überliefern.

Glauben Sie aber ja nicht, daß ich mir bei dieser meiner Beurtheilungsweise Schmähung oder Verleumdung der unglücklichen Hindus zu Schulden kommen ließe; denn ich bin sogar fern von dem bloßen Gedanken, sie um ihrer Irrthümer in religiösen oder andern Materien willen zu verachten, so monströs diese mir auch immer erscheinen mögen. Ihre Blindheit und Hartnäckigkeit darin haben in meinem Gemüthe allezeit nur Gefühle des Mitleidens mit ihrem Unglücke erweckt. Wenn ich die Ausschweifung in ihrem götzendienerischen Cultus anschaue, so muß ich mit dem Propheten und Könige im lebhaftesten Gefühle des Dankes gegen den Himmel ausrufen: „Beatus homo, quem tu erudieris Domine, et de lege tua docueris eum.“ Und wenn ich sehe, wie sie sich vor ihren Göttern von Stein und Erz niederwerfen, so rufe ich aus: „Solcher Art waren unsere Vorfahren und so handelten sie, und so würden auch wir selber handeln, hätte nicht Gott durch seine unendliche Gnade uns aus einem solchen Abgrunde der Finsterniß herausgeführt, um uns mit dem glänzenden Lichte seiner göttlichen Offenbarung zu erleuchten! Laßt uns ihm für die größte aller seiner göttlichen Wohlthaten in diesem Leben ewig danken!“

Aber, könnte man sagen, wird der dermalige ausgebreitete Verkehr der Eingebornen mit den Europäern nicht dazu dienen, sie zu religiöser Verbesserung geneigt zu

machen; wird er nicht wenigstens in ihren Gemüthern einen Sinn für Forschung und ein Verlangen nach der Erkenntniß der Wahrheit erwecken, die dicken Wolken der Unwissenheit, welche über ihnen hangen, nach und nach verscheuchen und sie zu gesündern Religionsbegriffen zurückbringen?

Ich kann mich nicht enthalten, über den Gedanken zu lächeln, daß das Betragen und das Beispiel des vorhandenen Geschlechts von Europäern, zu welcher Nation sie auch gehören mögen, fähig seyn sollten, die Hindus zu richtigen Begriffen über diesen Gegenstand zu bringen und ihren Gemüthern Principien der Sittlichkeit und Religion einzuflößen. Das Gegentheil hat bis auf den heutigen Tag Statt gefunden, und wie ich in einem frühern Briefe gemeldet habe, es ist ganz gewiß, daß der Umgang der Hindus mit den Europäern den Interessen des Christenthumes in Indien den letzten Streich versetzt hat, und daß die wiederholten Invasionen der letztern in das Land aller fernern Bekehrung ein Ziel gesetzt haben, und einzig dazu beitragen, unter den alten Convertiten Abtrünnige zu bilden, weil sie dadurch Gegenstände der allgemeinen Verachtung unter allen Classen der Hindus geworden sind.

Es ist, glaube ich, allgemein angenommen, daß die Invasionen und Eroberungen, welche die Europäer, getrieben vom Geize und einem unersättlichen Durste nach Herrschaft, in der alten und neuen Welt während der letzten drei oder vier Jahrhunderte zu machen nicht aufhörten, in den meisten Fällen sich mehr als ein Fluch, als wie ein Segen bewiesen und im Ganzen mehr Uebel als Gutes hervorgebracht haben. Ohne von den Strömen Blutes zu reden, wodurch diese Eroberungen bewerkstelligt und die europäischen Besitzungen gegründet wurden, haben die Eindringenden unter vielen andern Uebeln den Wilden berauschende, verderbliche Getränke zugeführt, mit derem Gebrauche sie ganz unbekannt waren, und welche ihre

natürliche Wildheit in einem bedeutenden Grade gesteigert haben. *)

---

*) Sehr richtig würdigen die Indianer Nordamerika's diesen eigennützigen und für die Wilden höchst verderblichen Verkehr der Europäer mit uncivilisirten, aber in ihrer Rohheit und Einfachheit glücklichen Völkerschaften in einer Zuschrift an Herrn Holmes und seine Freunde in England, welche das Baseler Miss. Mag. (7. Jahrg. 2. H. S. 282.) mittheilt. „Ungeachtet großer Unfälle, sagen sie, welche unser Volk seit langer Zeit betroffen haben, sind wir dem Unterrichte getreu geblieben, der von unsern Vätern auf uns gekommen ist; wir haben uns stets geweigert, eine andere Lebensart anzunehmen, und einen andern als den großen Geist anzubeten, wie wir gelehrt worden sind. Das bittere Unrecht, das wir vom weißen Volke erlitten, und die Niederträchtigkeit, die wir immer unter demselben herrschen sahen, bevestigte unsere Gemüther noch mehr gegen ihre Weise und ihre Religion, indem wir überzeugt waren, daß unmöglich etwas Gutes von einem Volke kommen könne, unter dem so viel Schlechtigkeit im Schwange ist. In diesem Unterjochungszustande sind wir und unsere Väter schon seit 200 Jahren; wir traten den Weißen unsere Ländereien ab, und flohen vor ihnen in die Wälder. So verringerten sich mit jedem Tage durch sie unsere Erhaltungsmittel und zum Lohne dafür vergifteten sie uns mit ihren Lastern und verhärteten uns in unserm Jammer. Der gänzliche Untergang lag vor uns und kein Rettungsmittel war da." So erzählt auch Hunter (Denkwürdigkeiten während einer Gefangenschaft unter den Indianern. 3. Bd. S. 151 nach Lindau's deutscher Bearbeitung), daß die Folgen von dem Gebrauche des Branntweins bei den Eingebornen Nordamerika's in der That höchst traurig sind, weßhalb die Alten und Weisen unter den verschiedenen Stämmen die aufwachsende Jugend aufs wärmste und eindringlichste davor warnen. Jene Nomaden Nordamerika's sind im Allgemeinen ernsthaft und friedlich; aber die Trunkenheit ändert sie zu wahren Dämonen um, und der Anblick eines ganzen Nomaden-Dorfes in diesem Zustande gibt die Idee von

Sie verfahren hauptsächlich den verderblichen Trank, welchen man **Opium** nennt, dessen Kraft darin besteht, vollkommene Wuth hervorzubringen; sie handeln fast ausschließlich und allein damit; und aus einem unersättlichen Durste nach Gewinn haben sie dieses Gift in ganz Asien schaamlos eingeschwärzt, indem sie die weisen Verbote der Regierungen vieler Gegenden offenbar verletzten, welche die

---

einer Scene der Hölle. Die Weißen, sagt er, die zeither in Verkehr mit den Indianern standen, haben sich des Namens gesitteter Menschen wenig würdig gezeigt; sie wurden in allen ihren Verhandlungen von einem Eigennutze geleitet, der in der Wahl der Mittel gar nicht gewissenhaft war. Wortbrüchigkeit, Betrug und Veruntreuung erlaubt man sich stets gegen die Indianer und zuweilen, wenn sich diese durch unmäßigen Genuß des Branntweins im eigentlichsten Sinne des Schutzes bedürftig gemacht haben. Dazu kommt, daß die Indianer von den Weißen **verschiedene Krankheiten** geerbt haben, und im Allgemeinen hat dieser Verkehr für ein Volk, dessen Daseyn von Geschicklichkeit und Tapferkeit auf der Jagd und im Kriege abhängt, so **entnervende und verderbliche Folgen** gehabt, daß es ihnen nicht entgehen konnte und daß sie in ihren Unterhandlungen mißtrauisch und den Sitten der Fremdlinge abhold werden mußten u. s. w. Vergl. auch S. 88 ff. u. 2. Th. S. 99 ff. Nur aus dem 2. Th. S. 69 möge dieser Ausspruch noch hier stehen. „Die Indianer befolgen leicht das Beispiel, das ihnen die Laster der Weißen geben, während die Tugenden derselben ihnen fremd bleiben. Sie haben, mit sehr wenigen Ausnahmen, nur Gelegenheit gehabt, den Auswurf der Weißen nachzuahmen. Das Laster begleitet, in allen seinen verschiedenen Gestalten, ihren Verkehr mit den sittenlosesten Menschen, und die meisten Handelsleute, die zu ihnen kommen, sind eifrig bedacht, sie zu Lastern zu verleiten, weil dieß sehr wirksam beiträgt, die stolzen Begriffe der Indianer von ihrer Unabhängigkeit und Ueberlegenheit herabzuziehen und sie zu nachgiebigen Opfern der Habgier und des Betruges zu machen.“

Einführung eines so verderblichen Artikels in die unter ihrer Leitung stehenden Staaten verhindern wollten. Sie haben sich den entsetzlichen Vorzug angeeignet, halbcivilisirte Völker in ihrem höllischen Systeme des Kriegführens zu unterrichten, und sie mit der verderblichsten Art von Waffen zu versehen, mit den wirksamsten, um einander zu verderben. Sie haben im Allgemeinen durch ihr schlechtes Beispiel den Geist derselben befleckt und die Einfachheit ihrer Sitten verdorben. Sie haben ihren Körper durch widerliche und unheilbare Krankheiten, welche ihnen bis dahin unbekannt waren, vergiftet; dagegen haben sie, vielleicht mit wenigen Ausnahmen, bis auf den heutigen Tag keine wesentlichen Verbesserungen in ihren Grundsätzen oder ihrer Religion bewirkt; denn in diesen Puncten findet man die Unterjochten jetzt in einer schlimmern Lage, als sie damals waren, wo ihre stolzen Unterdrücker über die ungeheuern Barrieren hinwegschritten, durch welche die Natur sie für immer getrennt zu haben schien, und ihre Territorien und ihre Rechte verletzend zuerst bei ihnen sich zeigten.

In der langen Periode, während welcher ich in Indien lebte, habe ich Ortschaften besucht, welche von Europäern aus verschiedenen Nationen, von Engländern, Franzosen, Holländern, Dänen und Portugiesen bewohnt wurden. In keiner dieser Ortschaften habe ich irgend eine Veredelung oder Verbesserung in der Moral und der Religion der Eingebornen bemerken können. Einige Veränderungen, welche ich in dieser Hinsicht bemerkt habe, waren vielmehr Verschlechterungen. Wenn ihr Verkehr mit den Europäern eine Verwandlung bewirkte, so bestand diese darin, daß sie angereizt wurden, Alles das, was in ihren Gebräuchen gut war und sich rechtfertigen ließ, zu beseitigen und zu vernachlässigen, während sie alles Schlechte und Tadelhafte beibehielten.

Niemand

Niemand kann leugnen, daß die Hindus bis heute von den Europäern Nichts angenommen haben, außer ihre Laster und ihre Thorheiten. Sie sind zu allen Zeiten nur zu sehr geneigt gewesen, ihr schlechtes Beispiel nachzuahmen, während auf der andern Seite ihre Tugenden, der Geist der Liebe, der Liberalität, des Mitleidens und des Wohlwollens, welcher meisten Theils die Europäer charakterisirt, im Allgemeinen von den Hindus nicht eben bemerkt wurden.

Dieser Umstand wird von einem jeden Beobachter, welcher durch das Land reiset, deutlich bemerkt werden. Lassen Sie ihn an die Küste, oder an einen andern von Europäern bewohnten Ort gehen, er wird dort die Eingebornen gewöhnlich egoistisch, anmaßend, unverschämt, keinen Widerspruch vertragend, sich aufdringend, und grob gegen die Europäer finden, immer bereit, sie zu beeinträchtigen oder zu beleidigen, wenn sie denken, daß sie es ungestraft thun dürfen. Lassen Sie ihn für irgend einen Zweck in diesen Theilen des Landes einen Eingebornen rufen, der beim Sprechen mit ihm keinem Zwange unterliegt, oder nicht durch eigennützige Vorstellungen in Scheu gehalten wird, und welcher denkt, daß er ohne Gefahr mit ihm frei umgehen könne, er wird leicht in seinen Worten und in seiner Miene bemerken, wie sehr er von seiner hohen Superiorität über denselben überzeugt ist. Er wird in seinen zurückgehaltenen Blicken und in seinem affectirten Naserümpfen den Ausdruck der innern Verachtung, welche er gegen ihn hegt, eben so stark bemerken, als wenn er ihm offen ins Gesicht sagte: „Ich bin ein gebildeter Mann, und du bist ein Barbar; ich bin in meinem Vaterlande, und du bist ein Fremdling; ich bin in meiner Heimath, und du bist ein Eindringling; bist du mir in physischer Stärke überlegen, so bin ich es dir durch Bildung und jede Art von intellectuellen Gaben."

Lassen Sie denselben Menschen in das Innere des Landes, oder an Orte gehen, wo die Europäer gar nicht, oder nur Wenig bekannt sind, und er wird gewöhnlich ein Volk finden, das allerdings zurückhaltend, aber doch gelehrig, friedlich, nicht anmaßend, unterwürfig, dienstfertig, ehrerbietig gegen Europäer und bereit ist, ihnen Dienste zu erweisen, sobald die letztern in ihren Sitten und ihrem Betragen nichts Abschreckendes haben.

Statt daß der Verkehr der Europäer mit den Eingebornen einen günstigen Eindruck auf die letztern machen sollte, bringt dieser Umstand hinsichtlich der Religion, wie ich in einem frühern Briefe erwähnt habe, gerade eine entgegengesetzte Wirkung hervor.

Ueberhaupt ist es meine entschiedene Meinung, so lange als wir keine wärmern Beförderer der Sache des Christenthumes haben, als das vorhandene Geschlecht der Europäer, von welcher Nation es seyn möge, dürfen wir nur sehr schwache Hoffnungen dafür hegen, daß das Christenthum in Indien Boden gewinnen werde. So lange als ein christlicher Eingeborner, welcher zufällig mit einem Europäer zusammentrifft, mit einem harten und übermüthigen Gesichte angeblickt und dann von ihm mit diesem beleidigenden Vorwurfe bewillkommnet wird: „Warum hast du die Religion deiner Vorfahren verlassen, um einen fremden Gottesdienst anzunehmen?" so lange der Name eines christlichen Eingebornen und ein Schelm in den Ohren eines befangenen Europäers synonym klingt; so lange die getäuschten Schlachtopfer, welche sich dem schwierigsten aller Berufsgeschäfte widmen, auf alle weltlichen Aussichten im Leben verzichten, ihre Ruhe, ihre Gesundheit und ihr Leben aufopfern, um ihren Nebenmenschen das, was sie als die wichtigste aller Segnungen betrachten, die Erkenntniß des einzig wahren Gottes und der ihm von allen seinen Geschöpfen schuldigen Verehrung mit-

zutheilen, mit den Namen Fanatiker, Idioten und andern ähnlichen schmähenden Epithetis gebrandmarkt werden; so lange die Hindus hören werden, daß die Europäer selbst bei verschiedenen Veranlassungen ihre eigne Religion und ihre heiligen Urkunden zu einem Gegenstande ihrer elenden Witzeleien und Späße machen; so lange die Eingebornen sehen werden, daß die Vorschriften und Grundsätze der heiligen Religion offenbar ohne Schaam und ohne Bedenken von denen verletzt werden, welche in ihrem Schooße erzogen sind; kurz, so lange die christliche Religion mit so vielen einheimischen und fremden Hindernissen zu kämpfen haben wird, würde es nach meiner unmaßgeblichen Meinung baarer Unsinn seyn, uns mit der Hoffnung zu schmeicheln, daß sie je in dem Lande vesten Fuß fassen werde.

Ich will noch einige Worte über das Project sagen, die Hindus durch die Uebersetzung der heiligen Schriften und durch ihre Verbreitung unter denselben zu erleuchten. Da ich aber diesen Gegenstand bereits in einem frühern Briefe abgehandelt habe, so wird sich das, was ich zu sagen habe, auf einige kurze Bemerkungen beschränken.

Es scheint mir, wir sind ein Wenig zu sehr geneigt, die Wirkungen zu überschätzen, welche das bloße göttliche Wort nach unserer Meinung auf den Geist einer heidnischen Nation von schlechter Beschaffenheit machen müsse. Wir beurtheilen die Wirkungen, welche es in dieser hervorbringen soll, nach denen, welche es an uns selbst hervorbringt, die wir in seinen Lehren erzogen sind, es in unsern frühern Jahren von christlichen Aeltern empfingen, und vielleicht in unserm reifern Alter zu unserm Hauptstudium gemacht haben.

In dem Bekehrungswerke damit beginnen, daß man den Heiden, von welcher Nation sie auch seyn mögen, mit

einem Male unsere heiligen Bücher zu Gesicht bringt, heißt, nach meiner Meinung, unsere Arbeiten da anfangen, wo wir sie endigen sollten; das heißt, ein Gebäude aufführen, ehe man seinen Grund gelegt hat; das ist eben so, als wenn man von einem Lehrlinge in der Mechanik verlangen wollte, daß er eine zusammengesetzte Maschine verfertige, ohne ihn mit den dazu nöthigen Werkzeugen zu versehen; ja, es ist noch schlimmer, es heißt sich an einen Menschen wenden, der eben aus der Hand der Natur hervorgegangen, an einen Wilden, aus dem wir einen vollkommenen Handwerker zu machen wünschten, dem wir daher ein aus einer großen Zahl complicirter Räder und Federn zusammengesetztes Modell zeigten und zu dem wir dann sagten: Hier ist dein Modell; lerne von ihm dein Handwerk; wenn es dir glückt, es nachzuahmen, so wollen wir dich als Handwerker aufnehmen. Wir sagen dir darüber Nichts weiter. Nimm dein Modell zur Hand, und hilf dir selber; fange damit an, daß du Eisengruben aufsuchst, ziehe das Eisen aus dem Erze, mache die Beile, Sägen und anderes Handwerkszeug, fälle die Bäume, bearbeite dein Bauholz, verfertige deine Räder und deine Federn und vollende deine Maschine." Wird nicht der Wilde, wenn er solche Rede hört, geneigt seyn zu denken, daß sein Meister ihn zum Besten haben wolle? oder wenn er glaubt, daß er es ernstlich meint, wird er nicht über die ihm gestellte Aufgabe erschrecken, in seiner Verzweiflung das ihm zurückgelassene Modell in Stücken brechen und in seinen Wald und heimische Wildniß zurückfliehen?

Wir haben viel Beispiele von Christen, welche an das Lesen und Erklären der heiligen Schriften gewöhnt, von einer Secte zur andern übertreten, und diesen Uebertritt durch den Sinn oder durch eine freisinnigere Erklärung des göttlichen Wortes zu rechtfertigen sich bemühten; aber ich habe nie von einem einzigen Beispiele gehört, daß ein Hei-

de allein durch das Lesen des bloßen Textes unserer heiligen Bücher zu irgend einer christlichen Secte bekehrt worden sei. Es sind diese allerdings die ursprüngliche Quelle, aus welcher unser Glaube abgeleitet ist, und auf deren Grund er sich stützt; allein sie liegen so weit über die Fassungskraft unseres unvorbereiteten Verstandes hinaus, daß von unsrer Seite die Erwartung unvernünftig wäre, daß ein ungebildeter und der Unterstützung entblößter Geist fähig seyn sollte, selbst darüber zu entscheiden und seinen Glauben auf sie allein zu gründen.

Unsere heiligen Urkunden liefern uns ein schlagendes Beispiel von der Unzulänglichkeit dieses einzigen Hilfsmittels, den Glauben zu begründen, in der Person des Eunuchen der Candace (Ap. G. 8.), welcher wahrscheinlich kein Mann von gemeinem Stande und gewöhnlicher Bildung war. Er kehrte von Jerusalem zurück, saß auf seinem Wagen und las auf dem Wege den Propheten Jesaias. Philippus, von einem Engel vorher benachrichtigt, reisete dieselbe Straße, und angetrieben vom Geiste, lief er hinzu und hörte, wie er den Propheten Jesaias las und sprach: „Verstehest du auch, was du liesest?" Man höre nun die aufrichtige Antwort des Eunuchen: „und er sagte: Wie vermöchte ich wohl (es zu verstehen), wenn mich nicht Jemand anweiset? Und er bat ihn, aufzusteigen und sich zu ihm zu setzen" u. s. w. „Da that Philippus seinen Mund auf, und verkündigte ihm von Jesus" u. s. w. Siehe den ganzen erbaulichen Vorfall in dem angeführten Capitel.

Fern sei von mir der Gedanke, es im Geringsten an tiefer Achtung und Verehrung gegen das heilige Wort Gottes fehlen zu lassen, oder ihm ein einziges Theilchen der heilsamen Wirkungen abzusprechen, die es in einem wohlgeordneten Gemüthe hervorzubringen geeignet ist, welches in der Absicht, mit seinen Pflichten als Mensch und

als Christ bekannt zu werden, dasselbe zu seinem Studium macht. Aber ich wiederhole es, die Schrift einem unvorbereiteten Heiden darzureichen, seinen Glauben darauf zu gründen, oder gar in seinem Geiste Sinn für Forschung oder Verlangen nach Erkenntniß, der Wahrheit zu erwecken, ist nach meiner unmaßgeblichen Meinung ein unsinniges Verfahren.

Ich glaube, daß ich ohne Präsumtion hinsichtlich der christlichen Eingebornen im Allgemeinen dasselbe behaupten kann. Ich habe jetzt unter meiner religiösen Aufsicht zwischen 7000 und 8000 Menschen dieser Art; und ich wäre in der That sehr in Verlegenheit, wenn ich unter einer so großen Anzahl vier Individuen ausfindig machen sollte, welche den Sinn der Bibel zu fassen fähig wären, und für welche das Lesen des bloßen Textes der heiligen Schrift auch nur vom geringsten Nutzen seyn könnte.

Ich habe zum Unterrichte dieser meiner großen Heerde einen kleinen Katechismus entworfen, welcher zehn oder zwölf Seiten einnimmt, und die hauptsächlichsten Wahrheiten der christlichen Religion erläutert. Dieser kurze Aufsatz ist in den einfachsten und klarsten Ausdrücken abgefaßt, und um ihn desto verständlicher zu machen, habe ich ihn wiederholt und auf verschiedene Weise meinen Gemeinden erklärt; dennoch finde ich nach so vieler Mühe, daß der größte Theil derselben ihn nicht versteht. Nun möchte ich einen Unbefangenen und Unparteiischen fragen, von welchem Nutzen können die heiligen Schriften für Menschen seyn, welche nicht einen kleinen Katechismus von 10 Seiten, der in dem klarsten Style abgefaßt ist, zu verstehen im Stande sind?

Niemand ist besser von den völlig uneigennützigen Absichten der Bibelgesellschaft überzeugt, als ich selbst. Ich fühle, daß es außerordentlich unverschämt von mir seyn wür-

de, Winke zu geben, welche diese gelehrte Corporation nur im Geringsten beleidigten; aber ich muß sagen, daß ihre Bemühungen, die Hindus durch die unter sie verbreitete Uebersetzung der heiligen Schrift zu erleuchten, oder auch nur den geringsten Eindruck auf sie zu machen, nach meiner Ansicht verlorene Arbeit sind, und von keinem Vortheile seyn werden. Ich kann überdieß nicht umhin, zu erklären, daß das für diesen Zweck verschwendete Geld besser und verdienstlicher auf das Speisen der Hungrigen und das Kleiden der Nackenden verwandt werden möchte.

Es ist unnütz, Bibeln zu vertheilen, wenn Sie nicht gegründete Hoffnungen haben, daß sie gelesen und ihr Inhalt verstanden werde. Nun aber habe ich alle Ursache anzunehmen, daß, so lange sie in dem fast unverständlichen Style übersetzt werden, in welchem wir die bereits vollendeten Uebersetzungen erblicken, auch nicht die entfernteste Hoffnung da ist, sie möchten selbst den empfänglichsten Personen auch nur den geringsten Nutzen gewähren, und daß, wie ich in einem vorhergehenden Briefe bemerkt habe, diese nachlässigen und falschen Uebersetzungen nur dazu beitragen, die Verachtung der befangenen Eingebornen gegen das Christenthum zu vermehren, und sich ferner im Ganzen als seinen Interessen nachtheilig ausweisen.

In der That, wenn unter den vielen Beweisen für den göttlichen Ursprung unserer heiligen Bücher der eine von ihrer edeln, unnachahmlichen und majestätischen Einfachheit hergenommen wird, so ist, glaube ich, auf der andern Seite nur zu sehr zu fürchten, daß die Hindus darüber ein gerade entgegengesetztes Urtheil fällen werden, wenn sie den völlig lächerlichen und gemeinen Styl der jetzt unter ihnen circulirenden Uebersetzungen betrachten; und daß sogar die Verständigsten und Wohlgesinntesten beim Lesen der Schrift in einer solchen verächtlichen Gestalt, so wenig sie als ein Werk Gottes ansehen

werden, daß sie sich im Gegentheile heftig angetrieben fühlen, sie für ein bloßes untergeschobenes Machwerk einiger niedrigen, unwissenden und ungelehrten Menschen und demnach für handgreifliche Betrügerei zu halten.

Von den vielen mir selbst bekannt gewordenen Beispielen von den Wirkungen, welche durch die Uebersetzungen der heiligen Schriften in die indischen Dialekte in den Gemüthern der Eingebornen hervorgebracht wurden, will ich mich begnügen, nur das Folgende anzuführen:

Als ich vor drei oder vier Monaten in einem benachbarten Dorfe war, erhielt ich dort von einigen in dem Districte Bellary, an einem Orte Namens Talairu lebenden Christen, wo zwischen 30 und 40 christliche Telinga-Familien wohnen, einen Besuch. Nach den gewöhnlichen Achtungsbezeugungen und den gebräuchlichen Complimenten nahm einer der mich Besuchenden ein Buch aus einem kleinen Beutel und ohne ein einziges Wort zu sprechen, legte er es zu meinen Füßen. Als ich es öffnete, fand ich, daß es eine Uebersetzung des Evangelii des heiligen Matthäus in den Telingadialekt war und ehe ich ein Wort darüber sagte, wünschte ich die Ansicht der mich Besuchenden über das Werk zu hören. Als ich zu dem Ende den fragte, welcher es mir gegeben hatte, so gab er mir folgenden genauen Bericht und sagte: vor einigen Monaten wären zwei Christen aus ihrem Dorfe nach Bellary in irgend einer Angelegenheit gegangen und da sie gehört hätten, daß ein europäischer guru *) oder Priester, welcher, wie ich

*) Mit dem Worte guru d. i. Haupt, Vorsteher können zwar Aeltern als Familienhäupter, Könige von ihren Unterthanen, Herren von ihrem Gesinde bezeichnet werden, allein in specieller Bedeutung wird das Wort von gewissen Personen von ausgezeichnetem Range gebraucht, die man gewissermaßen

aus ihrer Erzählung verstand, ein **protestantischer Missionar** war, an dem Orte lebte, so hätten sie ihm einen Besuch abgestattet; sie wären sehr artig von ihm empfangen worden, und nach einer ziemlich langen Unterhaltung beson-

---

für heilig hält und welche eine gewisse geistliche und weltliche Macht besitzen, die Aussicht über die verschiedenen Kasten führen, sie nöthigen ihren allgemeinen und besondern Pflichten Genüge zu leisten, den Widerspännstigen strafen und das Recht haben, Jemanden aus seiner Kaste zu stoßen und wieder aufzunehmen. Ihr Segen (asirvadam) ist hinreichend, um Vergebung der Sünde zu erhalten, selbst ein Blick derselben hat die nämliche Wirksamkeit. Ihr Fluch ist nicht minder kräftig und erfüllt daher, mag er gerechter oder ungerechter Weise ausgestoßen werden, das Volk mit Furcht und Schrecken. Jede Kaste und Secte hat solche **Gurus**, aber nicht jeder hat dieselbe Autorität; sondern sie sind nach Maßgabe der Kasten, zu denen sie gehören, einander untergeordnet. Die Obersten, gleichsam die pontifices, erscheinen immer, wenn sie sich öffentlich zeigen, im höchsten Glanze, vor Allem aber dann, wenn sie die Visitationen ihres Districts besorgen. Der größere Theil der Gurus lebt im Cölibate; doch sollen sie nichts weniger als streng seyn in der Enthaltung, deren Schein sie annehmen. Wenn sie verheirathet sind, erbt die Würde vom Vater auf den Sohn: wenn sie aber unverheirathet sterben, werden gemeiniglich von einem der höhern Gurus neue ernannt. Außer der Visitationszeit leben sie in Zurückgezogenheit, gewöhnlich in einer Art von Kloster oder Einsiedelei, und erscheinen selten im Publicum; hier werden sie von ihren Untergebenen häufig besucht, welche oft weit her kommen, um ihnen ihre Verehrung zu bezeigen, sie zu beschenken, um Rath zu fragen, Klagen über Verletzung von Gebräuchen anzubringen, ihren Segen zu empfangen u. s. w. Einige von ihnen wohnen in der Nähe der Pagoden; aber ihre Obern, welche eines größern Haushaltes bedürfen, pflegen in Städten zu residiren. Man sieht also, daß der Name guru für die Geistlichen der Christen sehr passend war.

ders über religiöse Gegenstände habe der Guru sie entlassen und ihnen mit dem Buche ein Geschenk gemacht, indem er ihnen kräftig anempfohlen, jeden Sonntag in ihrer Capelle vor der versammelten Gemeinde ein Capitel aus demselben vorzulesen. Da aber nur fünf oder sechs Personen in der Gemeinde vorhanden wären, welche schreiben und lesen könnten, so hätten sie nach ihrer Zurückkunft sich an diese gewandt und ihnen das Buch überliefert; diese Leute hätten sich auch versammelt, es zu lesen, um mit seinem Inhalte bekannt zu werden; aber sie wären nicht im Stande gewesen, den Sinn eines einzigen Capitels zu fassen. Sie hätten sich daher in ihrer Verlegenheit an einige in demselben Dorfe lebende Heiden gewandt, daß sie ihnen in der Erklärung des Buches beiständen, aber kein Einziger von ihnen sei im Stande gewesen, Etwas in demselben zu verstehen. Sie wären daher geneigt zu glauben, daß der fremde Guru, welcher nicht der ihrige wäre, es ihnen gegeben, um sich mit ihnen einen Spaß zu machen, und daß Einige in dieser Ueberzeugung meinten, es müsse ins Feuer geworfen werden; da aber die größere Zahl wenigstens mit den Umrissen des Werkes bekannt zu werden wünschte, so habe man sich zu dem Ende an einen Purohita-Brahminen oder einen Astrologen gewandt, welcher in der Nachbarschaft lebte (welcher Umstand, daß Christen zu einem heidnischen Astrologen ihre Zuflucht nehmen, damit er ihnen das Evangelium auslege, nicht im Mindesten auffällt); der Purohita habe eine oder zwei Seiten in ihrer Gegenwart durchgelesen und ihnen dann gesagt, daß es ihm ein sonderbares Buch zu seyn scheine, daß es aber in einem so nachlässigen und unzusammenhängenden Style und in einer so dunkeln Manier geschrieben sei, daß mehrere Tage erforderlich wären, um sich mit dem Ganzen bekannt zu machen. Er entließ sie demnach und sagte, sie sollten in einigen Tagen wiederkommen.

Als die Christen wiederkamen, gab ihnen der Purohita folgende sonderbare Antwort; er versicherte ihnen mit leiser Stimme, daß er das Werk mit Aufmerksamkeit durchgelesen habe, und daß es Nichts mehr und Nichts weniger sei, als eine Abhandlung über Magie, und setzte hinzu, daß es in dunkeln und unzusammenhängenden Sentenzen abgefaßt worden und für Schudras ganz unverständlich sei, „wie es immer der Fall ist, sagte er, mit Werken, welche von dunkeln und gefährlichen Wissenschaften handeln;“ und empfahl ihnen dringend, es zu vernichten, oder sich auf andere Weise dessen zu entledigen, denn es sei eine große Sünde, ein so gefährliches Buch ferner zu behalten.

So lautete die Nachricht, welche diese armen, schlichten Menschen mir über das Evangelium des heil. Matthäus mittheilten. Das Wahre aber daran ist, daß der Purohita selbst nicht fähig war, Etwas in demselben zu verstehen; da er aber seine Unwissenheit vor Schudras nicht gestehen wollte, so hielt er es für besser, ihnen diese verkehrte Erklärung zu geben. Diese Anekdote wird Ihnen von den jetzt in dem Lande vorhandenen Uebersetzungen der heiligen Schriften und von ihrem Nutzen einen Begriff verschaffen.

In der That geschah es nicht auf diesem Wege, daß die ersten Missionarien, welche vor mehr als drei hundert Jahren zuerst in dem Lande erschienen, einiges Feld gewannen und Gehör fanden. Es geschah nicht durch das Vertheilen von falschen und fast unverständlichen Uebersetzungen unsrer heiligen Bücher unter die Eingebornen, daß sie in diesen frühern Zeiten einigen Eindruck machten; es geschah hauptsächlich dadurch, daß sie sich sorgfältig nach den Sitten und Gebräuchen des Landes richteten; es geschah dadurch, daß sie in ihrer Kleidung und in ihrer Lebensweise Hindus wurden, wenn sie sich bei diesem Volke einschmei-

chelten. *) Da inzwischen Trotz aller Vorsicht, welche sie anwendeten, um einen freien und ganz unbeschränkten Umgang mit den Eingebornen zu erreichen, ihre Farbe, ihr Kommen aus der Fremde und andere Umstände Mißtrauen erregten, so nahmen sie zu folgenden Mitteln ihre Zuflucht, um dieses ihre Erfolge hemmende Hinderniß zu entfernen: —

Nachdem sie eine gewisse Anzahl Proselyten gemacht hatten, lasen sie die Wohlgesinntesten und Einsichtsvollsten unter ihnen aus und richteten zur Bildung von Katecheten oder einheimischen Religionslehrern Schulen ein. Die Missionarien hatten die Aufsicht und Leitung dieser Katechetenschulen und machten es zu ihrem hauptsächlichsten Studium, den Katecheten eine Erziehung zu geben, welche dem ihnen zugedachten Berufe entspräche. Sie verfaßten demnach verschiedene religiöse Aufsätze, welche zur Erklärung des Glaubens und der zehn Gebote bestimmt waren; während andere Tractätchen einige deutliche und kurze Beweise von dem Daseyn des einzigen wahren Gottes, eine Auseinandersetzung seiner göttlichen Eigenschaften, und eine Widerlegung der im Lande geltenden Abgötterei enthielten. Nachdem die Katecheten gehörig mit diesen Materien bekannt geworden waren, wurden sie in den Dienst der Missionarien aufgenommen und erhielten Unterweisung in der Art und Weise, sich durch gute Sitten bei den Eingebornen einzuführen.

*) Ueber die Gewandtheit eines der ausgezeichnetesten jesuitischen Missionarien in Indien, des Paters Beschi, hat Mr. Babington sich in der Vorrede zu der tamulischen und englischen Ausgabe seiner höchst sinnreich angelegten und klug berechneten Adventures of the Gooroo Para martan ausgesprochen. Vergl. auch Röhr's krit. Pred. Bibl. 4. Bd. 4. Heft. S. 716 ff.

Diese einheimischen Katecheten fanden überall leicht Eingang, auf den Märkten und andern allgemein besuchten Orten, in Privathäusern und anderswo, als Aerzte, als Kaufleute und unter andern Namen, ohne irgend Verdacht zu erregen. Bei ihrem freien Umgange mit der Welt waren sie von ihren Führern angewiesen, eine Discussion über Religion auf eine geschickte Art zu veranlassen, und dergleichen Disputationen so zu führen, daß sie durch Darlegung ihrer eigenen Gelehrsamkeit auf keine Weise Verdacht erwecken möchten. Wenn sie einsahen, daß sie ohne Mißfallen angehört wurden, so kamen sie wieder, erneuerten die Discussionen, ohne sich irgend höhere Einsicht anzumaßen. Wenn sie sahen, daß sie auf irgend einen ihrer Zuhörer Eindruck gemacht hatten, beredeten sie ihn, sie zum Missionare zu begleiten, welcher dann das Werk vollendete.

Dieß war das Verfahren der ersten Missionarien, und der Weg, auf dem sie in bessern Zeiten in diesem Lande einiges Feld gewannen. Diese Schulen für die Bildung guter Katecheten sind die einzigen, welche von den Missionarien angelegt wurden und standen unter ihrer unmittelbaren Aufsicht. Sie dauerten fort bis vor einiger Zeit, und wurden endlich etwan vor 50 Jahren unterdrückt, beinahe zu der Zeit, als die europäischen Invasionen Statt fanden und, wie ich in einem andern Briefe angegeben habe, die christliche Religion zu einem Gegenstande der allgemeinen Schmach im ganzen Lande machten. Keine Mittel sind übriggeblieben, bei den Heiden fernerhin über diesen Gegenstand Gehör zu finden, weder durch einheimische Katecheten, noch auf andere Weise.

Belehrt durch lange Erfahrung wiederhole ich es mit den Gefühlen des tiefsten Kummers, daß bei den jetzigen Umständen für Menschen keine Mittel übrig sind, die christliche Erkenntniß unter den Eingebornen Indiens zu vermehren. Die Angelegenheiten der christlichen Religion sind

in einem völlig verzweifelten Zustande; seit langer Zeit haben alle Missionarien, welche nach Indien gekommen sind um Proselyten zu machen, sich bei ihrer Ankunft in dem Lande getäuscht gesehen, haben Nichts, als das betrübendste Fehlschlagen aller ihrer Unternehmungen erfahren und alle ihre Arbeiten endigten sich mit Nichts.

Was mich anbetrifft, so kann ich während eines Zeitraumes von 25 Jahren, in welcher ich für die Verbreitung der christlichen Religion arbeitete, mich meiner Erfolge in diesem heiligen Berufe nicht rühmen. Der Zwang und die Entbehrungen, unter welchen ich lebte, indem ich mich nach den Gebräuchen des Landes richtete, die Vorurtheile der Eingebornen in mancher Hinsicht annahm, wie sie lebte und schier selber ein Hindu wurde, kurz, „indem ich Allen Alles wurde, damit ich auf alle Weise Einige errettete," — Alles dieses hat sich mir als von keinem Nutzen erwiesen, Proselyten zu machen.

In der langen Zeit, welche ich als Missionar in Indien zubrachte, habe ich durch die Unterstützung eines einheimischen Missionares, in Allem zwischen zwei und drei hundert Convertiten aus beiden Geschlechtern gemacht. Hievon waren zwei Drittheile Pariahs oder Bettler; und der Rest bestand aus Schudras, Landstreichern und Verstoßenen aus verschiedenen Kasten, welche Christen wurden, weil sie ohne Hilfsquellen waren, um neue Verbindungen zu knüpfen, hauptsächlich um sich verheirathen zu können, oder aus einigen andern eigennützigen Absichten. Unter ihnen gab es solche, welche glaubten, sie seien vom Teufel besessen, und welche deßhalb Christen wurden, weil sie überzeugt waren, daß durch den Empfang der Taufe der unsaubere Geist sie verlassen und nimmer zurückkehren werde; und ich gestehe es mit der größten Beschämung, daß ich mich nicht eines Einzigen erinnere, von dem man sagen könnte, er habe das Christenthum aus Ueberzeu-

gung und aus ganz uneigennützigen Beweggründen angenommen. Von diesen Neubekehrten fielen Viele ab und kehrten zum Heidenthume zurück, wenn sie fanden, daß die christliche Religion ihnen die zeitlichen Vortheile nicht verschaffte, welche sie bei ihrer Annahme im Auge hatten, und ich schäme mich, daß der von mir gefaßte Entschluß, die reine Wahrheit über diesen Gegenstand zu sagen, mich zwingt, das demüthigende Geständniß abzulegen, daß diejenigen, welche Christen blieben, die schlechtesten in meiner Heerde waren.

Ich weiß, daß meine Brüder, die Missionarien in andern Theilen des Landes, obschon sie vielleicht thätiger und eifriger als ich waren, doch nicht mehr Glück hatten, weder in der Zahl noch der Beschaffenheit ihrer Proselyten. Was mich anbetrifft, so habe ich bis jetzt, obgleich vergebens, mit den zahllosen, in diesen Briefen angegebenen Schwierigkeiten gekämpft und mich aufs Stärkste angestrengt, um nicht so vielen Verlusten zu unterliegen. Wenn eine große Menge von Leuten meines Berufes sich ihrer Pflichten mit mehr Geschicklichkeit entledigten, so glaube ich mich rühmen zu können, daß Wenige es mit größerer Geduld und Ausdauer gethan haben, als ich; und Trotz jeder Art von Widerwillen und Widerspruch, Trotz der Erfolglosigkeit meiner Unternehmungen, bin ich entschlossen, nachdem ich mich einmal dem Berufe eines Missionars hingegeben, den verzweifelten Kampf fortzusetzen und darin bis ans Ende zu beharren.

In der That ist die Bekehrung der Hindus bei den vorhandenen Umständen, etwas so Hoffnungsloses, und ihre Vorurtheile dagegen sind so tief gewurzelt, und so entschieden an den Tag gelegt, daß ich vest überzeugt bin, wären die indischen Brahminen, was aber nie der Fall gewesen ist, der Proselytenmacherei ergeben und sendeten Missionarien ihres eignen Glaubens nach Europa, um ihre monströse Re-

ligion zu verbreiten und dem Schiwa- und Wischnudienste Bekenner zu gewinnen, sie würden in gewissen Classen der Gesellschaft mehr Glück haben, als wir bei unserm Unternehmen, treue Bekenner des Glaubens an Christus unter ihnen zu gewinnen.

Aber um zu schließen, möge die Betrachtung des abscheulichen Gottesdienstes, welcher in ganz Indien gilt, möge die Blindheit und Herzenshärtigkeit eines in einen solchen Abgrund von Finsterniß gestürzten Volkes eine Warnung für diejenigen seyn, welche das Glück haben in einer Religion geboren zu seyn, welche ihnen so gesunde und so reine Begriffe von der Gottheit gibt. Der Anblick ganzer in dem ausschweifendsten und hartnäckigsten Götzendienste jetzt noch versunkener Nationen predigt uns kräftig die gänzliche Unfähigkeit der menschlichen Vernunft, wenn sie nicht unterstützt wird, sich ein vernünftiges Religionssystem zu bilden, und die Nothwendigkeit eines fremden, göttlichen Lichtes, uns richtig auf diesen wichtigen Pfad zu leiten; er erinnert uns also an die großen Verbindlichkeiten, welche wir dem göttlichen Urheber der Offenbarung, dem gemeinschaftlichen Vater aller Menschen schuldig sind, weil er uns, ohne daß von unserer Seite ein Verdienst vorausgegangen, unter so vielen götzendienerischen Völkern erwählt hat, sein erkiestes Volk zu seyn. Wie groß sollte nicht unsre Dankbarkeit gegen ihn seyn für die größte aller seiner göttlichen Wohlthaten?

Viele Menschen, welche mit unbevestigten und schwankenden Religionsgrundsätzen von Europa nach Indien kommen und die Mannichfaltigkeit der im Lande herrschenden Culte erblicken, enden damit, daß sie das ablegen, was sie Vorurtheile der Erziehung nennen, Freidenker werden und den freien Grundsatz der neuern Philosophie annehmen, daß alle Religionen der Gottheit gleich wohlgefällig seien und zu demselben Ziele führen.

Ich

Ich für meinen Theil freue mich, daß diese falschen Begriffe nie die meinigen waren: ich habe den Gegenstand immer mit einem ganz andern Auge betrachtet, und der Anblick des abscheulichen, in Indien herrschenden Cultus hat so wenig meinen Glauben erschüttert, daß er vielmehr dazu beigetragen hat, ihn in einem hohen Grade zu bekräftigen. Wahrlich, wenn ich die majestätische Einfachheit unserer Bibel, die unbefleckte Heiligkeit unseres Evangelii, die eindrucksreiche Feierlichkeit unseres Religionscultus mit der Menge unverschämter, unsinniger und obscöner Mährchen, welche in den Puranes und Legenden der Hindus enthalten sind, und mit dem ausschweifenden, barbarischen und in vieler Hinsicht schrecklichen Cultus des Landes vergleiche, so erscheint mir allein die christliche Religion mit dem Siegel der Göttlichkeit gestempelt. Bei diesen Umständen empfinde ich die stärksten Gefühle der lebendigsten Dankbarkeit für den Segen, in einer Religion geboren zu seyn, welche ganz allein auf der Erde uns gesunde und reine Begriffe von der Gottheit, ihren göttlichen Eigenschaften und der von allen vernünftigen Geschöpfen ihr gebührenden Verehrung gibt. Voll von diesen Gefühlen kann ich nicht umhin, mit dem heiligen Gesetzgeber der Hebräer auszurufen: „Wo ist ein so großes Volk, das so gerechte Satzungen und Rechte hätte, wie dieses ganze Gesetz, welches ich euch heute gebe." (5 Mos. 4, 8.)

Ich will über den Hauptzug des gedruckten Berichtes, von welchem Sie mir ein Exemplar geschickt haben, Nichts sagen, nämlich über die Verbesserung der Lage der unglücklichen Nachkommen von Europäern der niedern Stände, welche völlig verlassen und ohne Hilfe in der Gesellschaft, und jeder Art von Gefahr, sowohl geistlicher als weltlicher ausgesetzt sind. Diese wichtige Materie ist so passend und so kräftig in der Rede behandelt worden, welche Sie bei dieser Gelegenheit hielten,

daß darüber Nichts mehr zu sagen ist. Ich bemerke mit der größten Freude, daß das schlechte Loos dieser unglücklichen Geschöpfe neuerdings die so wohl verdiente Aufmerksamkeit gefühlvoller und wohlwollender Menschen auf sich gezogen hat, daß Vieles bereits für seine Verbesserung geschehen ist, und noch mehr beabsichtigt wird. Ich hoffe und wünsche aufrichtig, daß Ihre humanen, edeln und frommen Bemühungen und die Ihrer werthen Gehilfen in der Sache der Menschheit mit Erfolg gekrönt werden, und daß die glücklichsten Resultate diesen Ihren Arbeiten entsprießen mögen. Es ist ein Gegenstand, welcher die Aufmerksamkeit gefühlvoller Seelen vorzugsweise vor irgend einem andern wohlthätigen Zwecke lange Zeit gefordert hat; denn es kann in Wahrheit moralisch und physisch von diesen hilflosen Kindern mit den Worten des Jeremia gesagt werden: „Die jungen Kinder heischen Brod, aber Niemand reicht es ihnen."

Ich will nun die Erörterung schließen, welche ich in diesem und den vorhergehenden Briefen vorgetragen habe. Als ich sie begann, bildete ich mir nicht ein, daß ich so tief in die Sache eingehen würde. In so manche Einzelnheiten einzugehen wurde ich durch die Betrachtung veranlaßt, daß Erläuterungen dieses interessanten Gegenstandes von einer Person meines Berufes und meiner Erfahrung dem Publicum von einigem Nutzen seyn könnte, da bei demselben große Unkunde und Mißverständnisse zu herrschen scheinen, seine Ansicht durch ungenügende, und in vieler Hinsicht falsche Nachrichten in einem hohen Grade irregeleitet worden, wie sie neuerdings im Vaterlande von Männern bekannt gemacht sind, welche durch einen irrigen Religionseifer verleitet, Materien zu behandeln sich unterstanden, mit denen sie überhaupt kaum, oder doch sehr unvollkommen bekannt waren.

Gewiß, wenn man die Berichte dieser Männer durch-

geht: so mögen solche, welche mit dem Gegenstande unbekannt sind, zu der Annahme verleitet werden, die Hindus für ein Volk zu halten, welches zu einer Umwälzung seines Religions-Systemes reif und bereit sei, seine Götter aus Stein und Erz in Stücken zu brechen und darauf zu treten. Man wird, wenn man sie hört, denken, daß diese Felder „schon weiß werden zur Aernte," und daß es bloß nöthig sei, mit Sicheln und Körben zu kommen, um ein reichliches Korn zu schneiden und einzusammeln. *)

*) Uebrigens glauben wir recht gern, daß die Missionarien sich hier, wie sonst, in den Wirkungen nur verrechneten, welche sie mit der Predigt des Evangeliums gemacht zu haben glaubten, indem ja der Mensch nur zu gern das sieht, was er wünscht und hofft. So erzählt Hunter (Denkwürdigkeiten, während einer Gefangenschaft unter den Indianern Nordamerikas, deutsch bearbeitet von Lindau, 3. Bd. S. 148) von einem christlichen Missionar, welcher zuerst zu den großen Osagen in Nordamerika gekommen, mit Aufmerksamkeit angehört, aber schwerlich verstanden worden sei. Uebrigens, setzt er hinzu, ehe ich wohl ein, wie die Missionarien sich oft über den Eindruck täuschen konnten, welchen sie hervorgebracht hätten. Einen Redner zu unterbrechen, oder ihm keine Aufmerksamkeit zu schenken, gilt bei den Eingebornen (Nordamerikas) für einen groben Verstoß gegen die gute Lebensart und man kann nach ihrem Schweigen und ihrer ernsthaften Miene sie wohl für überzeugt halten selbst dann, wenn man auch nicht den geringsten Eindruck auf sie gemacht hat. Die Indianer sind, sagt er an einer andern Stelle (a. a. O. S. 160), gegen alle Missionarien eingenommen, welchen Namen sie auch führen und von welchem Volke sie auch kommen mögen. Dieses Vorurtheil erstreckt sich auf alle Weißen, besonders auf die Bewohner der vereinigten Staaten, die Quäker allein ausgenommen, mit deren Charakter und menschenfreundlichen Gesinnungen gegen die Indianer die an den Gränzen angesiedelten Stämme und selbst einige entfernter wohnende wohl bekannt sind. Uebrigens sieht ein Indianer es als eine Beleidigung an (a. a. O. S. 150), wenn man es für nöthig hält, ihm zu sagen, er müsse an Gott glauben.

Ich für mein Theil, als ein erfahrner Veteran in dieser Art, und auf eine lange Zeit für dieselbe Art heiligen Kriegesdienstes angeworben, durchgängig vertraut mit dem Charakter, den Stratagemen und den Hilfsquellen des gemeinschaftlichen Feindes und mit alle den Schwierigkeiten, welchen in dem Kampfe begegnet werden muß, bitte um die Erlaubniß, die wichtigsten Zweifel gegen die Wahrheit dieser pomphaften und Alles versprechenden Berichte hegen zu dürfen, bis unbefangenere und mehr unparteiische Zeugnisse meine Zweifel heben werden.

Ich habe Sie nur noch um gütige Nachsicht gegen mich zu bitten, besonders hinsichtlich des schlechten Styles, in welchem diese Briefe geschrieben sind, und außerdem Ihnen mein Bedauern darüber auszudrücken, daß es nicht in meiner Macht steht, in diesem Puncte mehr Genüge zu leisten, was in einem Mangel an Gewandheit und also in der Schwierigkeit seinen Grund hat, mit der ich bei Abhandlung des Gegenstandes in einer Sprache kämpfen mußte, welche nicht meine Muttersprache ist und von der ich eine nur sehr unvollkommene Kenntniß besitze.

Ich habe mit Offenheit, mit Redlichkeit und mit Freimüthigkeit Alles das berichtet, was mir für das Publicum Interesse zu haben schien, und Alles, was ich für werth hielt, daß es bekannt würde; denn ich glaubte, daß ein Mann von meiner Erfahrung ohne Rückhalt von einem Gegenstande sprechen müsse, welcher sein eigenes Geschäft ausmacht, und von welchem bereis Viele dem Publicum manche irrige Nachricht ertheilt haben.

Ich habe die Ehre zu seyn u. s. w. u. s. w.

Den 16ten November 1816.

Rechtfertigung der Hindus

sowohl

der Männer als der Weiber,

als Antwort auf die gegen beide von dem ehrwürdigen —

gemachten Beschuldigungen

Auszug aus einem Briefe des ehrwürd. — an den Major W. C. zu Calcutta.

Mein werther Herr!

Ich gestehe Ihnen aufrichtig, daß die höchst übertriebenen Berichte des ehrwürdigen —, und die Härte, mit welcher er diese armen Hindus behandelt, Nichts weniger als ein Gegenstand der Erbauung für mich sind. Ich habe zu verschiedenen Zeiten viele öffentliche Berichte der neuen Reformatoren von verschiedenen Secten, welche sich neuerdings in verschiedenen Theilen Indiens niedergelassen haben, an ihre Correspondenten in England gelesen und kann Ihnen nicht verhehlen, daß ihre Uebertreibungen und Verdrehungen, um nicht stärkere Ausdrücke zu gebrauchen, in Bezug auf die Hindus mir großen Anstoß verursacht und in manchen Augenblicken meinen Unwillen in einem hohen Grade erregt haben.

In der That nach ihren Berichten sehe ich, daß diese Männer ein besonderes Vergnügen daran finden, dieses Volk mit den schwärzesten und gehässigsten Farben zu schildern. Bei ihnen sind die Hindus Nichts als Barbaren, als ein mit Lastern aller Art beladenes Volk, ohne einen einzigen Funken von Tugend. Nicht allein ihre Religion, sondern auch ihr System von Civilisation, ihr Charakter, ihre öffentlichen und Privateinrichtungen, alle ihre Gebräuche und Gewohnheiten werden ohne Unterschied mit Infamie gebrandmarkt und öffentlicher

Verachtung bloßgestellt; und sie selber werden bis zum Viehe herabgewürdigt, erniedrigt und entehrt.

Dergestalt ist, so viel als ich aus ihren öffentlichen Berichten zu urtheilen im Stande bin, die Ansicht, welche die meisten der neuen, unter ihnen sich jetzt angesiedelten Reformatoren von diesem Volke gefaßt haben.

Aber ich fühle mich glücklich in dem Bewußtseyn, daß ein Warren Hastings, ein Burke, ein Cornwallis, ein Robertson, ein Sir William Jones, ein Colebrooke, ein Hawkins, ein Wilkins und viele andere aufgeklärte Männer, welche genaue und tiefe Forschungen über Alles, was die Hindus angeht, angestellt haben, eine völlig verschiedene Ansicht über diesen Gegenstand gefaßt hatten. Ich fühle mich glücklich zu wissen, daß solche talentvolle Männer beim Anerkennen der Laster der Hindus Aufrichtigkeit genug besitzen, auch ihre Tugenden anzuerkennen und richtig zu würdigen, was gut und was schlecht ist in ihren Einrichtungen. Nun aber ist es zu bedauern, sehen zu müssen, daß die Ansichten und die Autorität so vieler aufgeklärter und unabhängiger Männer unbeachtet gelassen werden, um auf verdächtige Berichte und schwärmerische Betrachtungen mittelmäßiger Menschen zu hören, welche neuerdings die völlig unausführbare Arbeit unternommen haben, diese Nation in ihrer Religion, in ihrer Moral und in ihren Sitten zu reformiren.

Ich fühle mich demnach glücklich, daß mich in meiner niedern Sphäre und unbemerkten Station eine Erfahrung von dreißig Jahren, welche ich in einem freien Verkehre mit diesem Volke zubrachte, eine ganz andere Betrachtungsweise und den Gegenstand in einem weit günstigern Lichte zu sehen gelehrt hat. Ich fühle mich glücklich, am Ende meiner Forschungen zu finden, daß ich, neben vie-

len abscheulichen Lastern, doch auch viele ausgezeichnete Tugenden an ihnen zu entdecken im Stande gewesen bin.

Allerdings haben mich einige meiner Beurtheiler beschuldigt, daß ich einen Anstrich vom Hinduismus habe, und zu Gunsten der Hindus außerordentlich befangen sei, weil ich mich bei Beschreibung ihrer Laster und schlechten Eigenschaften unterstanden hatte, auch von ihren Tugenden und guten Eigenschaften Notiz zu nehmen; aber das Wahre an der Sache ist: wenn ich mir in meinen Schriften über die Hindus Etwas vorzuwerfen habe, so ist es vielmehr, daß ich im Aufsuchen von Fehlern an ihnen in Dingen zu streng gewesen bin, welche vielleicht für unbefangenere Schriftsteller ein Gegenstand des Lobes gewesen wären.

Beim Durchlesen des Pamphlets des ehrwürd. — that es mir weh, zu sehen, daß er mit so gewaltigen Vorurtheilen gegen die Hindus schreiben konnte. Der giftige Styl, in welchem er schreibt, schien mir für einen Mann seines Berufes sehr wenig passend. Wenn ich sehe, daß er dreist behauptet: „in allen menschlichen Verhältnissen sind die Eingebornen Indiens durchaus verdorben;" „bei diesem heidnischen Volke finden wir den Mangel aller Tugend;" „in Unwissenheit, in Laster und Unsittlichkeit sind die Hindus weit unter den wildesten Nationen;" wenn ich ihn die ganz falschen Beschuldigungen vorbringen sehe: „ein keusches Weib ist unter den Hindus fast ganz unbekannt;" „die Hinduweiber haben nicht einen Funken von mütterlicher Zärtlichkeit gegen ihre Abkömmlinge;" und viele andere nicht minder auffallende und unhaltbare Paradoxien finde, so weiß ich nicht, was ich von solchen Verfälschungen, — von solcher Blindheit denken soll. Es ist nicht die Blindheit des Vorurtheils oder Religionseifers; es ist die Blindheit der Leidenschaft und Animosität.

Unglücklicherweise kommen diese neuen Reformatoren von Europa nach Indien mit den gewaltigsten Vorurtheilen gegen die Hindus und mit der anmaßenden Hoffnung, daß sie in dem Religions- und Civilzustande der letztern Reformen und Veränderungen zu Stande bringen werden,*) welche zu allen Zeiten die angestrengtesten Bemühungen der geschicktesten Männer vereitelt haben. Bei ihrer Ankunft in dem Lande fahren sie fort, mit europäischen Augen und europäischen Vorurtheilen dieses Volk zu betrachten und dem gemäß zu handeln; wenn sie sich aber in allen ihren Versuchen, auf dasselbe durch ihre Religion oder auf andere Weise einen Eindruck zu machen, getäuscht sehen, so rächen sie sich in ihrem stolzen Eifer oder vielmehr in ihrer Verzweiflung dadurch, daß sie jede Art von Beschimpfung und Schmähung nicht allein gegen seine Religion, sondern auch gegen alle seine Einrichtungen, öffentliche sowohl als häusliche, heilige und profane verschwenden. Ich kann Ihnen nicht verbergen, daß ich es mit innerm Unwillen sehe, wie dieses friedliche und unterwürfige Volk in den letzten Jahren eine Art von Zielscheibe geworden ist, um darnach die Pfeile der Verleumdung und des bösen Willens abzuschießen und es auf die sicherste Weise herabzuwürdigen.

Von der andern Seite ist die von den neuen Reformatoren angewandte Methode, auf diese heidnischen Nationen Eindruck zu machen, nach meiner unmaßgeblichen Meinung die unsinnigste und lächerlichste, welche

---

*) So schreibt z. B. der Missionar Dürr, welcher von der englisch-bischöflichen Missionsgesellschaft nach Bengalen geschickt worden, unter dem 15. Januar 1821: „Es ist hier (in Indien) ein weites Feld vor uns offen, und auch kein Haupthinderniß vorhanden, das unüberwindlich wäre.

erfunden werden kann. In dem Wahne, daß es zur Bekehrung der Hindus zum Christenthume bloß nothwendig sei, ihnen die Bibel vorzulegen, haben sie sogleich von ihrer Ankunft an außerordentlich incorrecte, und fast unverständliche Uebersetzungen unserer heiligen Bücher in die verschiedenen Dialekte des Landes gemacht. Unsere so entstellten heiligen Bücher sind unter die Einwohner in einem sehr verächtlichen Gewande verschwenderisch vertheilt, und von diesen verlangt man zornig, daß sie auf diesem einzigen Grunde für sich sorgen, ihren Glauben aufbauen, und ihre Religion, Civilisation und Sitten reformiren sollen.

Ich gestehe, daß ich eine solche Art, die Lage dieser Nationen zu verbessern, nicht begreife. Ach! es sind nicht Bibeln, was die Hindus nöthig haben oder heischen. Es ist Nahrung und Kleidung. Wenn der Magen leer ist und der Rücken nackt, fühlen sich die Wohlgesinntesten unter den Christen selbst sehr wenig geneigt, die Bibel zu lesen. Jeden Tag rufen mich einige von meinen armseligen Anhängern an, die Männer, um mir ihre zerlumpten Combelis, *) und die Weiber ihre zerrissenen Kleider zu

*) Combala bedeutet im Samskrit ein Hemde, auch ein Oberkleid. Die ursprüngliche Kleidung der Hindus ist höchst einfach; ein Stück Zeuch drei engl. Ellen lang und eine Elle breit machte die ganze Bedeckung aus. Noch jetzt findet im Allgemeinen dasselbe Statt. Dieses Gewand wird um die Lenden gewickelt, so daß das eine Ende zwischen den Schenkeln hindurchgeht und hinten bevestigt wird, das andere aber in viele Falten geworfen vorn auf eine nachlässige, aber nicht ungefällige Weise herabhängt. Eine solche Kleidung gibt bei dem häufigen Baden der Hindus wenig Aufenthalt. Viele versehen sich auch mit einem wollenen Kleide, um sich bei Nachtzeit, oder am kühlen Morgen hinein zu wickeln. Jetzt trägt die größere Zahl einen Turban, sonst aber scheinen sie mit unbedecktem Kopfe einhergegangen zu seyn, oder wenig

zeigen, indem sie ausrufen: „Semy! bettlyaeghi krutenī bauddy,“ Ich bin nackt, sehen Sie Ehrwürdiger! und um Unterstützung bitten; aber kein Einziger kommt zu mir und sagt, daß er einer Bibel bedürfe. Wenn ich sie in solchen Fällen mit dem Geschenke einer Bibel entließe, so besorge ich, daß die armen Geschöpfe das heilige Buch für ein schlechtes Surrogat ihrer wirklichen Bedürfnisse halten würden.

Ich scheue mich nicht zu erklären, daß es für mich anstößig ist, zu bemerken, wie man so große Besorgniß zeigt, die Hindus mit Bibeln zu versehen, wornach sie doch nicht verlangen und welche ihnen nicht von dem geringsten Nutzen seyn können, während sich keine Stimme erhebt, sie mit wirklichen Bedürfnissen zu versehen und ihnen Nahrung und Kleidung zu verschaffen, welche sie mit solchem Geschrei verlangen.

Unsere guten Altvordern, welche mit einer vielleicht etwas geringern Gelehrsamkeit als ihre Nachkömmlinge, ein weit besseres Gefühl verbanden, haben nie daran gedacht, die Lage der heidnischen Nationen dadurch zu verbessern, daß sie ihnen Bibeln aufdrangen. Sie lehren uns ohne Ausnahme, daß die Uebung der wahrhaft

---

stens ihn nur mit dem Gewande bedeckt zu haben, welches ihre Schultern bedeckt. Die Kleidung der Vornehmen unterscheidet sich wenig von der der ärmern Classe, nur daß sie sich feinerer Zeuche bedienen und das Gewand um ihre Hüften mit Borte von rother Seide verzieren. Diejenigen, welche bei den Europäern oder moslemischen Fürsten angestellt sind, haben außer der nationalen Kleidung noch einen langen Mantel von Musselin oder anderem feinen Zeuche; zum Unterschiede aber von den Moslemen, von welchen diese Art Kleidung entlehnt ist, bevestigen ihn die Brahminen auf der linken Seite, Statt auf der rechten, zuweilen tragen sie darüber noch einen Gürtel von feiner Arbeit.

erhabenen Tugend des Erbarmens, in der Unterstützung des Dürftigen, im Speisen des Hungrigen und im Kleiden des Nackenden bestehe. Jetzt in diesem Zeitalter des Lichtes lehrt man uns eine ganz neue Theorie und sagt, daß eine Pflicht der Wohlthätigkeit alle andere übersteige und in der Austheilung der Bibel unter die Heiden bestehe; und während jährlich Tausende vor Hunger in England und Indien sterben, unterzeichnet man hundert tausende von Pfunden für die Vertheilung der Bibel unter die heidnischen Nationen. Ich weiß nicht, was ich zu einer solchen Bethörung sagen soll. Es ist nach meiner unmaßgeblichen Meinung eine neue Entdeckung, deren sich das neunzehnte Jahrhundert in der Folge sehr wenig zu rühmen haben wird.

Ich bitte, daß Sie an diesem freien und aufrichtigen Ausdrucke meiner Gefühle keinen Anstoß nehmen mögen. Ich danke Gott, daß ich eben so vest, eben so aufrichtig und eben so unverstellt als die wärmsten Gönner der Bibelgesellschaft an die Wahrheit der christlichen Religion und an den göttlichen Ursprung der heiligen Bücher glaube, aus welchen sie ihre heiligen Lehren ableitet; aber das Unternehmen, die heidnischen Hindus durch die Verbreitung der Bibel unter ihnen zu erleuchten, erschien mir zu allen Zeiten als so handgreiflicher Unsinn, daß ich zu einer solchen Weise, sie zu gesundern Religionsbegriffen zu bringen, niemals Lust hatte.

Es scheint demnach, daß die neuen Reformatoren die Unmöglichkeit zu empfinden anfangen, auf diese heidnischen Nationen hinsichtlich der Religion Eindruck zu machen, und in ihrer Verzweiflung, den Versuch glücken zu sehen, haben sie nun ihren Plan geändert, und wenden ihren Bick auf etwas Anderes. Ihr Ehrgeiz scheint jetzt nur darin zu liegen, die Wolken der Unwissenheit, welche über diesem Volke ruhen, zu entfernen und den Gemüthern Principien

der Civilisation, der Moralität und reinere Sitten einzuflößen.

Aber ich nehme mir die Erlaubniß, diejenigen zu fragen, welche es mit der Veredlung der Eingebornen Indiens wohlmeinen: sind es die Hindus oder wir selber, die der Reform in diesen verschiedenen Dingen bedürfen? Die erstern merken jetzt eben so sehr auf unsere Laster, unsere Unsittlichkeit und Ungebundenheit der Sitten, als wir auf die ihrigen. Was ist denn, und wird zu allen Zeiten die Antwort eines Hindu von gewöhnlichem Verstande an einen Engländer oder einen Franzosen seyn, welcher sich untersteht hervorzutreten, um seine Bildung und seine Sitten zu reformiren und umzuändern, und zu ihm von Sittlichkeit und von dem Vorzuge seiner eigenen Einrichtungen und seiner Bildung zu reden?

„Sie sprechen, mein Herr, wird der stolze Hindu erwidern, von Moralität und von Reinheit der Sitten, und Sie rühmen sich darin vor mir großer Vorzüge. Aber sagen Sie mir doch, wie kommt es, daß aus den wahren Berichten, welche Sie sogar in diesem meinen angeblich ganz verdorbenen Vaterlande bekannt zu machen sich nicht entblöden, erhellt es, daß Sie in jeder ihrer respectiven Hauptstädte, London und Paris, nicht weniger als 40,000 feile Dirnen zählen, welche öffentliche Schandbuden haben und von der regellosesten Liederlichkeit leben? Blicken Sie, mein Herr, auf Calcutta, Madras und Bombay und sehen Sie zu, ob Sie im Stande sind, eine so ausgedehnte Schandgrube der Verdorbenheit, eine so weite Verbreitung des Lasters unter der reichen Bevölkerung dieser großen Städte zu finden.

„Sie sprechen in stolzen Ausdrücken von Ihrer Civilisation, von Ihrer feinen Erziehung und Ihren feinen Sitten, aber wie kommt es, daß bei den Vortheilen, welche Sie darin vor mir haben wollen, Verbrechen und La-

ster jeder Art mehr in Ihrem Vaterlande, als in dem meinigen vorherrschen? Woher kommt es, daß bei der vorzüglichern Erziehung und Civilisation, deren Sie sich rühmen, Ihre Städte und Flecken mit Spitzbuben, Gaunern, Taschendieben, Betrügern, Spielern, Verfälschern, Falschmünzern und andern Schelmen jeder Art angefüllt, von denen die meisten in meinem angeblich ganz verdorbenen Vaterlande glücklicherweise unbekannt sind, welche der größten Wachsamkeit einer sehr strengen Policei Trotz bieten und deren Anzahl täglich wächst? Wie kommt es, daß Ihre großen Landstraßen von Räubern, Mördern und Meuchelmördern so unsicher gemacht werden, und daß alle Arten von Verbrechen eine solche beunruhigende Ausdehnung gewinnen, daß Ihre Gefängnisse und Correctionshäuser die Zahl der Bösewichter, welche tagtäglich in sie aufgenommen werden, kaum zu fassen vermögen?

„Sie rühmen sich reiner und feiner Sitten, aber wie kommt es, daß beständige Trunkenheit in den niedern Ständen ihrer Corporation und Hurerei in den höhern so vorherrscht, ohne daß diese Laster ein Gefühl von Scham oder Gewissensbisse in den ihnen ergebenen Subjecten zu erwecken scheinen?

„Glauben Sie mir, mein Herr, wird der hartnäckige Hindu hinzufügen, so lange Sie fortfahren, Ihre Herrschaft über uns mit Gerechtigkeit, Mäßigung und Humanität auszuüben, werden Sie an uns ein friedliches und unterwürfiges Volk finden; aber sprechen Sie nicht von Einführung Ihres Systemes von Civilisation, Ihrer Erziehung und Ihren Sitten bei uns, denn Sie werden uns nie davon überzeugen können, daß sie den unsern vorzuziehen seien; noch weniger werden Sie uns dahin bringen, sie anzunehmen. Wir bedürfen eines solchen elenden Geschenkes nicht."

Dieß ist im Wesentlichen die Antwort, welche ich

fast ohne Ausnahme von verständigen Hindus aus allen Kasten erhalten habe, wenn ich mich unterfing, von unsern Vorzügen in Civilisation und Erziehung, in Grundsätzen und Sitten zu ihnen zu reden; und ihre Bemerkungen schienen mir so gerecht und unwiderleglich, daß ich mich lange Zeit enthielt, ihre Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand zu lenken.

Es ist heutzutage eine Art Mode geworden, von Verbesserungen und Vervollkommnungen in der Civilisation und den Einrichtungen der Hindus zu sprechen, und Jedermann hat seine eigenen Pläne sie zu bewirken; aber wenn wir unsere europäischen Augen und europäischen Vorurtheile für einen Augenblick abzulegen, und die Hindus mit einiger Unparteilichkeit zu betrachten im Stande wären, wir würden vielleicht finden, daß sie in alle dem, was gut ist, uns fast gleich sind und uns bloß in alle dem nachstehen, was schlecht ist.

Nach meiner unmaßgeblichen Meinung hat dieses Volk den Grad von Civilisation erreicht, welche seinem Klima, seinen Bedürfnissen, seinen natürlichen Anlagen und seiner physischen Beschaffenheit angemessen ist; und gewiß in Bildung, in Sitten, in Fertigkeiten und in der Erfüllung socialer Pflichten, glaube ich, stehen sie höher, als einige europäische Nationen, und kaum niedriger, als irgend eine. In allen diesen Puncten, glaube ich, stehen sie höher als die Türken und Russen, während sie nur von den Personen der Stände, welche die mittlern übersteigen, in andern Ländern übertroffen werden, und den gewöhnlichen Ständen in England und Frankreich wenigstens gleich sind, wenn sie sie nicht übertreffen. Wenn Sie sich die Mühe nehmen wollen, darauf zu achten und mit Unparteilichkeit den Charakter und das Benehmen der Menschen von demselben Stande in unsern Ländern und in Indien zu untersuchen, also Landwirth mit Landwirth, Künstler mit Künstler, Hand-

werker

werker mit Handwerker u. s. w. vergleichen, so glaube ich, werden Sie finden, daß in Bildung und in Sitten der Hindu den Europäer weit überstrahlt.

Um uns von dem Vorzuge der Sitten in den gewöhnlichen Ständen bei den Hindus vor denjenigen Sitten zu überzeugen, welche sich bei Leuten aus demselben Stande unter den Europäern zeigen, haben wir nur auf das Benehmen und die Gewohnheiten beider in ihrem wechselseitigen Verkehre in der Gesellschaft zu merken.

Lassen Sie vier Europäer zusammenkommen, um ein Geschäft abzumachen, oder zu irgend einem andern Zwecke; der erste und gewöhnliche Gedanke wird bei solchen Gelegenheiten fast ohne Ausnahme seyn, nach der Flasche zu fragen, welcher sie meisten Theils bis zum Uebermaße huldigen. Ihre geringfügigste Angelegenheit muß eben so wohl als ihr gesellschaftlicher Umgang immer in der Mitte von Gläsern (cups) geschehen, zu welchen sie ihre Zuflucht nehmen, bis sie des Gebrauchs ihrer Vernunft beraubt werden, ihre Versammlungen in die widerlichsten Auftritte von Verwirrung ausarten und oft mit Zank und Streit endigen.

Lassen Sie einen Europäer von gewöhnlichem Stande, der Ihnen einen Dienst erwiesen hat, Sie um seinen Lohn angehen. Nachdem Sie ihm die gehörige Bezahlung haben zukommen lassen, wird er selten unterlassen, sich an Ihre Großmuth zu wenden und eine fernere Belohnung zu verlangen. Fragen Sie ihn, wozu? Zum Trinken, wird er antworten, oder in andern Ausdrücken, als Trinkgeld.

Blicken Sie dagegen auf das Betragen der Hindus bei den nämlichen Veranlassungen; ihre einzige Sorge, ihr einziges Vergnügen wird seyn, einige Blätter Betel zu erhalten und sie werden durch das Käuen dieser er-

beitern den, aromatischen Pflanze völlig befriedigt seyn. Dieser harmlose Genuß ist das einzige sinnliche Vergnügen, wornach Ihnen im geselligen Umgange gelüstet. Schon der Vorschlag, berauschende Getränke zu genießen, wird von allen als die gröbste Beleidigung betrachtet und augenblicklich als eine solche zurückgegeben. Ich frage nun, auf wessen Seite ist die Reinheit der Sitten?

Sie können sich auf eine noch weit schlagendere Weise von dem Vorzuge der Erziehung und den Sitten in den gewöhnlichen Ständen der Gesellschaft in Indien vor denen in denselben Ständen Europas überzeugen, wenn Sie das Benehmen und die Gewohnheiten unserer Soldaten und Matrosen mit denen der indischen Soldaten und Matrosen im Dienste der ostindischen Compagnie (sepoys and ship's lascars) vergleichen; die erstern können, wie das Vieh, nur durch Schläge und die strengste Disciplin in den Banden der Pflicht erhalten werden. Man darf ihnen im Allgemeinen nicht die geringste Nachsicht beweisen oder den geringsten Grad von Freiheit lassen, ohne daß sie sie mißbrauchten, indem sie sich Excessen überlassen. Auf der andern Seite sind ihre niedrigen Privatgewohnheiten und ihre gänzliche Vernachlässigung alles Anstandes ein Gegenstand des Ekels, um nicht zu sagen des Entsetzens sogar für die niedrigen Pariahs, die einzige Kaste der Hindus, welche sich ihnen zu nahen wagt.

Betrachten Sie dagegen Ihren ostindischen Soldaten und Schiffsmatrosen, und Sie werden allezeit sein Benehmen, sowohl öffentlich als in Privatkreisen, ordentlich, friedlich und anständig finden und selten werden Sie ihn gegen den öffentlichen Anstand verstoßen sehen.

Selbst unter dem niedrigsten Pöbel bei den Hindus werden Sie niemals Etwas bemerken, was diesen widrigen, anstößigen Auftritten, dieser gänzlichen Vernachlässigung aller Decenz und alles Anstandes nahekäme, welche

täglich in den Bierschenken und Branntweinhäusern in England und in den cabarets und gargotes in Frankreich vorkommen.

Von der andern Seite bedürfen die Hindus in der Erfüllung der gesellschaftlichen Pflichten gegen sich keiner Verbesserung. Sie verstehen diesen Punct eben so wohl und vielleicht noch besser, als die Europäer. Man möchte sie vielmehr darin sogar bei manchen Gelegenheiten übertreibend nennen. Sie werden es nie über sich gewinnen, den Dürftigen, welcher ihre Wohlthätigkeit anfleht, ohne Unterstützung zu lassen. Ihre Hospitalität hat bei ihnen, wie bekannt genug ist, keine Gränzen. Selbst der niedere, im Elende schmachtende Pariah wird, so lange er ein Maß Korn in seinem Vermögen hat, fröhlich seinen Hirsenbrei mit dem müden Wanderer von seiner Kaste theilen, welcher in seiner Hütte ein Obdach sucht; und bei alle ihrem Mangel und Elende werden die Hindus von allen Kasten bereitwillig einander mehr wirklich beistehen, als die Europäer in ähnlichen Fällen es thun würden. Was der Europäer besitzt, behält er für sich. Was der Hindu besitzt, ist er immer bereit mit denen zu theilen, welche Nichts haben. In Wahrheit kann man sagen, ein wohlhabender Hindu betrachtet sich vielmehr als den Depositär, oder den Vertheiler, als wie den Besitzer seines Vermögens; so sehr ist er zu Handlungen der Wohlthätigkeit und des Wohlwollens geneigt; auch kommt es hauptsächlich daher, daß so häufige Umwälzungen in den Vermögensumständen der Hindus und so häufiger Uebergang vom höchsten Reichthume zur höchsten Armuth Statt finden.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Hindus mehr allgemeine Neigung zur Schelmerei, zur Unredlichkeit und zu den sie begleitenden Lastern haben, als die Europäer. Die Lust der Meisten von ihnen zum Entwenden ist zum Beispiel fast unwiderstehlich; und im

Allgemeinen wird ein Eingeborner, wenn er bei seiner Unredlichkeit unentdeckt zu bleiben hoffen kann, sie sich so oft erlauben, als sein Vortheil es erfordert. Ich kann inzwischen diese Uebel nicht einer ihnen eigenthümlichen Verdorbenheit des Charakters beimessen, und nach meiner unmaßgeblichen Meinung haben diese Laster einzig und allein ihren Ursprung in der außerordentlichen Armuth, welche der größern Anzahl der Hindus gemein ist. Männern, welche die menschliche Natur nur im Geringsten kennen, habe ich nicht nöthig zu sagen, daß es kein stärkeres Reizmittel zur Unredlichkeit gibt, als Armuth. Europäer sind in der Regel redlicher als die Hindus, weil sie verhältnißmäßig in freieren und unabhängigeren Umständen leben; aber bei genauerer Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand wird sich vielleicht ergeben, daß unter einer gleichen Zahl vom elenden Volke, das Verhältniß entschiedener Spitzbuben in Europa größer ist, als in Indien.

Ihre neuern Reformatoren scheinen der Meinung zu seyn, daß, um dieses Volk glücklich und tugendhaft zu machen, Nichts nöthig sei, als es zu civilisiren und aufzuklären. Aber die Geschichte alter und neuer Zeiten legt Zeugniß dafür ab, daß nicht immer die civilisirtesten und aufgeklärtesten Nationen auch die tugendhaftesten und gerechtesten sind.

„Unwissenheit, sagt der ehrwürdige — ist die Mutter der Armuth, u. s. w." Man könnte mit eben dem Rechte sagen: „Armuth ist die Mutter der Unwissenheit." Solch ein Schluß taugt Nichts, ist bloß eine petitio principii oder ein circulus vitiosus, dessen Anlaß oder Folge ich nicht einsehen kann. Des ehrwürdigen Herrn Schluß würde mehr der Logik gemäß und befriedigender gewesen seyn, wenn er gesagt hätte: „Die Armuth der Hindus und die daraus hervorgegangenen Laster gründen sich auf ihre natürliche Lässigkeit und Apathie und

diese letztere entspringt vom Klima, in welchem sie leben und worüber wir keine Art von Aufsicht oder Einfluß ausüben können."

Der ehrwürdige — behauptet: „Unredlichkeit ist den Eingebornen so gemein, daß ein Hindu dem andern niemals trauen wird." Diese Behauptung, besonders der letztere Theil derselben, gehört mit zu dem Ungegründetsten, was je gegen dieses Volk vorgebracht worden. Wenn irgend eine wohl begründete Beschuldigung gegen sie in diesem Puncte vorgebracht werden könnte, so wäre es die, daß sie vielmehr zu zuversichtlich, und zu wenig mißtrauisch in ihren Verhandlungen und in ihrem Verkehre mit einander sind.

Es ist eine bekannte Erscheinung, daß diejenigen unter ihnen, welche sich in leidlichen Umständen befinden, oft ihren Bekannten ohne Zeugen und ohne Schuldschein oder andere Belege Geld leihen und zuweilen in großen Summen; und es ist etwas Ungewöhnliches, solche auf diese Privatweise gemachte Schulden von einem Schuldner, auch wenn er in Noth ist, abgeleugnet zu sehen. Er wird zwar jede Art von Verschmitztheit und List anwenden, um vom Bezahlen loszukommen oder um von seinem Gläubiger Aufschub zu gewinnen; er wird vielleicht heimlich davongehen, um von den Beschwerden frei zu werden, aber selten wird er die Schuld gänzlich ableugnen.

Es ist ferner eine bekannte Erscheinung, daß die Kaufleute ihre Waaren besonders auf Credit zu verkaufen gezwungen sind, wenigstens der Hälfte ihrer Kunden, aber es gehört zu den Seltenheiten, die letztern, wenn sie auch auf den höchsten Grad des Elendes gerathen sind, ihre Verbindlichkeiten gegen den Kaufmann ableugnen zu sehen.

Demnächst ist es eine bekannte Erscheinung, daß Dienstboten, welche monatlich acht oder zehn Schillinge als Lohn erhalten, oft von ihren Herren große Geldsummen an-

vertraut erhalten und an ihre Correspondenten vielleicht zwei oder drei hundert Meilen weit oder noch weiter, um Waaren einzuhandeln oder für andere Zwecke abgeschickt werden; aber von dem Entlaufen derselben bei solchen Gelegenheiten sammt dem ihrer Sorge anvertrauten Gelde, oder von anderweitigem Unterschlagen desselben gibt es sehr seltene Beispiele.

Es ist ferner eine bekannte Erscheinung, wie ich selber wiederholt zu bemerken Gelegenheit gehabt habe, daß das Volk, wenn es zur Zeit des Aufruhrs oder großer Unruhen an ihren Wohnorten, sich in die Nothwendigkeit versetzt sieht, in ruhigere Gegenden auszuwandern, heimlich vor seinem Aufbruche an einem sichern Orte der Aufsicht eines Bekannten Geld, Juwelen und andere Kostbarkeiten, zuweilen von großem Werthe anvertraut; aber Verletzungen der Treue von Seiten des letztern, so daß er das ihm heimlich anvertraute Eigenthum unterschlüge, geschehen sehr selten. Ich weiß viele Beispiele von Personen, welche nach einer Abwesenheit von mehrern Jahren zurückkehrten, und ihr Eigenthum unangerührt fanden, obschon es Leuten anvertraut war, welche selber in einem elenden Zustande lebten.

Solche Beispiele sind gewiß keine Beweise des Mißtrauens von der einen, noch der Unredlichkeit von der andern Seite.

Aus dem, was ich von Zeit zu Zeit gehört und gelesen habe, scheint zu erhellen, daß in Calcutta eine Gährung Statt findet, und eine Umwälzung in den Gewohnheiten und Sitten der Hindus vor der Thür ist. Wenn dieß wirklich der Fall ist, so fürchte ich, daß diese Gährung mehr nachtheiliger Art ist, und daß sie eine Veränderung zum Schlechten hervorbringen wird. Ich wenigstens, ich werde sicherlich der Letzte seyn, welcher die Civileinrichtungen und Gewohnheiten, die socialen Verhältnisse und Sitten der Hindus beeinträchtigt, und werde mich

niemals mit denen verbinden, welche den außerordentlich gefährlichen Versuch zu machen sich bemühen, ihre nationalen Gewohnheiten und Sitten in europäische umzuwandeln, und als ein Freund von Ihnen, mein werther Herr, würde ich nach der mir erworbenen Kenntniß von dem Charakter der Hindus Ihnen gewiß niemals rathen, sich, in welcher Rücksicht es auch sei, auf einen Eingebornen zu verlassen, der den Gebräuchen seiner Kaste, oder den Vorurtheilen des Landes entsagt hat oder sie verachtet. Ich würde vor Allem Ihnen durchaus nicht rathen, einen solchen Menschen zu Ihrem Keller- oder Zahlmeister zu machen. In dem erstern Falle würden Sie bald finden, daß Ihre Getränke schnell abnähmen, und in dem letztern würden Sie in Kurzem ein großes Deficit in Ihrer Kasse wahrnehmen. Denn auf den ersten Blick und ohne weitere Untersuchung dürfen Sie glauben, daß eine Person von dieser Beschaffenheit einen völlig verdorbenen Charakter besitzt, und daß seine ersten Schritte in der Veredlung, nachdem er den Gebräuchen und Vorurtheilen seiner Kaste entsagt hat, darin bestehen, ein Trunkenbold und ein Schelm zu werden. Je pünctlicher und sorgfältiger ein Eingeborner in der Beobachtung seiner Gebräuche und Uebungen ist, sowohl religiöser als profaner, desto mehr wird er sich Ihres Vertrauens würdig beweisen. Dieß ist das Resultat meiner hierüber gemachten Bemerkungen während eines Zeitraumes von mehr als dreißig Jahren.

Inzwischen kann ich kaum glauben, daß die Gährung, welche den Sinn der Menge in Calcutta und an einigen andern Orten ergriffen haben soll, in einer solchen Ausdehnung wirke, als Manche annehmen; noch weniger kann ich aus dieser Quelle eine Verbesserung in der Lage der Hindus erwarten. Bei unserer letzten Zusammenkunft erwähnten Sie, glaube ich, daß die neulich unter dem Volke hierin hervorgebrachte Bewegung großen Theils von den Be-

mühungen des gelehrten Brahminen Rammohun-Roy herrühre, den Geist seiner Landsleute aufzuklären und frei zu machen. Ich habe einige von den schriftlichen Aufsätzen dieses Brahminen durchgelesen; sie enthalten bloß eine Erläuterung der Lehre der Schule, welche Vedantam heißt, und von den Meisten der sechs Secten befolgt wird, in welche die Gelehrten unter den Hindus zerfallen. Rammohun-Roy lehrt uns nichts Neues, wenn er sagt, daß der gegenwärtige Cultus der Hindus von der ursprünglichen Religion ihrer Altvordern weit abgewichen ist. Dieß ist ein jetzt ziemlich allgemein bekanntes Factum. Jedoch ist der herrschende Cultus Indiens so tief eingewurzelt, daß andere Kräfte und andere Mittel, als die in der Gewalt dieses Brahminen stehenden, erforderlich sind, die Masse der Nation zu dem weniger unvernünftigen Cultus ihrer Vorfahren zurückzubringen.

Außerdem erkenne ich aus dem, was ich von den Schriften dieses reformirenden Brahminen gesehen habe, daß man seine Talente sehr überschätzt hat, und die übertriebenen Lobpreisungen, welche ihm von verschiedenen Seiten gemacht worden, sehr wenig verdiene; *) aber seit ich ihn

---

*) Eine solche Schilderung der Verdienste dieses Mannes findet sich nicht nur in dem Baseler Missionsmagazine nach Berichten von Missionarien in Ostindien, sondern auch bei mehrern Reisebeschreibern. So erzählt z. B. Fitzclarence in seinem Journal of a route across India, through Egypt to England in the latter end of the year 1817 and the beginning of 1818 (London 1819 p. 106 ff.) von ihm Folgendes. „Es hat, so viel ich weiß, noch nie ein Beispiel gegeben, daß ein Hindu aus einer Kaste zu unserm Glauben bekehrt worden wäre. Die einzige Bekehrung solcher Art, wenn man sie so nennen darf, welche zu meiner Kenntniß gelangt ist, war die eines vornehmen Brahminen aus einer der ersten Familien des Landes, welcher nicht nur das Sanskrit aus dem Grunde

bei einer Unterhaltung beobachtet habe, welche er neulich mit den in Calcutta lebenden Spaniern hatte, und bei wel-

---

versteht, sondern sich auch eine vollständige Bekanntschaft mit der englischen Sprache und Literatur verschafft und offen erklärt hat, daß die brahmanische Religion in ihrer Reinheit nur ein reiner Deismus und nicht der grobe Polytheismus sei, zu welchem sie herabgesunken ist. Ich bin mit ihm wohl bekannt und bewundere seine Talente und Kenntnisse. Seine Beredtsamkeit in unserer Sprache ist sehr groß, und ich habe gehört, im Arabischen und Persischen sei sie noch bewundernswürdiger. Es ist bemerkenswerth, daß er die politischen Systeme Europas, vor allen aber das von England studirt und gänzlich aufgefaßt hat; und in der letzten Zeit, wo ich in seiner Gesellschaft war, argumentirte er kräftig gegen das Halten stehender Armeen in einem freien Lande, und gedachte aller der Argumente, welche von den Gliedern der Opposition vorgebracht worden. Ich meine, er ist in vielen Stücken ein außerordentlicher Mann. Zuvörderst ist er ein Religionsverbesserer, der unter einem weit bigotteren Volke, als die Europäer im Mittelalter waren, selber zu denken gewagt hat. Seine Gelehrsamkeit ist von großem Umfange, da er nicht allein mit den besten Büchern in englischer, arabischer, persischer, sanskritischer, bengalischer und hindostanischer Sprache überhaupt bekannt ist, sondern auch Rhetorik in arabischer und englischer Sprache studirt hat und Locke und Bacon bei jeder Gelegenheit anführt. Da er auf diese Weise die Religionen, Sitten und Gebräuche so vieler Nationen nothwendig in Augenschein genommen und die Anzahl verschiedener Arten sich an das höchste Wesen zu wenden und es anzubeten, kennen gelernt hatte, brachte er zur Betrachtung seines eigenen Glaubens einen vorurtheilsfreien Sinn mit und fand, daß er von der Religion der Vedas zu einer groben Idololatrie verdorben sei, worauf er kein Bedenken trug, obgleich er die Folgen davon wohl kannte, seine Gefühle und Meinungen hierüber der Welt englisch und bengalisch bekannt zu machen. Natürlich war er vorbereitet, der Schaar eigennütziger Feinde zu begegnen, welche aus niedrigen Beweggründen die untern

cher er eine entschiedene Meinung über die letzte Revolution in Spanien auszusprechen wagte, und in einer gekünstelten Sprache, mit einer Emphasie, wie sie sich in den meisten der öffentlichen Bekanntmachungen der Präsidentschaft kund-thut, die Vortheile religiöser und politischer Freiheit (ein Wort, dessen Sinn er, wie ich glaube, nicht verstand,) nachdrücklich rühmte, sank er noch tiefer in meiner Achtung. In der That, einen Brahminen mit dem dreifachen Stricke, dem unzweideutigsten Abzeichen des drückendsten und herabwürdigendsten Despotismus geziert, den Apostel der Freiheit machen zu sehen, ist eine so auffallende Ano-

---

Classen in dem Zustande der tiefsten Unwissenheit zu erhalten wünschten. Ich habe gehört, daß ihn seine Familie verlassen hat, daß man ihm seine Ausstoßung aus seiner Kaste angekündigt hat, und daß er jetzt, wie es allen Religionsverbesserern eine Zeitlang geht, eine Zielscheibe des Hohnes ist. Einen Mann von seiner Gesinnung und seinem Charakter muß das Ausgestoßenseyn aus der Kaste besonders schmerzen; aber in Calcutta hält er sich zu den Engländern. Er ist indessen von allem freundschaftlichen und häuslichen Verkehre, in der That von aller Verbindung irgend einer Art mit seinen Verwandten und frühern Freunden abgeschnitten. Sein Name ist Ram Mohun Roy. Er ist besonders wohlgestaltet, von nicht sehr starker Statur, ein feiner Mann und sehr gebildet. Er gesteht, daß er Nichts dagegen habe, wie wir zu essen und zu leben; aber er unterläßt es, um sich nicht dem Vorwurfe auszusetzen, als habe er seine Religion um der Güter dieser Welt willen geändert; er wäre geneigt, sich mit uns an den Tisch zu setzen, während das Fleisch darauf steht, was kein anderer Brahmine thun würde. Er trägt noch seine nationale Kleidung, hält sich aber eine Equipage, da er ein Mann von Vermögen ist. Er hat große Lust, England zu besuchen und auf eine unserer Universitäten zu gehen, wo ich ihn gern sehen und seine Ideen über unser Land, seine Sitten und Gebräuche u. s. w. hören möchte."

malie, daß Leute, welche die Sache kennen, es schwer finden werden, sich mit einem solchen Widerspruche auszusöhnen. *)

*) Obschon außer den Brahminen einige andere Hindukasten z. B. die Kschatrija oder Rajahs, die Vaisija oder Kaufleute und von den Schudras die 5 Classen der Künstler in Holz, Stein und Metall das Recht haben, dieses Abzeichen zu tragen, so sieht doch jener Stamm es hauptsächlich als seine Auszeichnung an und wenn es andern verstattet wird, so hält er dieß für Nachsicht von seiner Seite. Auch findet Theils in dem Ritus der Ertheilung dieses Insigne, Theils in den dadurch erlangten Vorrechten zwischen dieser Kaste und andern, welche es ebenfalls erhalten können, ein bedeutender Unterschied Statt. Denn, um bei den letztern anzufangen, so erlangt der Brahmine durch den Empfang des Strickes das Privilegium, die Wissenschaften zu studiren; nicht aber so der Rajah, welchem die Vedas zu lesen verboten ist. Der Brahmine kommt durch eine Menge complicirter Ceremonien, welche man mit dem Namen Upanajana d. i. Einführung in die Wissenschaften, zusammenfaßt, in den Stand eines Brahmachari; der Rajah dagegen erhält den Strick aus der Hand eines Purohitabrahminen, (S. 30 Anmerk. *) mit ganz einfacher Ceremonie, und muß außer einem Gastmahle und reichlichen Geschenken an die dabei gegenwärtigen Brahminen diesen auch noch seine Verehrung auf die gewöhnliche Weise bezeugen. Den fünf Künstlerkasten ist dieses Abzeichen erst in neuern Zeiten geworden; sie empfangen es aus der Hand ihres Gurus (S. 120 Anmerk.) nicht aber eines Brahminen, weil sie nicht zugeben wollen, daß dieser höher stehe, als sie selber. Die Dschainas, welche wegen der Abweichungen von den ursprünglichen Lehren der Hindureligion sich von den Brahminen getrennt haben und sie aufs Höchste hassen, tragen insgesammt und ohne allen Unterschied den dreifachen Strick und zwar empfangen sie ihn schon in früher Jugend mit vielem Pompe und zahlreichen Ceremonien von ihren Gurus. Die Brahminen alle tragen diesen Strick über den Schultern; er besteht aus drei dicken Schnu-

Auf der andern Seite beweist die Sorgfalt der Eingebornen (wie Sie in Ihrem Briefe bemerken), die an ei-

---

ren von Baumwolle, deren jede aus mehrern dünnen Fäden besteht. Jene drei Schnuren sind nicht in einander geflochten, sondern von einander getrennt und hängen von der linken Schulter nach der rechten Hüfte zu. Wenn ein Brahmine heirathet, erhält er 9 Schnuren an Statt der drei. Die Zahl drei hat gewiß auch hier eine religiöse Beziehung und ist wohl den drei Hauptgottheiten Indiens, nämlich dem Brahma, Wischnu und Schiwa zu Ehren gewählt. Die Kinder der Brahminen empfangen dieses charakteristische Kennzeichen ihrer Kaste schon in einem Alter von sieben oder neun Jahren; die dazu nöthige Baumwolle darf bloß von Personen aus der Brahminenkaste gesammelt und zubereitet werden, damit sie nicht durch unreine Hände entweiht werde. Nach Empfang des brahminischen Abzeichens hat der junge Brahmine an den sechs Privilegien seiner Kaste Theil. Diese sind nämlich folgende: Die Vedas zu lesen und lesen zu lassen, das Opfer Jadschna darzubringen und es zu veranlassen, Almosen zu empfangen und den Brahminen Geschenke zu geben. Den Schudras steht nur das Letzte zu; ja sie müssen es für eine Ehre halten, die ihnen widerfährt, wenn die Brahminen Geschenke und Gaben von ihnen annehmen. Die einzelnen Privilegien der Brahminen sind an sich deutlich mit Ausschluß des dritten und vierten; hierüber also noch einige Worte. Jenes Opfer ist das einzige bei den Hindus, zu welchem ein lebendes Wesen, nämlich ein Widder, gebraucht wird. Von allen menschlichen Handlungen ist dieses Opfer bei Weitem die verdienstlichste; es wäscht alle Sünden ab selbst bis auf vier Generationen hinab, und verleiht allen nur erdenkbaren irdischen Segen. Nur Brahminen dürfen dabei gegenwärtig seyn, und auch sogar von ihnen sind alle diejenigen ausgeschlossen, welche einen körperlichen Fehler haben, Wittwer oder unverheirathet sind. Wegen der ungeheuern Geschenke an alle Brahminen, welche dabei zugegen sind, pflegt aber dieses Opfer heutzutage weniger vorzukommen, als es früherhin der Fall gewesen zu seyn scheint.

nigen Orten errichteten Schulen zu besuchen, nach meiner unmaßgeblichen Meinung nicht, daß sie begierig sind, sich wirkliche Kenntnisse zu erwerben und ihren Geist durch Gelehrsamkeit zu veredeln. Sie gehen in diese Schulen für den alleinigen Zweck, eine hinlängliche Kenntniß der englischen Sprache zu erlangen, damit sie auf diese Weise geschickt werden, sich ihren Unterhalt zu erwerben, weil diese Fertigkeit heut zu Tage der einzige Weg ist, in den verschiedenen Zweigen der Verwaltung eine ehrenvolle und vortheilhafte Anstellung zu finden. Sobald sie ihren Zweck erreicht haben, ist mit ihren Werken der Wissenschaft und Moral Alles vorbei; sie werden nie wieder in ihrem Leben einen Blick in dieselben werfen.

Sie können sich durch Ihre eigenen Beobachtungen hiervon überzeugen. Es sind, glaube ich, in Calcutta viele Hunderte von Eingebornen aus allen Kasten, welche lesen, schreiben und gut Englisch sprechen können; unter ihnen, bin ich überzeugt, werden Sie nicht zehn unabhängige Individuen aufzufinden vermögen, welche jemals mit einem englischen Buche in der Hand erblickt worden wären.

Oeffentliche Schulen wurden vor etwa hundert Jahren zu Pondichery von den französischen Missionarien aus dem Jesuiterorden, und zu Tranquebar von einigen Protestanten, um die Eingebornen sowohl in den europäischen als den einheimischen Sprachen zu unterrichten, und sie existiren noch jetzt; aber ich habe nie gehört, daß diese Art von Unterricht eine wesentliche Aenderung oder Reform in den Nationalvorurtheilen, oder in den Gewohnheiten und Gebräuchen der in diesen Schulen gebildeten Zöglinge bewirkt hätte.

Was die Schulen betrifft, welche in vielen Gegenden des Landes eingerichtet sind, um die einheimischen Sprachen zu lehren, so bin ich der Meinung, daß die Eingebornen hieran keinen Mangel haben und unseres Beistan-

des hiebei gar nicht bedürfen. Es gibt nur wenige Dörfer, in denen sich nicht eine oder mehrere öffentliche Schulen fänden. Wenn Sie mir entgegnen, daß die Methode des Unterrichts, welche in diesen Schulen befolgt wird, sehr mangelhaft sei, so will ich, ohne in eine Discussion über diesen Gegenstand einzugehen, mich mit der Antwort begnügen, daß die Schüler in ihnen Alles das lernen, was für ihren Rang und ihre Bedürfnisse erforderlich ist und Alles, worin Leute ihres Standes in den Dorfschulen, die in unserm beiderseitigen Vaterlande eingerichtet sind, unterwiesen werden, namentlich: Lesen, Schreiben und Rechnen. Nichts weiter ist gewiß für neun und neunzig Hunderte der ungeheuern Bevölkerung Indiens nothwendig; und ihre außerordentliche Armuth wird nicht einmal dem größern Theile derselben gestatten, selbst diese geringe Fertigkeit sich anzueignen.

Wenn Sie mir entgegnen, daß das in diesem Briefe Angegebene in manchen Puncten von dem abzuweichen scheine, was ich in meinen frühern Schriften angegeben habe, in welchen ich nämlich bei verschiedenen Fällen nicht so vortheilhaft über die Hindus geurtheilt hätte, als ich es jetzt thue, so antworte ich, daß erstlich in meinen frühern Erzeugnissen das Meiste meines Tadels, wenn nicht der ganze, gegen die Brahminen, oder andere Personen gerichtet war, welche gleich ihnen vom Betruge leben und deren Gesammtheit nicht den zwanzigsten Theil der Bevölkerung Indiens ausmacht. Zu allen Zeiten und in allen Ländern sind Betrug und Büberei fast immer unzertrennliche Gefährten gewesen.

Zweitens, mein Tadel war ferner gegen die Mißbräuche des abscheulichen, im Lande herrschenden Cultus gerichtet, mit dem mich auszusöhnen mir jederzeit unmöglich gewesen ist.

Jedoch stände es in unserer Macht, auf gütliche

Weise der Religion des Landes mehrere Mißbräuche zu entreißen, welche wirklich eine Schande der menschlichen Natur sind, so wollte ich Alles vergeben, was in dem Cultus übertreibend ist. Diese Mißbräuche sind mir aber zu wohl bekannt. Niemand beweint sie bitterlicher, als ich, und Wenige haben es sich so sauer werden lassen, als ich, sie zu entfernen; da ich aber sahe, daß alle meine Anstrengungen dafür ohne Nutzen blieben, so habe ich mich nach den von unserm göttlichen Lehrer darüber gegebenen Instructionen begnügt, „den Staub von meinen Schuhen abzuschütteln wider diese hartnäckigen Ungläubigen," sie der väterlichen Sorge des Vaters der Gnade zu empfehlen, ihr endliches Urtheil in die Hände dessen zu legen, dem allein die Bekenner aller Religionen für ihren Glauben verantwortlich sind. Inzwischen hat die Blindheit und Verstocktheit meiner Hörer so wenig Haß in mir erweckt, daß sie im Gegentheile Gefühle des Mitleids und Wohlwollens gegen sie hervorgerufen haben.

Ich habe so eben den Wink gegeben, daß wir vielleicht, wenn es in unserer Macht stände, auf gütliche Weise der Religion der Hindus ihre Mißbräuche zu entreißen, dabei stehen bleiben und Alles das übersehen sollten, was bloße Thorheit in ihrem Cultus ist, weil der Geist dieses Volkes die eigne Beschaffenheit hat, daß er bloß durch Thorheiten aufgerüttelt werden kann; und vor Allem müßten wir geneigt seyn, an Andern die Fehler zu übersehen, von welchen wir selber nicht ganz frei sind; denn welche Art von Cultus gäbe es wohl, der nicht von der entgegengesetzten Partei Thorheiten unter dieser oder jener Gestalt Schuld gegeben werden könnten? Sie, zum Beispiele, als ein Protestant, werden wohl leicht in der katholischen Confession Lehren und Uebungen finden können, welche für Sie ein Gegenstand des Tadels sind, während sie für mich,

einen ganz aufrichtigen Katholiken, einen Gegenstand der Erbauung abgeben.

Aber ich glaube, daß Sie, ein besonnener Protestant, und ich, ein toleranter Katholik darin übereinkommen, unsern gemeinsamen Widerwillen oder wenigstens unser Mißfallen gegen verschiedene auffallende Thorheiten auszusprechen, welche bei einigen christlichen Secten herrschen und welche dem gesunden Menschenverstande Hohn zu sprechen scheinen. Ich glaube zum Beispiel, daß wir kaum im Stande seyn werden, ernsthaft zu bleiben, wenn wir das Seufzen, die Grimacen und heftigen Convulsionen, das Springen, das Stoßen mit den Füßen, das Geheule u. s. w., welche in den religiösen Versammlungen der Jumpers, Schüttler, Methodisten, Quäker, Ranters u. s. w. bemerkt werden, mit ansehen sollten. Ueber die letztern, die Ranters, welche eine neuerdings in England entsprungene Secte bilden, siehe das Monthly Magasine vom Mai 1820 S. 297 u. 298; und wenn Sie einen genauen Bericht über die religiösen Uebungen der Quäker zu haben wünschen, so sehen Sie das Quarterly Review No. XLI. p. 145 u. 146 nach; und nachdem Sie einen solchen widrigen Bericht durchgelesen haben, fordere ich Sie kühn auf, unter den Rotten der Baheraghis Dassaru und andern Fanatikern der Hindu, welche zu dem Tempel von Tirupatty, zum Jaggernaut *) strömen, etwas Aehnliches

*) Von den Selbstmorden zur Ehre des Dschagannath, welche hauptsächlich zu Terupatty Statt finden, war bereits oben die Rede (S. 88. Anmerk.) Andere Fanatiker treiben ihren Unsinn nicht so weit, geben sich doch aber ebenfalls in Dei gloriam den gräßlichsten Selbstpeinigungen hin. Eine sehr häufig vorkommende Gewohnheit frommer Hindus besteht darin, daß sie sich der Länge nach auf die Erde legen und in dieser Positur um die Tempel oder vor den Wagen sich herrollen, auf

ches aufzusuchen, welches mit den thörichten und unsinnigen Auftritten verglichen werden möchte, welche diese christ-

---

auf welchen die Idole bei feierlichen Processionen stehen. Bei solchen Gelegenheiten sieht man diese Enthusiasten in großer Anzahl über die Straßen rollen, ohne daß sie auf die im Wege liegenden Steine oder andere Hindernisse die geringste Rücksicht nehmen. Eine andere häufige Art von Selbstpeinigung ist es, sich mit einem glühenden Eisen auf die Schultern, die Brust und andere Theile des Körpers gewisse Zeichen einzubrennen, welche für heilig und als besondere Auszeichnung gelten. Die schrecklichste aller Selbstquälerei möchte aber wohl die seyn, welche der Göttin Mari-amma oder Marima, einem der blutgierigsten Götzen Indiens, zu Ehren geschieht, und an vielen Orten unter dem Namen Chidi-Mari bekannt ist. Bei vielen diesem Idole geweiheten Tempeln ist eine Art Galgen aufgerichtet mit einer Rolle, an welcher ein Seil mit einem scharfen Haken angebracht wird. So bald Jemand sich zu dem grausamen Acte verstehen will, stellt er sich unter den Galgen; nachdem das Seil mit dem eisernen Haken herabgelassen ist, wird das Fleisch seiner Backen in der Mitte durch heftiges Reiben zum Erstarren gebracht und dann der Haken darin befestigt. Darauf wird das Seil am andern Ende angezogen und der unglückliche Fanatiker kömmt bis an den Galgen hinauf; nachdem er zwei oder drei Minuten, an den Backenmuskeln hängend, in der Luft geschwebt hat, läßt man ihn wieder herab, und macht den Haken wiederum los, und legt Heilmittel auf die Wunde. Viele andächtige Hindus laufen über brennende Kohlen; Andere, welche dieß nicht können, nehmen das Feuerbad, d. h. sie legen ein stark angefeuchtetes Kleid über Kopf und Schultern, heben ein Kohlenbecken mit heißer Asche auf und schütten sie über ihren Kopf. Noch Andere stoßen sich mit einem Drathe von Silber, oder auch von anderm Metalle, die Backen durch und durch, so daß der Mund nur mit großer Mühe geöffnet werden kann; und zwar dauert diese Procedur oft einen ganzen Tag lang, binnen welcher Zeit der Fanatiker der Gottheit im Tempel seine Huldigung darbringt, oder unter der ihn anstaunenden Menge

liche Secte bei ihren religiösen Versammlungen sich zu Schulden kommen läßt; und doch sind diese enthusiastischen Christen sehr redliche Leute und sehr scrupulös in der Erfüllung aller moralischen und socialen Pflichten.

Denken Sie inzwischen nicht, daß ich die Grobheit der Abgötterei bei den Hindus entschuldigen oder bemänteln, oder daß ich leugnen will, daß die Leichtgläubigkeit dieser Nation in religiösen Dingen einen Grad von Erniedrigung

---

herumstolzirt. Bei Manchen geht die Raserei so weit, daß sie sich die Zunge ausschneiden. Gewöhnlich geschieht diese Operation an der Thür des Tempels; der abgeschnittene Theil der Zunge wird in die Schale einer Cocosnuß gelegt und vom Religiosen auf den Knieen zur Kapelle der Gottheit gebracht. Am Meisten machen sich die Hindus zu diesen Büßungen anheischig durch Gelübde, welche sie in Krankheit oder bei andern Unfällen zu thun so sehr geneigt sind, daß sich nicht leicht Einer unter ihnen findet, der nicht dadurch die Gnade der Götter herbeizurufen gedächte. Nur machen es sich nicht Alle gleich beschwerlich. Reiche geloben, in gewissen Tempeln Feste zu feiern; minder Begüterte versprechen der Pagode eine Kuh, Gewänder und andere Geschenke darzubringen. Hiebei ist es bemerkenswerth, daß auch die Hindus, wie viele Völker des Alterthumes, bei ihrer Genesung von Krankheiten der Gottheit mit einer goldenen oder silbernen Abbildung des Gliedes ein Geschenk machen, welches mit Krankheit behaftet war. Von geringeren Kosten, aber eben so hoch geachtet, ist die Weihung des Haares und der Nägel. Bei vielen jener Fanatiker darf man gewiß ihre religiöse Schwärmerei als Grund ihrer Verirrung ansehen; bei Vielen dagegen mag sie von der Sucht herrühren, die Bewunderung des Volkes auf sich zu ziehen, auch wohl Almosen von ihm zu erhalten. Die Brahminen sind übrigens schlau genug, um diese verdienstlichen Selbstpeinigungen andre Kasten nicht zu beneiden, sondern sie den Schudras zu überlassen; ja selbst aus dieser Kaste sind gewöhnlich nur diejenigen so rasend, welche Wischnu oder Schiwa fanatisch verehren.

und Stupidität erreicht habe, welcher kaum seines Gleichen findet; aber ich wage darüber zu behaupten, daß wir sie in manchen Puncten darin übertreffen; und ich bin der Meinung, daß es uns schlecht stehe, die Hindus wegen ihrer unsinnigen Leichtgläubigkeit zu verlachen, wenn wir in dem jetzigen Jahrhunderte von einem Lande, welches sich rühmt, in Civilisation, Bildung, Gelehrsamkeit und Sitten die erste Stelle einzunehmen, eine falsche Prophetin, Namens Johanna Southcott, hervorbringen sehen, welche sich für das Weib ausgab, deren Bestimmung sei, den Kopf der in der heiligen Schrift erwähnten Schlange zu zertreten, sich als schwanger mit dem Messias ankündigte und darauf Tausende von Proselyten, unter denen mehrere von Stande und Bildung waren, für ihre Partei gewann. *) Ich frage, ob wohl ein Beispiel von entehrenderer und dümmerer Leichtgläubigkeit unter den superstitiösesten Hindus angetroffen werden kann.

Ich habe öfter gehört, daß befangene Europäer sich Mühe gaben, die Hindus verächtlich zu machen, und ihre Meinung hierüber durch die Ungebundenheit der Sitten und das lascive Verhalten der dortigen Tänzerinnen zu erhärten suchten. Nichts erschien ihnen indecenter oder besser berechnet, den Sinn zu verderben und das Herz zu beflecken, als die Stellungen und die Tänze dieser Lustdirnen. Ich bin zuweilen genöthigt gewesen, von dem Gesange und den

*) Vergleiche hierüber Aug. Herm. Niemeyers vielfach interessanten und lehrreichen Aufsatz: Die Southcott-Kapelle. Ein Beitrag zur Geschichte religiöser Schwärmerei in England nebst einer Parallele aus Deutschland in dessen Beobachtungen auf Reisen in und außer Deutschland 2ter Bd. S. 93 ff. (2te Ausg.) Dort findet man auch eine Abbildung der Schwärmerin.

Tänzen dieser feilen Dirnen bei öffentlichen Versammlungen Zeuge zu seyn, aber ich nehme keinen Anstand zu behaupten, daß keine ihrer Schritte oder Stellungen mir so absichtlich lasciv und so höchst unanständig erschienen, als die unserer Schauspielerinnen, wenn sie ihre Rollen auf unsern Bühnen ausführen; und Sie werden vielleicht über meine Einfalt lachen, wenn ich zu sagen wage, daß keiner ihrer Tänze mir so höchst indecent erschien, als der neue europäische, welcher unter dem Namen des Walzers bekannt und jetzt ein Lieblingstanz in unsern Ländern geworden ist. *)

*) Vergleicht man die europäischen Ballets, welche heutzutage immer mehr beliebt zu werden scheinen, so wird in Beobachtung des Decorums der Contrast zwischen den indischen Bajaderen oder Devabasis und den Balletttänzerinnen Europas um so auffallender. Während diese nämlich darauf zu raffiniren scheinen, daß ja kein Theil ihres Körpers den Zuschauern verborgen bleibe, sind jene höchst züchtig gekleidet. Sie sind die einzigen Frauenspersonen in Indien, welche lesen, singen und tanzen lernen; und diese Fertigkeiten sind daher von allen übrigen so verabscheut, daß schon jedes tugendhafte Weib die Erwähnung derselben für eine Beleidigung aufnimmt. Solche Tempeldienerinnen (ihr Name Devabasi bedeutet Dienerinnen des Gottes) unterhält ein jeder Tempel, gewöhnlich acht, zwölf oder noch mehr; sie müssen tanzen und singen zwei Mal des Tages, nämlich Abends und Morgens, außerdem beleben sie alle öffentlichen Feierlichkeiten und Processionen. Die Gesänge sind gemeiniglich nicht ohne Obscönitäten, weil sie sich meist auf Wollust athmende Mythen der Götter beziehen. Schon von Geburt an sind diese Dirnen zum Dienste der Götter bestimmt, oft geloben Weiber während ihrer Schwangerschaft, ihre zu gebärende Tochter bei glücklicher Entbindung zum Dienste einer Pagode zu bestimmen. Sie glauben in ihrer Einfalt, Gott hiemit einen Dienst zu erweisen; auch gereicht es der Familie keineswegs zur Schande

Es ist so, daß wir immer geneigt sind, „den Splitter in unseres Bruders Auge zu sehen, des Balkens aber im eigenen Auge nicht gewahr zu werden."

„Es gibt, sagt Montesquieu (Esp. des Loix. lib. XXIV. Ch. 24.) viele Localgesetze in den verschiedenen Religionen, und wenn Montezuma auf dem Ausspruche bestand, daß die Religion der Spanier für ihr Land gut sei, und die von Mexico für das seinige, so sagte er nichts Absurdes; weil in der That die Gesetzgeber nicht unterlassen konnten, auf das, was die Natur vor ihnen eingeführt hatte, Rücksicht zu nehmen."

Ich bin in der That sehr weit entfernt, alle die Folgen anzunehmen, welche aus den Principien des berühmten Autors, wie er sie in die angeführte Stelle niedergelegt hat, hergeleitet werden möchten; denn er scheint dadurch den Wink zu geben, daß Religion bloß ein Gegenstand der Geographie sei. Möge Niemand deßhalb, weil ich die obigen Worte angeführt habe, glauben, als wenn ich etwa die monströse Religion der Hindus als etwas Nothwendiges oder Gleichgiltiges betrachtete. Ich wiederhole es, daß ich die götzendienerischen Hindus bemitleide, liebe, werthhalte; aber ich verabscheue ihren Götzendienst. Es ist inzwischen die Wahrheit, daß dieselben Worte, welche Montezuma zu den Spaniern sagte, mir zu hundert Malen von den Hindus, Brahminen und Andern, bei meinen Religionscontroversen mit ihnen wiederholt worden sind. Es war in

---

daß ein Mitglied derselben sich diesem schimpflichen Leben hingibt. Diese Tänzerinnen sind genöthigt, Allen denen zu willfahren, welche ihrer begehren; auch verstehen sie sich gut darauf durch feine Koketterie und Buhlerkünste die in ihr Netz zu locken, welchen sie nachstellen. Oeffentlich jedoch erlauben sie sich niemals eine Unanständigkeit, noch kömmt es Jemand in den Sinn, sich Freiheiten gegen sie heraus zu nehmen.

der Ordnung, daß sie mit den Worten des mexicanischen Kaisers dem Streite ein Ende machten, indem sie mit großem Nachdrucke ausriefen: „Endlich, Ihre Religion ist gut für Ihr Land, und unsere ist gut für Indien!"

Ueberhaupt bemerke ich nach dem, was mir bekannt geworden ist, mit Seufzen, daß die Vermittlung der neuen Reformatoren zur Verbesserung des Looses der Hindus, weit mehr Böses als Gutes hervorgebracht hat. Um diese Behauptung zu beweisen, will ich mich begnügen, die beiden folgenden schlagenden Beispiele anzuführen.

Das erste betrifft das Verbrennen der Wittben auf dem Scheiterhaufen ihres abgeschiedenen Gatten. Es ist ein unleugbares, durch die officiellen Berichte der Ortsobrigkeiten völlig erwiesenes Factum,*) daß es mehr in die Mode gekommen und herrschender geworden ist, seitdem in Europa und in Indien sich darüber das Geschrei erhoben und seitdem die Landesregierung für dienlich erachtet hat, bis zu einem bestimmten Grade Einspruch zu thun, um es so minder häufig zu machen. Ich habe Listen von den Schlachtopfern gesehen, welche sich dem grausamen Aberglauben weiheten; und ich habe bemerkt, daß in den Di-

*) Alljährlich erscheinen nämlich officielle Berichte als Resultat der Untersuchungen, welche die verschiedenen Ausschüsse des Parlaments besorgen; jedoch kommen sie nicht in den Buchhandel. So ist im vorigen Jahre einer erschienen, der sich hauptsächlich auf die Verbrennungen der Wittwen, aber auch auf die Selbstaufoferungen anderer Personen bezieht, nach den officiellen Angaben aus Bengalen, Fort St. George und Bombay. Er ist betitelt: Papers relating to Hindoo Widows. — Copies of all Communications received from India, since the 10 th. July 1821, relative to the Burning of Females on the funeral piles of their Husbands. Ordered by House of Commons to be printed. 19the June 1823. fol. 139 Seiten.

stricten von Calcutta und Benares, wo die schreckliche Gewohnheit am Häufigsten ist, die Anzahl der Schlachtopfer neuerdings weit größer gewesen, als sie es vor etwa zwölf Jahren war, wo die Eingebornen sich selbst überlassen blieben und Niemand sich herausnahm, sich in ihre Sitten zu mischen.

Das zweite Beispiel liegt meinem Berufe näher und ist von mir selbst beobachtet. Es ist ein sicheres Factum, daß die christliche Religion und ihre Bekenner unter den Eingebornen den Heiden verhaßter geworden sind, als jemals, seit die neuen Reformatoren das Land mit ihren Bibeln und Religionstractätchen überschwemmt haben. Früherhin wurden die Christen, wenn sie bekannt waren, allerdings von den Heiden verachtet und gemieden; allein wegen ihrer geringen Anzahl wurden sie kaum bemerkt. Jetzt haben die verschwenderisch nach jeder Richtung vertheilten Religionstractätchen sie zur öffentlichen Kenntniß gebracht und zu einem Gegenstande allgemeiner Schmach gemacht; und ich fürchte, daß dieser Umstand bereits zu einer offenbaren Verfolgung Anlaß gegeben hätte, wenn man sich nicht vor einer Regierung scheuete, von welcher man wohl weiß, daß sie allen Religionsculten gleichen Schutz angedeihen läßt.

Ein Jeder weiß, daß Nichts besser geeignet ist, Entrüstung, Opposition und Widerstand hervorzubringen, als Widerspruch; vorzüglich aber, wenn die Partei, der widersprochen wird, die vesteste und hartnäckigste ist. So ist nun genau die Wirkung davon, daß die neuen Reformatoren die Vorurtheile der Hindus angreifen; und ich habe Grund zu fürchten, daß die Opposition der Letztern sich nach Maßgabe des Widerspruches, dem sie ausgesetzt seyn mögen, vergrößern wird, bis es mit irgend einer Explosion endet, welche ganz Indien zu einem Schauplatze von Verwirrung und Anarchie machen dürfte, wogegen keine Regierung im Stande seyn wird, ein Heilmittel anzuwenden.

Solcher Art, mein werther Herr, ist die Ansicht, welche ich über diesen Gegenstand habe. Ich könnte mich darüber viel weiter verbreiten; da Sie aber bereits meine Schriften über die nämliche Materie gesehen haben und mir bei unserer letzten Zusammenkunft sagten, Sie hofften Gelegenheit zu haben, mein neues Manuscript über die Hindus zu lesen, worin Sie befriedigendere Details finden werden, so will ich diesen bereits zu weitläufigen Brief schließen, dem Sie eine solche Publicität zu geben die volle Freiheit haben, als Sie wünschen. Ich bedaure nur, daß ich nicht mit hinreichenden Talenten versehen bin, dem Gegenstande mehr sein Recht widerfahren zu lassen und mit mehr Geschicklichkeit die Irrthümer über die zu sehr herabgesetzten und verleumdeten Hindus zu berichtigen.

Ich verbleibe, u. s. w.

Von meinem Mata unweit Seringapatam, den 15. December 1820.

Rechtfertigung der indischen Weiber.

An Capitain M. C.

Mein werther Herr.

Wir sind bis auf die neuesten Zeiten fast einstimmig sowohl von alten als neuern Geschichtsschreibern, welche über Indien und seine Einwohner geschrieben haben, angewiesen worden, die Hindus als ein sanftes, mäßiges, industriöses, nachsichtiges, geduldiges und unterwürfiges Volk zu betrachten, das zwar ein völlig eigenthümliches System politischer Verwaltung besitzt, und mit keiner andern Nation der Erde eine Parallele zuläßt, aber dessen ungeachtet eine bedeutende Höhe der Civilisation erreicht hat, die Künste mit einigem Glücke cultivirt, in einigen Zweigen der höch-

sten Wissenschaft, als Astronomie, Philosophie, Ethik u. s. w., ziemliche Fortschritte gemacht, unter sich durch die Kasteneintheilung ein System von Subordination und Ordnung eingeführt hat, welches auf die präciseste Weise einem jeden Individuum seinen Rang und seine Pflichten in dem großen Vereine anweiset, und Niemandem müßig zu bleiben erlaubt und auf die wirksamste Weise für die Bedürfnisse des Ganzen sorgt; als ein Volk von einer Regierungsform, welche auf eine so veste Basis gegründet ist, daß keine menschliche Anstrengung, keine Art von Widerstand oder Unterdrückung sie umzustoßen, oder auch nur zu erschüttern im Stande gewesen ist.

Die Untersuchungen vieler aufgeklärter und scharfsinniger Schriftsteller aus verschiedenen Nationen, welche in neuern Zeiten das Land besuchten und den Charakter, die Sitten und Gewohnheiten dieses Volkes eben sowohl, als das unter ihnen herrschende System der Civilisation aufmerksam studirten, haben im Allgemeinen dazu gedient, die bereits über sie gehegte vortheilhafte Meinung zu bestärken; und ich freue mich, erklären zu können, daß genaue und unparteiische Forschungen über den Gegenstand während eines Zeitraumes von dreißig Jahren, innerhalb welchem ich mit den Eingebornen jeden Ranges und jeder Classe freien und vertraulichen Umgang pflog, denselben Erfolg gehabt und die nämlichen vortheilhaften Eindrücke auf mein Gemüth gemacht haben.

Es war einigen Enthusiasten, welche in den letzten Jahren in dem Lande unter dem Titel von Reformatoren erschienen, vorbehalten, dieses gefällige Gemälde dadurch zu zerstören, daß sie uns darüber die anstößigsten Berichte ertheilten, und die sanften und harmlosen Hindus uns als ein von Bosheit jeder Art völlig beflecktes Volk, als ein Barbarengeschlecht, welches in den tiefsten Abgrund von Unwissenheit und Immoralität hinabgesunken,

als ein Volk darstellten, das weit unter den wildesten Nationen, und durch seine thierischen Gewohnheiten und unnatürlichen Laster dem Thiere näher steht, als dem Menschen.

Wenn Sie die neulich im Vaterlande von dem ehrwürd. — bekannt gemachten Pamphlets und vor Allem sein Schreiben an die Frauen zu Liverpool *) gelesen haben, so werden Sie bemerkt haben, daß alle diese und viele andere nicht weniger entehrende, gehässige und falsche Vorstellungen von diesem Herren völlig entstellt und dreist vorgetragen worden.

Da ich in einem frühern Briefe einen andern Angriff berücksichtigt habe, welchen der Verfasser im Allgemeinen auf die Hindus machte, so will ich mich in diesem begnügen, seine illiberalen Schmähungen gegen die indischen Weiber zu prüfen.

Der ehrwürdige Herr beginnt seine Angriffe gegen das schöne Geschlecht der Hindus durch die Angabe, daß die „Weiber in Indien in einem Zustande von Unwissenheit und Verderbniß wären, welcher in der Geschichte der wildesten und höchst barbarischen Stämme keine Parallele fände;" und einige Zeilen weiter sagt er: „ein Hinduweib ist in der That ein bloßes Thier, das zum Lasttragen oder Schlachten im Hause des Mannes gehalten wird. Das dem elendesten Müßiggange

*) Der Verfasser bestreitet in diesem Briefe besonders Ward's Schreiben an die Ladies von Liverpool, das auch Aug. Herm. Niemeyer in seinen Beobachtungen auf Reisen in und außer Deutschland 2. Bd. S. 457 ff. mitgetheilt hat. Im Folgenden habe ich auch aus der Uebersetzung von Ward's Abschiedsbriefen im Baseler Missionsmagazine öfters Stellen anzudeuten mir erlaubt, welche mit den von Dubois citirten Aussprüchen fast wörtlich zusammenstimmen.

Preis gegebene Leben (der Jugend) bereitet auf ein Leben vor, welches verurtheilt ist, in Aberglauben und Laster verbracht zu werden" u. s. w.

Lassen Sie uns jetzt mit einem weder von Leidenschaft noch von Vorurtheil geblendeten Sinne untersuchen, ob die Hinduweiber diese gehässigen Schmähungen verdienen, welche von dem Verfasser gegen sie ausgestoßen, und ob sie sich auf der niedern Stufe, in der Verderbniß, der Unwissenheit und Leere befinden, welche ihr Loos kaum über das der Thiere erheben würde.

Niemand kann unzufriedener, als ich bin, mit der Härte der Sitten seyn, welche eine solche bestimmte Scheidewand zwischen die beiden Geschlechter gezogen haben und den Weibern in Indien an dem geselligen Umgange den gehörigen Antheil und eine eigne Aufmerksamkeit auf die Ausbildung ihrer intellectuellen Anlagen verweigern; aber es ist ja bekannt genug, daß dieselbe Abgrenzungslinie zwischen den Geschlechtern, dieselbe Härte der Sitten von den frühesten Zeiten bis auf den heutigen Tag bei allen orientalischen Völkern Statt gefunden haben. Das Betragen der letztern in dieser Hinsicht mag in physischen und moralischen Ursachen seinen Grund haben, welche bis jetzt noch nicht erklärt oder uns doch nicht vollkommen bekannt sind und vielleicht auch in der Hinneigung zur Eifersucht und Unbiegsamkeit, welche allen schlaffen Gemüthern gemein ist und in einem besondern Grade allen orientalischen Völkern anklebt.

Der ehrwürdige — versichert, daß diese Ausschließung des Weibes von einem freien geselligen Umgange mit Männern den heidnischen Nationen eigenthümlich sei und bei keinem Volke sich finde, welches durch das Licht der Offenbarung erleuchtet worden. Diese Behauptung ist unrichtig; denn es ist ein bekanntes Factum, daß die nämliche Ausschließung mit fast gleicher Stärke bei allen

christlichen Völkern des Orients herrscht. Sie ist einheimisch bei den Armeniern, den Georgiern, den Abyssiniern, den Kopten in Aegypten und den Griechen: und sie herrschte mit größerer oder minderer Strenge noch vor 50 oder 60 Jahren bei den Spaniern und Portugiesen. Es geschah bloß in jenen ritterlichen Zeiten, welche in den Kreuzzügen ihren Ursprung fanden, und späterhin durch die französischen Troubadours gesteigert wurden, daß man anfing, das weibliche Geschlecht mit dem männlichen in den civilisirtesten Ländern Europas auf gleiche Stufe zu stellen, und daß das System der Höflichkeit eingeführt wurde, dem die feinern Sitten neuerer Zeit so vielen Reiz beigefügt haben; aber alle diese Verbesserungen in dem Loose des weiblichen Geschlechtes in Europa haben Nichts, oder sehr Wenig mit dem Christenthume zu thun.

Zugleich läßt sich auch in Wahrheit sagen, daß das weibliche Geschlecht der Hindus keinesweges in dem niedern Zustande von Verachtung und Herabwürdigung gehalten wird, in welchem der ehrwürdige — es in seinem Briefe wiederholt schildert, sondern daß es im Gegentheile geringere Einschränkung erduldet, mehr wirkliche Freiheit genießt und beneidenswerthere Vorrechte besitzt, als Personen dieses Geschlechts in irgend einem andern asiatischen Lande. In der That gehört den Frauen die völlige Verwaltung ihres Haushaltes, die Sorge für ihre Kinder, die Aufsicht über die Dienstboten, die Austheilung von Almosen und Wohlthaten. In ihre Verwahrung wird gewöhnlich das Geld, die Juwelen und andere Pretiosen gegeben. Ihnen gehört die Sorge für Anschaffung der Nahrungsmittel und die Bestreitung aller Ausgaben. Sie sind es also, welche, fast mit Ausschließung ihrer Männer, mit den wichtigsten Angelegenheiten beauftragt sind, ihren Söhnen Weiber und ihren Töchtern Männer verschaffen, und dabei beweisen sie eine Feinheit, eine Aufmerksamkeit und Vorsicht, welche

gewiß nicht in irgend einem Lande übertroffen werden, während sie in der Verwaltung ihrer häuslichen Angelegenheiten im Allgemeinen eine Scharfsichtigkeit, eine Sparsamkeit und Einsicht verrathen, welche den häuslichsten Frauen in Europa Ehre machen würden.

Ueberhaupt ist die Härte und Rauhheit, mit welcher sie außerhalb des Hauses, öffentlich von ihren Männern behandelt werden, mehr gesellschaftliche Form, und schwindet gänzlich, wenn der Mann und seine Frau allein sind. Dann eignen sich die Hinduweiber alle die Herrschaft an, welche irgendwo in gebildeten Ländern von ihrem Geschlechte über das männliche ausgeübt wird; sie finden Mittel, den Mann sich zu unterwerfen und ihn zu beherrschen, zuweilen mit Despotie. Kurz, obschon sie außer dem Hause und öffentlich den verbietenden und zurückschlagenden, mürrischen Blicken eines harten Mannes ausgesetzt sind, können sie doch nicht anders, denn als vollkommene Herrscherinnen im Hause betrachtet werden.

Der Einfluß der Weiber bei den Hindus auf die Wohlfahrt der Familien ist so gut bekannt, daß das Glück oder Unglück der Hindus fast gänzlich ihrer guten oder schlechten Verwaltung zugerechnet wird. Wenn Jemand sein Fortkommen in der Welt findet, so ist es gewöhnlich zu sagen, daß er das Glück gehabt habe, ein gutes Weib zu erhalten, dem er seine Wohlfahrt verdanke; und wenn Jemand seinem Untergange zueilt, so ist es Sitte zu sagen, daß er ein schlechtes Weib zur Gefährtin habe, dem sein Unglück vorzüglich zugerechnet werden müsse. Kurz, eine wohlgesinnte und einsichtsvolle Frau wird von allen Kasten der Eingebornen als die schätzbarste aller Segnungen angesehen, welche einer Familie zu Theil werden kann, und eine schlechte als der furchtbarste Fluch; so groß ist ihr Einfluß auf das Geschick des indischen Hauswesens.

Das Ansehen verheiratheter Weiber innerhalb ihrer

Häuser zeigt sich hauptsächlich darin, daß sie unter den Personen, welche ihre Familie ausmachen, gute Ordnung und Friede erhalten; und eine große Menge derselben entledigt sich dieser wichtigen Pflicht mit einer Klugheit und Besonnenheit, welche kaum in Europa ihres Gleichen findet. Ich habe Familien gekannt, welche etwa aus 30 und 40 Personen, oder noch mehr, bestanden, und große Söhne und Töchter, alle verheirathet und alle mit Kindern versehen enthielten und mit einander unter der Aufsicht einer alten Matrone, — ihrer Mutter oder Schwiegermutter lebten. Die Letztere wußte durch gute Verwaltung und durch Accommodation nach dem Temperamente ihrer Schwiegertöchter, durch Anwendung von Festigkeit oder Nachsicht, je nachdem es die Umstände erforderten, Friede und Eintracht viele Jahre hindurch unter so vielen Frauen zu erhalten, welche alle widerstreitende Interessen und noch mehr widerstreitendes Temperament besaßen. Ich frage Sie, ob es möglich sei, das nämliche Ziel, bei denselben Umständen, in unsern Ländern zu erreichen, wo es kaum möglich ist, zwei unter Einem Dache lebende Weiber in Friede mit einander zu erhalten.

Es ist wahr, daß derselbe Geist der Eintracht zwischen einer alten Hindumatrone und ihren Töchtern einerseits und ihren Schwiegertöchtern andrerseits nicht in allen Häusern in gleichem Grade herrscht; aber Beispiele von solcher Einheit und Harmonie sind keinesweges ungewöhnlich und sie dauern bis zum Tode ihrer Aeltern, wo gewöhnlich die Brüder die Erbschaft theilen, sich in verschiedene Familien trennen, so daß eine jede für sich selbst sorgt.

Der ehrwürd. — bemerkt, daß ein Hindumädchen, „sobald es geboren ist, von seinen Aeltern und Freunden verachtet wird, welche sich dadurch getäuscht sehen, daß

das Kind kein Knabe ist!" u. s. w. *) Wenn er sich mit der bloßen Anführung begnügt hätte, daß die Geburt eines Knaben im Allgemeinen den Aeltern mehr Freude verursacht, als die eines Mädchens, so würde ich diese Stelle seines Briefes übersehen haben; denn es ist eine allen Nationen eigene Schwachheit, von welcher auch die Hindus nicht frei sind, die Geburt eines Knaben mit größerem Jubel zu begrüßen, als die eines Mädchens, und indische Aeltern sind diesem Gefühle in einem größern Grade ausgesetzt, weil sie von einem Sohne mehr Hilfe erhalten, als von einer Tochter; aber es ist unwahr, daß ein Mädchen, so bald es geboren ist, von seinen Aeltern verachtet und vernachlässigt werde. Die Aeltern, besonders die Mütter, pflegen ihre Kinder, Knaben so wohl als Mädchen, mit gleicher Zärtlichkeit. So wenig sind die Mädchen, während sie unter dem väterlichen Dache leben, verachtet, daß Aeltern und Brüder sich oft harten Entbehrungen unterziehen, um ihren Töchtern oder Schwestern Putz und Juwelen zu verschaffen, damit sie anständig und vortheilhaft im Publicum zu erscheinen im Stande sind, während die Knaben in Lumpen oder halb nackt sind und zu Hause in Vergessenheit leben.

Die Hauptsorge der Aeltern geht dahin, ihren Töchtern eine anständige Versorgung zu verschaffen; über sie behalten die Mütter noch eine Art von unumschränkter Autorität, selbst nach ihrer Verheirathung, die besonders dazu berechnet ist, der despotischen Herrschaft, welche so viele Schwiegermütter über ihre Schwiegertöchter auszuüben nur zu sehr geneigt sind, das Gegengewicht zu halten.

Der ehrwürdige Herr spielt wieder und wiederum in

*) Bas. Miss. Mag. 8. Bd. 3. Heft S. 366.

seinem Blicke auf den Zustand der Verachtung und Herabwürdigung an, in welchem nach seiner Meinung das schöne Geschlecht unter den Hindus in Indien sich befindet.

Ich habe bereits bemerkt, daß diese scheinbare Verachtung Nichts als eine bloße Form und lediglich Ceremonie ist; und ich will jetzt hinzufügen, daß in keinem Lande die Frauen im Publicum mehr wirkliche Achtung genießen, als in Indien.

In der That ist bei den Hindus die Person eines Weibes heilig. Sie darf öffentlich von keinem Manne, selbst nicht mit der Fingerspitze berührt werden. Wie niedrig auch ihr Loos seyn mag, sie wird von Niemandem, auch nicht einmal von Personen des höchsten Ranges, anders als mit dem achtungsvollen Namen Mutter (amma) angeredet. Eine Wohnung, worin bloß Frauen sich befinden, selbst die Hütte der hilflosesten Wittwe, ist ein unverletzliches Asyl, in welches der entschlossenste Wüstling niemals einzudringen wagt; oder sollte er es thun, so wird seine Verwegenheit nicht unbestraft gelassen. Ein Weib kann auf den besuchtesten Plätzen sich einfinden, ohne der geringsten Beleidigung ausgesetzt zu seyn. Ein Mann, der bloß stehen bliebe, um ein vorbeigehendes Frauenzimmer zu begaffen, wie unsere Müßiggänger in Europa zu thun pflegen, würde von Allen als ein unverschämter und ungebildeter Mensch betrachtet werden. Sogar ein bloßer Blick, der eine Frau beleidigen soll, wird übel aufgenommen und gerächt. Kurz die geringste Beleidigung durch Worte oder auf andere Weise, das geringste Zeichen von Unhöflichkeit, welches öffentlich eine Frau trifft, wird augenblicklich von ihrem Gatten, ihren Söhnen oder ihren Brüdern geahndet und gerächt, welche sich eher allen Gefahren aussetzen, als eine ihren Frauen, ihren Müttern

oder

oder Schwestern zugefügte Beleidigung übersehen oder sie öffentlich mit Unehrerbietigkeit behandeln lassen.

„Welche Mütter! ruft der ehrwürd. — aus, ohne Kenntniß des Alphabets und unbekannt mit allen Beschäftigungen des weiblichen Geschlechts in einem civilisirten Lande."

Sie werden, das seyn Sie gewiß versichert, keine Walzer tanzen oder sich auf andere Weise den Armen eines andern Mannes überlassen. Sie beachten zu sehr das, was sie ihrem Gatten und der Sittsamkeit ihres Geschlechts schuldig sind, um sich solche grobe Verletzungen des Anstandes zu erlauben; aber was ich bereits angegeben habe und noch im Begriffe bin anzugeben, wird zeigen, daß sie „ohne Kenntniß des Alphabets" gehorsame Töchter, treue Weiber, züchtige Mütter und einsichtsvolle Hausfrauen sind; und sie sind in der That nicht, wie der ehrwürdige Herr schamlos behauptet, „bloße Thiere, welche zum Schlachten oder Lasttragen im Hause ihrer Männer gehalten werden."

Gewiß gibt es vielleicht keine Art anständiger Beschäftigung in einem civilisirten Lande, worin die indischen Weiber nicht das Ihrige thäten. Außer der Besorgung des Hauswesens und der Sorge für die Familie, welche, wie schon bemerkt, unter ihrer Controle stehen, helfen und unterstützen die Weiber und Töchter von Landleuten ihre Männer und Väter bei den Arbeiten des Ackerbaues. Die von Handwerkern stehen ihnen bei in Besorgung ihres Gewerbes. Kaufleute finden Hilfe und Unterstützung an ihnen in ihren Kramläden. Viele Frauen sind Krämerinnen auf ihre eigene Rechnung und ohne Kenntniß des Alphabets oder des Decimalsystems halten sie ihre Rechnungen auf andere Weise in vortrefflicher Ordnung, und werden in ihren Handelsgeschäften für feiner gehalten, als die Männer selbst. Mehrere gänzlich von Frauen, ohne die Hilfe von

Männern, besorgte Läden kann man in größern Städten auf jedem Basar sehen. Ich habe öfters Krämerinnen gesehen, welche mit verschränkten Beinen in ihren Buden saßen und ihre Kunden mit der größten Ruhe und Gemächlichkeit bedienten. Eine größere Anzahl sieht man mit Fischen, Betel, Blumen, Vegetabilien, Früchten, und verschiedenen Artikeln der Subsistenz und Nahrungsmitteln handeln. Die armen Classen, welche unglücklicherweise den größten Theil der Bevölkerung bilden, vermiethen sich als Dienerinnen oder Taglöhnerinnen, oder erwerben sich auf andere Weise einen kärglichen Unterhalt durch Verkaufen von Gras, Feuerung, Stroh u. s. w. Kurz, es gibt keine Art von Arbeit, keine Art des Gewerbes in einer civilisirten menschlichen Gesellschaft, mit welcher sich nicht die indischen Weiber thätig beschäftigten und worin sie nicht eine ansehnliche Stelle einnähmen. Ich bin mit industriösen Wittwen bekannt, welche mit einem geringen Capitale von 40 oder 50 Rupien ein kleines Gewerbe unternahmen und es durch ihre Oekonomie, ihre Arbeiten, ihre Industrie in den verflossenen zehn Jahren zu fünf oder sechs Hunderten vergrößerten.

Solcher Art sind also die Individuen, welche der ehrwürdige — als „ihr Leben in Leere und Müßiggang hinbringend und als bloße Thiere darzustellen beliebt, welche zum Schlachten oder Lasttragen in dem Hause ihrer Männer gehalten werden."

Ich fühle mich glücklich, daß mich eine lange Erfahrung hierüber eine völlig von dieser verschiedene Betrachtungsweise und das schöne Geschlecht der Hindus in einem weit günstigern Lichte zu sehen gelehrt hat. Zugleich, glaube ich, kann man ohne Anstoß sagen, daß die Europäer nicht im Stande sind, ein gesundes Urtheil darüber zu fällen, weil es so schwer, um nicht zu sagen unmöglich ist, einen freien und vertraulichen Umgang mit dem achtungswerthen Theile der indischen Frauen zu unterhalten. Alle

ihre Kenntniß über diesen Punct ist von ihren strafbaren Verbindungen mit Concubinen, gewöhnlich aus den niedrigsten Stämmen, oder mit andern Weibern von der liederlichsten Art entnommen. Daher entspringen die falschen Begriffe der Europäer. Meine hierüber erlangte Kenntniß ist nicht vom Hörensagen, sondern aus persönlicher Beobachtung hervorgegangen. Mein Beruf verschaffte mir wiederholt Gelegenheit, mit dem Charakter der indischen Frauen bekannt zu werden, und da ich mit ihnen auf dem Fuße väterlicher Vertraulichkeit lebte, so habe ich zahllose Veranlassung gehabt, mich mit ihnen ohne Rückhalt zu unterhalten. Ihre Conversation über Gegenstände, welche mit ihrer innern Oekonomie und ihren häuslichen Angelegenheiten zusammenhingen, waren gewiß nicht ohne Interesse, und über andere Dinge, innerhalb ihrer Sphäre, habe ich sie gemeiniglich offen, munter und lebhaft redend gefunden.

Ich wähne keinesweges, daß sie von den Fehlern ihres Geschlechts frei sind. Sie lieben, wie die Weiber aller Länder, außerordentlich Juwelen und Schmuck, sind lüstern, hartnäckig, reizbar, rachsüchtig, eigensinnig, flatterhaft, ungemein geschwätzig, verleumderisch und in sehr vielen Fällen zanksüchtig.

In einem andern seiner Producte hat der ehrwürd. — in einer überhin fahrenden Phrase das schöne Geschlecht der Hindus ohne Unterschied mit der Beschuldigung von Unzucht gebrandmarkt, indem er einraunt, daß „ein keusches Weib unter den Hindus fast unbekannt sei.“ Ich kann zuversichtlich behaupten, daß diese schändliche Beschuldigung ungegründet ist. Da ich wußte, daß der nämliche ungerechte Verdacht gegen die Tugend der indischen Schönen von vielen vorurtheilsvollen und falsch belehrten Europäern gehegt wird, so habe ich sorgfältige Untersuchungen angestellt, um zu erfahren, wie weit eine solche beleidigende Verleumdung auf Facta gegründet sei, und da mein Beruf

mich in den Stand setzte, mit Personen jeden Geschlechts auf einem gewissen Fuße von Familiarität zu leben und mit ihnen vertrauten Umgang zu pflegen, so denke ich, daß meine Nachrichten zuverlässig sind. Ich habe überhaupt bemerkt, daß in guten Kasten die indischen Frauenzimmer im Allgemeinen, und die verheiratheten insbesondere würdig sind, als Muster der Keuschheit und ehelichen Treue ihrem Geschlechte in aufgeklärteren Ländern vorgehalten zu werden. Ich meine nicht, daß unter ihnen keine Beispiele von Vernachlässigung dieser Tugenden vorkämen, sondern ich glaube, daß sie noch weit seltener bei ihnen angetroffen werden, als bei Personen ihres Geschlechts in Ländern, welche eine weit höhere Stufe der Civilisation erreicht zu haben sich rühmen.

Dieß ist das Resultat meiner eigenen Beobachtungen; und ich bin überzeugt, daß jeder Unbefangene, der mit der nämlichen Unparteilichkeit und Uneigennützigkeit, wie ich, darauf merken will, der Tugend des schönen Geschlechtes unter den Hindus dasselbe Lob ertheilen wird.

Der ehrwürdige — findet es ferner an dem weiblichen Geschlechte der Hindus fehlerhaft, daß sie nicht mit der Näherei bekannt sind: „sie sind nicht fähig, sagt er, die Kleider ihrer Familie zu machen, auszubessern oder zu waschen.“ Er hätte noch hinzusetzen können: „und ihre Schuhe zu machen oder auszubessern.“

Weiß der ehrwürdige Herr nicht, daß es in Indien allenthalben, eben sowohl als in Europa, Schneider, Wäscher und Schuhmacher gibt; daß diese Professionen eben sowohl als jede andere von Kasten getrieben werden, denen sie ausschließlich angehören, und daß die Individuen, welche diese Kasten bilden, männlichen und weiblichen Geschlechtes, für geringen Lohn gezwungen sind, die Pflichten ihres Gewerbes zu erfüllen, sobald sie dazu von den andern Kasten aufgefordert werden? Weiß er nicht, daß die Kleider der

Weiber und die der Mehrzahl unter den Männern aus einem einfachen Stücke ohne Naht bestehen, und daß Näher und Schneider ihnen unstreitig unbekannte und nutzlose Dinge waren, bis etwa in den letzten Jahren, wo die muhamedanische Kleidung zum Theil von einer kleinen Anzahl unter den bei der Regierung Angestellten angenommen ward.

Aber statt des Nähens, welches für sie keinen Nutzen haben kann, sind die indischen Weiber fast alle mit der Kunst, die Baumwolle zu spinnen, wohlbekannt und eine unzählige Menge gewinnt auf diese Weise ihren Unterhalt. Es gibt nur wenige Häuser, in welchen sich keine Spinnräder fänden und nach Beendigung der andern häuslichen Geschäfte setzen sich die Frauen, statt ihre Muße, wie der ehrwürdige — sagt, „in Leere und Müßiggang" hinzubringen, oder ihre Zeit an einem Spieltische zu vergeuden, wie die meisten europäischen Damen thun, mit verschränkten Beinen auf eine Matte, und spinnen Baumwolle auf den Kauf oder zur Verfertigung der groben Kleider, mit welchen sie sich bekleiden, indem sie diese einfache und nützliche Beschäftigung mit einem anständigen Liede begleiten, oder mit ihren Kindern spielen und plaudern. Seitdem der Strumpfhandel ein Gewerbe geworden, haben sie sich mit der Sitte Strümpfe zu stricken bekannt gemacht, und man findet gegenwärtig sehr viele, welche sich auf diesem Wege den Unterhalt verdienen.

Der ehrwürd. — sagt in besonders schlechter Laune, daß die Hinduweiber gezwungen wären, verschleiert zu gehen, wenn sie das Haus verlassen, und daß sie sich nie in öffentliche Gesellschaft mischten.

Diese Angaben sind völlig unrichtig. Die indischen Weiber sind niemals verschleiert: sie sind und werden immer sowohl zu Hause als auf der Straße mit unbedecktem Kopfe, wenigstens mit unverschleiertem Gesichte gesehen. In einigen Provinzen erscheinen

sie öffentlich so, daß ihr Körper vom Kopfe bis zur Mitte unsittsam bloßgestellt ist; und überall tragen besonders die Brahminenfrauen nicht allein den ganzen Kopf, sondern auch die hintere Seite ihrer Schenkel bis an die Kniee und zuweilen noch höher bloß, auf eine Weise, welche in den Augen eines Europäers sehr indecent erscheint.

Es ist ferner unwahr, daß die Weiber in Indien von allen öffentlichen Gesellschaften ausgeschlossen wären. Dieß ist so wenig der Fall, daß es ja wohl bekannt ist, wie sie gerade der leitende Theil sind, und bei den meisten feierlichen Familiengebräuchen, z. B. bei denen der Verheirathung, dem Empfangen des Strickes u. s. w. das Wichtigste besorgen, während die Männer bei diesen großen Gesellschaften gleichsam ruhige Zuschauer bleiben *) Es ist auch bekannt genug, daß die Frauen es sind, welche bei allen den zahlreichen von den Hindus in ihren Häusern im Laufe des Jahres gefeierten Religionsfesten, z. B. dem Ugohdy, dem Pongol, Mahunavamy **) u. s. w. die Leitung übernehmen.

---

*) Man sieht dieß deutlich aus der von Dubois in seiner Description of the character, manners and customs of the people of India p. 92 ff. aus dem Rituale der Purohitabrahminen gelieferten Beschreibung dieser Sitte.

**) Unter den hier erwähnten Festen nimmt das unter dem Namen Pongol bekannte, wenigstens in den meisten Gegenden Indiens, eine der ersten Stellen ein; es wird am Ende Decembers gefeiert und dauert 3 Tage, welche die Hindus zu gegenseitigen Besuchen verwenden. Es sind dieses Tage der Freude, weil der Monat Magha (unser December), in welchem jeder Tag ungünstig ist, zu Ende geht und einem andern Platz macht, dessen Tage sämmtlich für glückbringend gelten. Der erste Tag heißt Pongol der Freude und wird in fröhlicher Unterhaltung hingebracht. Der zweite wird Pongol der Sonne genannt; an demselben pflegen

Auf der andern Seite wird der ehrwürdige Herr, wenn er irgend einer von den feierlichen Processionen der Hindus auf den Straßen beigewohnt hat, bemerkt haben, daß die Weiber in mehrern Fällen die Mehrzahl der sie vollziehenden Menge ausmachen. Wenn er dem Cultus geweihte Orte, während die Mysterien der Landesreligion gefeiert wurden, zu sehen Gelegenheit gehabt hat, so wird er bemerkt haben, daß dabei eine Anzahl von Weibern zugegen war, welche der der Männer fast gleichkam. Wenn er auf den Marktstraßen gegenwärtig war, während eine Posse oder ein anderes öffentliches Schauspiel von Quacksalbern, Gauklern und andern Marktschreiern gegeben wurde, so wird er gesehen haben, daß öfters die Weiber die größere Anzahl der Zuschauer ausmachten. Mit einem Worte, bei ein Wenig größerer Aufmerksamkeit auf den Gegenstand, und bei Etwas weniger Vorurtheil würde er bemerkt haben, daß die

die verheiratheten Weiber, nachdem sie sich, ohne ihre Kleider abzulegen, gebadet haben, Reis mit Milch unter freiem Himmel in unbedeckten Gefäßen zu kochen. Sobald er zu sieden anfängt, erheben sie ein lautes Geschrei und rufen alle mit einem Male wiederholt die Worte: Pongol, o Pongol! Das Kochgeschirr wird dann vom Feuer abgenommen, und vor das Bild des Vighneswara, (des Gottes der Hindernisse,) welches nahe dabei stehen muß, hingesetzt. Der eine Theil des Reises nämlich wird dieser Gottheit dargebracht, und nach einiger Zeit einer Kuh gegeben; der andere Theil dagegen wird unter das Volk vertheilt. Bei den vielen Besuchen, welche man einander an diesem Tage abstattet, ist die gewöhnliche Formel der Begrüßung: Hat die Milch gekocht? und die Antwort: sie hat gekocht. Von dieser Sitte hat das ganze Fest den Namen erhalten. Der dritte Tag wird nicht minder festlich begangen, und heißt Pongol der Kühe, weil die an ihm zu begehenden Gebräuche und Feierlichkeiten auf diese heiligen Thiere sich hauptsächlich beziehen.

indischen Weiber allenthalben angetroffen werden, und an den meisten öffentlichen Versammlungen, sowohl religiösen als weltlichen, vollen Antheil haben, und würde sich bedacht haben, ehe er die schmähenden Worte geäußert, daß sie in der That bloße Thiere seien, „welche in den Häusern ihrer Männer zum Schlachten oder zum Lasttragen gehalten werden.“

Der ehrwürdige — kommt wiederum auf das abgenutzte Thema vom Verbrennen der indischen Wittben auf den Scheiterhaufen ihrer abgeschiedenen Männer *) und bringt das traurige Factum bei, daß im Laufe des Jahres 1817 in der Präsidentschaft Bengalen sich 706 Schlachtopfer diesem barbarischen Aberglauben geweiht haben. Es ist eine bekannte Erscheinung, wie ich in einem frühern Briefe bemerkt habe, daß sich diese schändlichen Aufopferungen in den letzten Jahren vermehrt haben; aber der ehrwürdige Herr ist vielleicht nicht darüber belehrt, daß viele Männer von gutem Verstande, welche über die Ursache dieses sich vergrößernden Uebels Forschungen angestellt haben, der Meinung gewesen sind, daß die Verstärkung desselben zum großen Theile seinem unmäßigen Eifer und dem Eifer von vielen seiner Genossen in dem Reformationswerke zuzuschreiben sei. Er hat vielleicht nicht darauf geachtet, daß zu Folge ihrer plötzlichen Angriffe auf die sehr tief eingewurzelten Vorurtheile des Volkes der Eifer der Hindus einen entschlossenen Geist der Opposition und des Widerstandes hervorgerufen hat, wenn sie ihre heiligsten Gebräuche und Gewohnheiten mündlich und schriftlich in unzähligen Religionstractätchen, welche mit Verschwendung in jeder Richtung über das ganze Land verbreitet werden, öffentlich verachtet, verlacht und ins Lächerliche gezogen sahen.

Diese schrecklichen Selbstmorde, welche Suttis hei-

---

*) Bas. Miss. Magaz. 8ter Band 3tes Heft S. 370 ff.

ßen, sind unglücklicherweise von den frühesten Zeiten bis heutigen Tages in dem Lande gewöhnlich gewesen, besonders im nördlichen Theile Indiens, und sie mit einem Male durch Gewalt zu hemmen scheint eine mit gar zu großer Gefahr verbundene Maßregel zu seyn. In der moralischen sowohl als in der physischen Welt sind wir öfter in die schlimme Nothwendigkeit versetzt, große Uebel zu dulden, um uns nicht noch größern auszusetzen.

Diese verwünschenswerthen Aufopferungen kommen im Süden der Halbinsel nur selten vor. Ich glaube, daß die Bevölkerung des Landes auf dieser Seite des Krischna nicht viel unter 30 Millionen ist, und ich bin überzeugt, daß sich die Zahl der Suttis jährlich nicht auf dreißig beläuft. Aber dreißig Suttis in Einem Jahre sind für eine Bevölkerung von 30 Millionen gewiß bei Weitem zu viel; und Niemand beweint bitterlicher, als ich, diese schrecklichen Excesse des Aberglaubens und des Fanatismus.

Aber am Ende beschränkt sich denn der Selbstmord auf die Wittwen der Hindus; und sind unsere Länder frei von solchen verabscheuungswürdigen Excessen? Dieß ist so wenig der Fall, daß ich überzeugt bin, es kommen in Frankreich und England in einem Monate durch Selbstmord und Duell mehr um, als innerhalb eines ganzen Jahres in Indien durch Suttis. Der einzige Unterschied, welchen ich zwischen dem einen und dem andern bemerken kann, besteht darin, daß die getäuschte Hinduwittwe den Selbstmord aus falschen Religionsgrundsätzen begeht, und weil sie ihn als eine unerläßliche Pflicht ehelicher Ergebenheit betrachtet, während der europäische Selbstmörder seiner Existenz ein Ende macht Trotz aller Religionsverbote und in offenbarer Verletzung seiner heiligsten Pflichten gegen Gott und gegen die Menschen.

Soll demnach nur die Hinduwittwe unser ganzes Mitleiden auf sich ziehen und sollen wir nicht eine Thräne oder einen

Seufzer für unsere noch schuldigern und unglücklichern Landsleute übrigbehalten?

Sind Selbstmord und Duell in Europa weniger schändlich als die Suttis in Indien? Warum wird denn die betrogene Hinduwittwe mit so vieler Härte angeklagt, während die Gesetze gegen Duellanten schlafen und die Gerichtshöfe gemeiniglich genöthigt sind, mit diesen absichtlichen und boshaften Mördern Nachsicht zu haben?

Der ehrwürd. — führt, um das weibliche Geschlecht der Hindus mehr und mehr als verworfen und verächtlich darzustellen, zwei oder drei auffallende Erzählungen an, welche, wenn nicht ganz falsch, doch wenigstens in einem solchen Grade entstellt und übertrieben sind, daß sie seinen Berichten allen Glauben nehmen. Er sagt zum Beispiel, daß „Aeltern in einzelnen Fällen 50 oder 60 Töchter an Einen Brahminen verheirathen." *) Ich frage, ob ein einziger Fall solcher Schändlichkeiten von den 30 Millionen Einwohnern angeführt werden kann, welche auf dieser Seite der Halbinsel die Bevölkerung ausmachen? Und ich bin überzeugt, wenn solche Beispiele in Bengalen vorkommen, so sind sie selten, und die wenigen Brahminen, welche sich eine solche offenbare Uebertretung der Sitten ihrer Kaste zu Schulden kommen lassen mögen, werden von den Mitgliedern ihres Stammes, welche Ehrgefühl besitzen, verachtet und gemieden; denn Polygamie ist durch die indischen Sitten in allen Kasten, und ganz besonders in der Kaste der Brahminen gemißbilligt, bei denen die Ehe im Allgemeinen sich auf Ein Paar beschränkt.

„Jede Mutter, ruft der ehrwürdige Herr aus, aus dem Stamme der Rajahputs tödtet ihr Kind weiblichen Geschlechts, sobald es geboren ist." **)

---

*) Baseler Miss. Mag. 8ter Band 3tes Heft S. 368.

**) Vergl. Miss. Mag. a. a. O. S. 366.

Diese verhaßte Stelle ist eine der auffallendsten Verleumdungen in des Verfassers Briefe. Es gibt eine ziemliche Anzahl verheiratheter Rajahputs in jedem Bataillon der einheimischen Truppen. Ich berufe mich auf alle britischen Officiere jedes Bataillons, das unter den drei Präsidentschaften dient, und fordre sie dreist auf, ein einziges Beispiel von dieser schrecklichen Handlungsweise anzuführen.

Es gibt in jeder Provinz der Halbinsel eine Anzahl von Familien der Rajahputs. Ich bin mit vielen Individuen dieses hochmüthigen Stammes bekannt gewesen und ich bin völlig sicher, daß es nicht Einen gibt, der nicht bei einem solchen abscheulichen Vorwurfe schaudern würde. ꝛc.

Ich habe allerdings erfahren, daß diese schändliche Gewohnheit ehemals bis zu einem gewissen Grade in einigen nördlichen Distrikten Indiens bei zwei oder drei Unterabtheilungen der Rajahputs geherrscht habe; denn dieser Stamm zerfällt, wie jeder andere, wieder in kleinere Abtheilungen und hat deren wenigstens zwanzig. Allein der ehrwürd. — muß doch wissen, daß durch das milde, humane und gefällige Verfahren des vormaligen Gouverneurs Duncan, diesem abscheulichen Morden ein Ziel gesetzt wurde; — ein Umstand, der einen unauslöschlichen Glanz über das Gedächtniß dieses ausgezeichneten Mannes ausgießt.

Ueber diesen Gegenstand fügt der ehrwürdige — noch die folgende schreckliche Geschichte hinzu: „Während mir in Bengalen der Fall erzählt wurde, daß ein Rajahput seine Tochter bei Seite genommen und sie mit einer Axt in Stücke gehauen habe.“ *)

Ich bin vest überzeugt, daß derjenige, welcher den ehrwürdigen — davon benachrichtigte, seiner Leichtgläubigkeit eine handgreifliche Lüge aufbürdete, oder daß das Factum, wenn es authentisch ist, aus ganz andern Ursachen ent-

*) Vergl. Bas. Miss. Mag. a. a. O. S. 366—367.

sprungen ist, als die sind, welche der Verfasser angibt. Unter den Privat-Verordnungen, welche dem Stamme der Rajahputs eigen sind, ist eine der merkwürdigsten diejenige, der zu Folge Ehebruch mit dem Tode bestraft wird, wie dieß auch nach dem mosaischen Gesetze der Fall war; und ich zweifle nicht, im Falle die von dem ehrwürdigen — erzählte Geschichte authentisch ist, daß der Mord dieser Frauensperson durch ihren eignen Vater daher kam, daß sie sich und ihre Familie entehrt hatte, indem sie sich fremder Liebe hingegeben.

Es scheint, daß der ehrwürdige — seine Kenntniß der Hindus hauptsächlich aus Erzählungen Anderer gewonnen hat, und dieser Quelle besonders bin ich geneigt die vielen Ungenauigkeiten, Uebertreibungen und Entstellungen, welche sich in seinen Schriften finden, beizulegen. Der Schriftsteller hätte darauf achten sollen, daß die Hindus, ehe sie ihre Nachrichten über irgend Etwas ertheilen, gewöhnlich erst den Charakter und die Gesinnung, die Eigenschaften und Absichten derer ausforschen, die sich ihrer Unterweisung bedienen, und darnach ihren Bericht gestalten. Die von dem ehrwürdigen Herrn Befragten sahen, daß er geneigt sei, die Hindus auf alle Weise anzuschwärzen und herabzuwürdigen, und bedienten ihn nach seinem Geschmacke.

Ich habe niemals bei meinen Forschungen und Untersuchungen über die Hindus Andere befragt, da meine schmale Einnahme mir nicht erlaubte, Personen dieser Art in meinem Dienste zu haben. Was ich über diesen Gegenstand geschrieben habe, ist das Resultat meiner eignen Beobachtungen, die ich in einem freien Umgange mit dem Volke von allen Kasten und Religionen, während einer Periode von dreißig fast ganz unter den Eingebornen verlebten Jahren mir erworben habe; über den hier betreffenden Artikel kann ich Ihnen gewiß versichern, daß die indischen Aeltern

von allen Kasten, ganz besonders aber die Mütter, wenn sie in Zärtlichkeit gegen ihre Nachkommenschaft, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechtes, von irgend einem Volke auf der Erde erreicht, doch gewiß darin von keinem übertroffen werden; ja man kann sagen, daß ihre Zärtlichkeit gegen die Kinder vielmehr übertrieben ist, und daß ihre übertriebene Liebe den Grund enthält, wenn diese, sie mögen gehören zu welchem Geschlechte sie wollen, verdorben und lasterhaft werden.

Ich habe die Prüfung der verwegensten Stelle in des Verfassers Zuschrift bis ans Ende dieses Briefes aufgespart; es ist nämlich die, wo er emphatisch ausruft: „Wie muß der weibliche Geist beschaffen seyn, wenn **Millionen** sich finden, welche die Kinder ihrer Gelübde in die See werfen?“ u. s. w. *)

Ich gestehe, daß ich mich beim Durchlesen dieser **erschrecklichen** Stelle des Schauders nicht enthalten konnte und ich bin erstaunt, daß die öffentlichen Behörden im Vaterlande von einer **solchen Verleumdung** keine Notiz genommen haben, deren Tendenz ist, einen unauslöschlichen Schandfleck auf die Landesregierung zu werfen. Guter Gott! „Millionen von Weibern werfen die Kinder ihrer Gelübde in die See;“ und thun dieß am hellen, lichten Tage, unter den Augen einer Regierung, welche auf der ganzen Erde wegen ihres Geistes der Humanität, der Gerechtigkeit und

*) In Bezug auf diese „**Millionen**“ trat der sonderbare Fall ein, daß Ward durch diesen Tadel Dubois's sich bewogen fand, in dem Asiatick Journal die Erklärung zu thun: „durch ein Versehen des Setzers sei das Wort millions (Millionen) für mothers (Mütter) gesetzt worden.“ Nicht ohne Grund meinten hiebei die englischen Kritiker, es wäre leicht möglich, daß **Ward** noch andere Uebertreibungen solcher Art seinem Setzer aufzuhalsen Lust hätte, wenn es sich so leicht wie hier mit millions und mothers möglich machen ließe.

des Wohlwollens berühmt ist! Aus welchen erotischen Stoffen muß der Geist dieses Engländers bestehen, da er Unwahrheiten vorzubringen sich unterfängt, welche Nichts weniger bezwecken, als auf seine Nation und seine Landsleute ewige Schande zu werfen! Denn wenn es wahr wäre, daß „Millionen von Müttern sich fänden, welche die Kinder ihrer Gelübde in die See würfen," und die Regierung bliebe eine müßige und gleichgiltige Zuschauerin so vieler erschrecklicher Mordthaten, so würde eine solche Regierung verdienen, daß sie für den Auswurf von ganz Europa und der ganzen civilisirten Welt gehalten und ihr mit ewiger Schande gebrandmarktes Andenken den fernsten Nachkommen überliefert werde.

Ich will hier bemerken, daß in dem ganzen Lande ein auf astrologische Vorstellungen sich gründender Aberglaube herrscht, zu Folge deren solche Kinder, die unter gewissen Sternen, angeblich von einem besonders verderblichen Einflusse, geboren sind, in sehr wenigen Fällen heimlich getödtet oder in den Fluß geworfen werden; aber solche schreckliche Beispiele sind zum Glücke selten; die unter solchen schlimmen Vorbedeutungen gebornen Kinder werden gemeiniglich auf die großen Landstraßen ausgesetzt, und wenn man sie findet, nimmt sich eine mitleidige Person ihrer an, erzieht und pflegt sie mit fast derselben Sorgfalt, als ihre eigenen Nachkommen.

Der ehrwürdige — sollte das Factum so dargestellt haben, wie es ist, und er sollte demnach der Wahrheit zu Liebe hinzugesetzt haben, daß die bengalische Regierung, ich glaube unter der Präsidentschaft des Marquis Wellesley, sobald sie von der Existenz dieser schrecklichen Gewohnheit gehört hatte, sofort ihre Maßregeln nahm, denen zu Folge bekannt gemacht wurde, daß Personen, welche dieses abscheuliche Verbrechen begingen und entdeckt würden, als eines absichtlichen Mordes schuldig vor Gericht gezogen und nach der Strenge der Gesetze verurtheilt werden sollten.

Aber der ehrwürdige Herr hat sehr unredlich und sehr unmännlich alle diese Umstände vernachlässigt, weil er sich entschlossen hatte, diese armen Hindus mit den schwärzesten und gehässigsten Farben zu schildern.

Der Verfasser schließt seine Zuschrift an die Damen von Liverpool mit einer Don Quixotischen Appellation an ihr Gefühl und Mitleiden, um Hilfe und Beistand für die Errichtung von Schulen zur Erleuchtung des weiblichen Geschlechts in Indien von ihnen zu erhalten.

Die Damen von Liverpool, glaube ich, versehen sich dessen nicht, daß ein solches Project bloße Faselei und völlig unausführbar ist, da die meisten tief eingewurzelten Vorurtheile in dem Lande seiner Ausführung durchaus feindlich entgegenstehen.

Die Damen von Liverpool versehen sich dessen nicht, daß selbst dann, wenn die Vorurtheile des Volkes nicht ein fast unübersteigliches Hinderniß der Einrichtung von Schulen für das weibliche Geschlecht in Indien in den Weg legen sollten, die Armuth des letztern und seine zahlreichen Abhaltungen ihm nicht gestatten, diese Schulen zu besuchen.

Die Damen von Liverpool versehen sich dessen nicht, daß wenigstens fünf Sechstheile des weiblichen Geschlechts unter den Hindus in so zerrütteten Umständen leben, daß sie vom achten oder zehnten Jahre ihres Alters an bis zum Ende ihres Lebens gezwungen sind, ohne Unterlaß vom Morgen bis zum Abend zu arbeiten und daß sie ihrer unablässigen Arbeiten ungeachtet kaum so viel zu ersparen im Stande sind, daß sie sich ein grobes Kleid, etwa 5 oder 6 Schillinge an Werth, anschaffen können, um ihre Blöße damit zu bedecken.

Wenn ich die Menschenliebe und das Mitleiden der Damen von Liverpool, oder irgend einer andern Stadt im vereinigten Königreiche, in Anspruch zu nehmen hätte, so würde ich ihnen rathen, um sich her zu sehen, und auf

die traurigen Scenen des Elendes hinzublicken, welche höchst unglücklicher Weise in einem Besorgniß erregenden Umfange unter den niedern Classen ihrer eigenen Landsleute herrschen, und ihnen als eine dringende Pflicht die Verbindlichkeit vorstellen, ihre ganzen Ersparnisse zur Unterstützung ihrer Nachbarn anzuwenden und durch alle in ihrer Gewalt stehenden Mittel das Unglück der elenden Menschen zu erleichtern, welche rund um sie her leben. Dabei würde ich bloß die Vorschriften der heiligen Religion einschärfen, welche ausdrücklich befiehlt, daß der Reiche sein Vermögen mit dem Armen theilen, und wer Ueberfluß hat, den Dürftigen beistehen soll. Oder wenn diese Damen geneigt wären, ihrer Liebe und ihrem Wohlwollen einen ausgebreitetern Spielraum zu geben und die Elenden unter den Hindus an ihrer Freigebigkeit Theil nehmen zu lassen, so würde ich ihnen rathen, daß sie die dazu bestimmten Summen den Händen eines Freundes in Indien anvertrauten und ihm empfohlen, unter den zahllosen Nackten, Ausgehungerten und Darbenden von beiden Geschlechtern, welche sich an jedem Orte in dem Lande finden, eine förmliche Auswahl zu treffen und die Summen unter die zu vertheilen, welche des Mitleidens am Würdigsten sind.

Aber ich würde mich gewiß nie an eine Dame, oder an irgend eine andere Person wenden, um diese oder jene zur Verschleuderung des Geldes zu veranlassen, so daß sie es auf das nach meiner unmaßgeblichen Meinung absurde Project, Schulen zur Aufklärung der Hinduweiber einzurichten, oder auf Verbreitung von Bibeln und Tractaten verwendete, welche von Niemand gelesen werden und für Alle über ihre Fassungskraft hinausliegen.

Ich verbleibe u. s. w.

Am 1sten October 1821.

An

An J. S. Esq.

Mein werther Herr.

In meinem letzten Briefe machte ich Ihnen bekannt, daß ich die ersten Augenblicke von Muße, die ich erhalten könnte, benutzen wollte, um Ihnen meine Ansicht über die gedruckte Canadaübersetzung von den vier ersten Capiteln der Genesis mitzutheilen, welche Sie meiner Kritik zu unterwerfen mir die Ehre gaben. Ich habe gedacht, daß die beßte Art, mich dieser Aufgabe zu entledigen, die wäre, Ihnen eine wörtliche Uebertragung der Canadaversion ins Englische zu senden, damit Sie selber im Stande sind, über die Vorzüge derselben zu urtheilen. Sie werden aus dem beifolgenden übersetzten Capitel sehen, daß kaum ein einziges Vers in dieser Version sich findet, von dem man sagen könnte, daß er genau übersetzt sei, und daß in vielen Stellen der Sinn des Textes verdreht oder wesentlich verändert ist.

Sollten Sie gegen die Lauterkeit meiner Uebertragung irgend einen Argwohn hegen, so haben Sie ja, glaube ich, in ihrem Büreau Schreiber, welche Brahminen und mit beiden Sprachen bekannt sind; Sie können diesen also sowohl die Canadaversion als auch meine englische Uebertragung zeigen und ich hoffe, daß sie der Correctheit der letztern werden Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Die andern Capitel sind eben so incorrect, sowohl was den Sinn als den Styl betrifft. Der letztere erschien mehrern Eingebornen von richtigem Tacte, welche ich gebeten hatte, das Ganze aufmerksam durchzulesen, so platt und so possirlich, daß sie alle ihre Verachtung und ihren Widerwillen gegen ein solches Product aussprachen, und alle darin übereinstimmten, wenn man bezwecke, die christ-

liche Religion den heidnischen Hindus für immer verächtlich und verhaßt zu machen, so gäbe es kein sichereres Mittel, diesen Zweck zu erreichen, als ihnen unsere heiligen Urkunden in einer solchen verächtlichen Gestalt darzureichen.

Ich habe beim Durchgehen der Uebersetzung vom ersten Capitel so starken Ekel empfunden, daß ich Sie bitte, mich des Verdrusses zu überheben, die drei übrigen noch zu übersetzen. Denn ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß ich aufrichtig an den göttlichen Ursprung unsrer heiligen Schriften glaube, und daher mich der Gefühle des größten Kummers und Unwillens nicht enthalten kann, wenn ich diese erhabenen Bücher, das heilige Wort Gottes selbst, auf so gemeine Art, so schändlich, so abscheulich entstellt, verfälscht und verdreht und in einer solchen Gestalt den wirklichen Feinden unserer heiligen Religion, als das reine Wort Gottes vorgehalten sehe.

Wenn einer von den vielen Beweisen für den göttlichen Ursprung unserer heiligen Bücher von ihrem innern Werthe, von ihrer edlen, unnachahmlichen und majestätischen Einfachheit hergenommen wird, so hat man leider! auf der andern Seite nur zu sehr Ursache zu fürchten, daß die Hindus darüber ein gerade entgegengesetztes Urtheil bilden werden, wenn sie den lächerlichen, gemeinen und fast unverständlichen Styl der gegenwärtig unter sie verbreiteten Uebersetzungen sehen, und daß selbst die Vernünftigsten und Wohlgesinntesten, wenn sie unsere heiligen Schriften in einer so verächtlichen Gestalt erblicken, sie keineswegs als Gottes Wort ansehen, sondern im Gegentheile sich vielmehr bewogen fühlen werden, sie als Machwerke einer niedern, unwissenden und ungelehrten Person, und demnach als augenfällige Betrügerei zu betrachten.

Es geschieht also deßhalb, solche Machwerke ans Licht zu bringen, (denn die tamulische und Telinga-Uebersetzungen, von denen ich auch Stücke gelesen habe, scheinen

mir nicht besser zu seyn, als diese), daß man die Leichtgläubigkeit des Publicums in Europa hintergeht und ungeheure Summen Geldes unterzeichnet werden.

Sie können übrigens überzeugt seyn, daß alle diese sogenannten Uebersetzungen bald ihren Weg auf die Straße des Basars finden und dort als Maculatur an die Krämer verkauft werden, um ihre Waaren hinein zu wickeln, und wahrlich sind sie nach meiner unmaßgeblichen Meinung nichts Besseres werth.

Ich drücke Ihnen über diesen Gegenstand, wie Sie es von mir verlangt haben, meine Empfindungen mit Aufrichtigkeit und ohne Heuchelei aus und ich bin bereit, das Nämliche vor der Bibelgesellschaft selbst und vor allen Universitäten in Europa furchtlos auszusprechen; denn meine Meinung (möge man sie nun mit dem Namen Vorurtheil, Unwissenheit, oder Hartnäckigkeit bezeichnen,*) das gilt mir

N 2

*) Nach der Relation eines Recensenten in der Halleschen A. L. Z. (1824. Juli Num. 160. S. 443) sollte man glauben, daß der Verfasser von dem Diary of a tour through southern India, Egypt and Palestina in the years 1821 and 1822. nicht eben vortheilhaft von Dúbois denke. Es heißt in jenem Berichte nämlich in einer etwas affectirten Sprache also: „Die katholische, französische Mission wandelt noch im Costume des bekannten Abbé Dúbois als Brahmine, hofft von der Pracht ihres Gottesdienstes Heidenbekehrungen, die sich nicht mehr zeigen und erlebt, daß diese Mission in Frankreich den evangelischen in Malabar thätigen Missionen das nämliche Unglück weissagt, beschuldigt die Missionen der Bibelgesellschaften der Verfälschung in wichtigen Lehren des Christenthumes und ärgert sich, daß die Einfachheit des Wandels der evangelischen Missionslehrer und ihrer Schüler Alle erbaut und apostolische Sittenreinheit im verdorbenen Indien herzustellen strebt." Allein der Referent hat hier nicht einmal des Verfassers Sinn wieder gegeben, ob-

völlig gleich), die sich auf innere Ueberzeugung gründet und das Resultat einer langen und aufmerksamen Erfahrung ist, kann sich nicht ändern.

Ich verbleibe u. s. w.

Am 11ten Juni 1821.

---

schon es in der cursiv gedruckten Stelle den Schein haben will, als gebe er sogar des Engländers eigne Worte. Daß dieses keine ungerechte Beschuldigung von unsrer Seite sei, davon kann sich ein Jeder leicht überzeugen, der in dem gedachten Werke des religiösen Cavallerieofficiers S. 161—164 durchlesen will; und wem es nicht zur Hand seyn sollte, der wolle nur vergleichen, was wir oben zu S. 80 ff. in der Anmerkung angeführt haben. Denn die S. 81 gegebne höchst vortheilhafte Schilderung von Dúbois ist dieselbe, aus welcher der Recensent seine Anzeige zu entlehnen hatte. Da uns beim Abfassen jener Anmerkung das Diary nicht zur Hand war, entlehnten wir unsere Notiz zwar nur aus der Biblioth. Univers.; aber diese gab des Engländers Nachricht fast wörtlich wieder, nur mit einigen unbedeutenden Weglassungen. Wie wenig Eindruck Dúbois auch der Pracht des katholischen Cultus zuschreibe, ist aus diesen seinen Briefen klärlich zu ersehen, aber in dem Diary selber ist dieses ganz deutlich ausgesprochen. Denn P. II. S. 162 lesen wir: Er (Dúbois) hofft indessen, daß seine Bemühungen, da er immer selbst ohne Hoffnung zu arbeiten fortfährt, um so mehr von dem Allmächtigen als verdienstlich angesehen und seine geringen Dienste in der Folge in einer bessern Welt belohnt werden möchten. Der Verfasser setzt in einer Parenthese hinzu, er bediene sich der eignen Ausdrücke des Missionares, so viel er sich ihrer zu erinnern im Stande sei. „Vielleicht, fährt er fort (S. 162), wird es einigen Andern, wie es bei mir der Fall ist, eben nicht nothwendig scheinen, nach den Ursachen zu fragen, welche den von ihm anerkannten gänzlichen Mangel an wahren Bekehrungen zur christlichen Religion veranlaßten. Es sind in der That eben die alten römischen „Stoppeln", gebaut, wie ich wirklich hoffe und glaube; daß es jetzt der

Fall ist, auf einen bessern und sichern Grund; denn es ist in des Abbé's Weise, Charakter und Gedankengange Etwas, was geringere Abhängigkeit von menschlichen Werken verräth, als man im Disputiren und in der Unterhaltung mit ihm annehmen dürfte. Es ist in der That eine gefährliche Schlinge für die christliche Demuth, zugleich ein Jesuit und ein Mann von Talenten zu seyn." Daß Dúbois aber nicht an der apostolischen Sittenreinheit Mißfallen finde, was der Rec. (a. a. O.) anzudeuten scheint, sieht man deutlich aus seinen Aeußerungen über die Missionen überhaupt, welche der Engländer anführt (a. a. O. S. 163). „Es ist, sagt dieser, seine entschiedene Meinung, und ich fürchte, daß sie nur zu richtig ist, daß eins der stärksten natürlichen Hindernisse bei der Bekehrung der Heiden aus der Unsittlichkeit, Zügellosigkeit und Irreligiosität so vieler englischer Einwohner entspringt. Besonders tadelt er die sorglose und übereilte Weise, mit welcher die Bibel durch die Missionarien zu Serampore in mehrere einheimische Sprachen übersetzt worden; ganz vorzüglich bezeichnet er die tamulische Uebersetzung von einem Theile der Genesis, ein Werk des Hrn. Ward, als besonders incorrect und hat Hrn. Hands von Bellary gerathen, den Plan, seine canaresische Uebersetzung der ganzen Bibel bekannt zu machen, völlig aufzugeben. Ich muß bemerken, daß dieses Dinge sind, von welchen ich weder irgend eine Kenntniß besitze, noch besitzen kann, da ich die erwähnten Sprachen nicht verstehe; es sind aber Dinge, deren Entscheidung nur Männern zukommt, welche mit ihnen wohlbekannt sind. Ich gebe lediglich des Abbé's Meinungen wieder, wie er sie mir bei der Unterhaltung mittheilte; und ich muß von Rechts wegen zugleich bemerken, daß er überhaupt mit den Missionen unzufrieden ist, daß er die Vertheilung der Bibeln mißbilligt, und daß er mit einer Wärme, welche mir ungeziemend und ohne Veranlassung zu seyn scheint, gegen die Missionarien zu Serampore geschrieben hat." — — „Möge auch sein Irrthum seyn, welcher er wolle, ich kann mich des Gefühls hoher persönlicher Achtung gegen ihn nicht enthalten; und ich glaube, sein Irrthum entspringt vielmehr von einer mangelhaften christlichen Erzie-

hung, als etwa aus einem unheiligen Herzen. Er erwartet bei der Bekehrung der Heiden zuviel von menschlichen Anstrengungen und betrachtet den Erfolg zu wenig als eine Gabe, welche Gott allein geben kann. Er sagte ein Mal zu mir: „Wie können die Protestanten hoffen, die Heiden zu ihren einfachen Formen des Cultus zu bekehren, wenn der Pomp und die prächtigen Ceremonieen des römisch-katholischen Glaubens, welcher darin dem Cultus derselben so ähnlich ist, ganz ohne Wirkung blieben?" Es ist mehr Naivetät in dieser Bemerkung, als jesuitische Klugheit. Was also der Engländer an Dübois Urtheilen über diesen Gegenstand nicht billigt, beschränkt sich lediglich auf die Ansicht von der göttlichen Vorsehung und ihrer Art zu handeln. Dübois glaubt, wenn er es auch nicht bestimmt ausspricht, daß die Gottheit, wie in andern Fällen, so auch bei Bekehrung der Menschen so wirke, daß von menschlicher Seite das Nöthige gethan werde, und welcher vernünftige Mensch wollte ihm darin nicht beistimmen! Dem Engländer dagegen fehlt es an Unbefangenheit, und wenn er auch die Concurrenz menschlicher Mittel nicht ganz ausschließt, so scheint er doch zu meinen, diese kämen wenig in Betracht. Wer sich aber Alles im Causalnexus zu denken gewohnt ist, von dem wird es freilich keinen Augenblick zweifelhaft seyn, auf wessen Seite er treten wird und treten muß. Uebrigens erinnern wir nur noch beiläufig, daß der Recensent in seinem Auszuge aus dem Diary überhaupt nicht sorgfältig genug gewesen ist, weßhalb manche Irrthümer eingeflossen sind, welche nur zu leicht auf Rechnung des Autors gesetzt werden könnten. Nur noch ein Beispiel. Er erzählt, daß die Brahminen einen Platz nahe bei der christlichen Kirche zu Tritchinopoly vom Gouvernement verlangt hätten, um dort einen im Kriege zerstörten Tempel des Brahma wieder aufzubauen, daß ihnen dieß aber verweigert worden, damit nicht der Gottesdienst in der benachbarten christlichen Kirche gestört werde. Diese Angabe ist nicht richtig; denn dem Brahma erbaut man keine Tempel, und es gibt durchaus keine religiösen Gebräuche, welche auf seine Verehrung abzweckten. Allein der Verfasser des Diary sagt dieß auch nicht, sondern spricht ganz allgemein von einer in Ruinen liegenden Pagode, ohne des Gottes zu gedenken,

Wörtliche Uebertragung der Canadaversion vom ersten Capitel der Genesis.

Anmerk. Die zu diesem Abschnitte gehörigen Anmerkungen sind nicht vom Uebersetzer, sondern vom Verfasser selbst. Der Name Canadasprache muß natürlicher Weise, da er mit dem Tamulischen und dem Telingadialekte im vorhergehenden Briefe in Parallele gesetzt wird, eine der vielen indischen Sprachidiome seyn. Da mir der Name sonst noch nicht vorgekommen ist, wurde ich Anfangs Etwas darüber stutzig; es mußte ein Dialekt seyn, in dem schon einige biblische Stücke vorhanden waren und ich hoffte daher in dem Verzeichnisse der von der Bibelgesellschaft bis jetzt durch den Druck bekannt gemachten Bibelübersetzungen auch die hier erwähnte anzutreffen. Allein dieß war nicht der Fall. Indeß glaube ich doch meinen Lesern den nöthigen Aufschluß geben zu können. Was nämlich Dübois in diesem Briefe Canadasprache nennt, das heißt in seiner Description of the character, manners cet. die Canarasprache; da nun aus seiner Beurtheilung der vorliegenden bibl. Uebersetzung hervorgeht, daß er diese Sprache verstanden habe, und das obenerwähnte Diary of a tour through southern India cet. S. 161. (vergl. oben S. 81 Anmerk.) angibt, daß Dübois ein Kenner der carnaresischen, tamulischen und hindostanischen Sprachen sei, so leidet es keinen Zweifel, daß die von ihm erwähnte Canadasprache die carnaresische sei. Zwar findet sich auch diese nicht in den von den Missionarien zu Serampore gelieferten Verzeichnissen der indischen Dialekte (s. Gottl. Blumhardt vergleichende Bemerkungen über die Familien-Verwandtschaft der indischen Sprachen u. s. w. nach den neuesten Memoires der indischen Bibelübersetzer. Basel 1819. 8.), sondern nur eine Kurnatasprache, welche da anfange, wo

---

dem sie geweiht war. Einige Nachrichten über den Zustand des Christenthumes, welche in dem Diary enthalten sind, findet man unten im Anhange.

die Telinga endige, und an die Mahrattensprache auf der einen und an die Guzeratische auf der andern Seite anstoße (a. a. O. S. 25.) Nehmen wir indeß das nach englischer Weise geschriebene indische Wort nach der Aussprache, so bekommen wir Karnata, welches mit Canada zusammenfällt.

Nachricht des Mose.

Erstes Capitel.

1. Im Anfang schuf Gott die Erde und die Luft. a)

2. Aber die Erde war uneben und leer und es war Finsterniß über Wasser; aber Gottes Seele b) schweifte mit Vergnügen c) auf Wasser umher.

3. Gleich darauf sprach Gott; es werde Klarheit! d) Da wurde Klarheit.

4. Da Gott sahe, daß Klarheit gut war, sonderte er Klarheit von Dunkel. e)

---

a) Luft ist die buchstäbliche Bedeutung des Wortes accossa, und bringt eine durchaus andere Vorstellung hervor, als das Wort Himmel (coelum) in der heiligen Schrift, welches durch das Wort para-loca übersetzt seyn sollte.

b) Dieser Ausdruck Dewer-atma, wörtlich: Gottes Seele, ist verschieden von dem Geiste (spiritus) der heil. Schrift und muß einen mit dem Style derselben unbekannten Menschen auf die Idee eines körperlichen Wesens bringen, das aus einer Seele und einem Leibe zusammengesetzt ist.

c) Dieß ist die buchstäbliche Bedeutung des zusammengesetzten Wortes lol-aldvovadu, mit Vergnügen umherschweifen oder schwärmen, wie ein muthiges Pferd, wenn es frei gelassen wird.

d) Die buchstäbliche Bedeutung des Wortes bilaku ist Klarheit, französisch clarté, und verschieden von dem Lichte, (lux) wie die heil. Schrift hat, welches durch das Wort pracassa übersetzt seyn sollte.

e) Kattlai bedeutet wörtlich Dunkel, und ist von der Finsterniß (tenebrae) der heil. Schrift verschieden, welches Wort durch antacara übersetzt seyn sollte.

5. Gott gab der Klarheit den Namen Tag, und dem Dunkel den Namen Nacht; und da nun auf diese Weise der Abend und der Morgen sich ereigneten, so wurde der erste Tag.

6) Gleich darauf sprach Gott: es entstehe der Raumkreis f) in der Mitte vom Wasser und er sei getrennt von diesem Wasser und von jenem Wasser. g)

7. Da Gott eben auf diese Weise den Raumkreis erschaffen hatte, theilte Er das Wasser, welches über dem Raumkreise war, und das Wasser, welches unter dem Raumkreise war, und es wurde so.

8. Er gab dem Raumkreise den Namen Luft; und da nun auf diese Weise der Abend und der Morgen sich ereigneten, so wurde der zweite Tag.

9. Gleich darauf sprach Gott: es sammele sich das Wasser, das unter der Luft ist, zusammen an Einen Ort, und es werde die trockene Erde gesehen! und es wurde so.

10. Gott gab dem trockenen Lande den Namen Erde, und den zusammengesammelten Wassern den Namen Meer; und Gott sahe, daß es gut war.

11. Dann sprach Gott: Die Erde lasse Kräuter und Pflanzen sprossen, die Saamen geben; und außerdem werde Saamen, welcher Fruchtbäume nach ihren Arten sprossen lasse! und es wurde so. h)

12. Da ließ die Erde Kräuter und Pflanzen sprossen, welche Saamen gaben nach ihrer Art; und außerdem

---

f) Dieß ist die Bedeutung der Worte vissala-mandala und verschieden von dem Firmamente der Schrift, welches durch das Wort gagana übersetzt seyn sollte.

g) Der Sinn des Textes ist in dieser Phrase gänzlich verändert.

h) Dieß ist nicht der wahre Sinn des Textes.

Bäume, welche Saamen hatten und Früchte gaben nach ihrer Art; und Gott sahe, daß es gut war.

13. Und da nun auf diese Weise der Abend und der Morgen sich ereigneten, so wurde der dritte Tag.

14. Aber Gott sprach: Es werde in dem Raumkreise, das ist Luft, Licht, zu scheiden den Tag von der Nacht und sie sollen dienen, bekannt zu machen die Zeichen und Zeiten und Nächte und Tage.

15. Und sie sollen Lichter seyn in dem Raumkreise, das ist Luft, damit sie auf die Erde scheinen; und es wurde so.

16. Gott schuf zwei große Lichter: ein großes Licht zu regieren den Tag, und ein kleineres Licht, zu regieren die Nacht, und die Sterne.

17. Und Gott setzte sie in den Raumkreis, das ist Luft, um zu scheinen auf die Erde, und zu regieren den Tag und die Nacht, und zu trennen Dunkel von Klarheit; und Gott sahe, daß es gut war.

18. Und da nun auf diese Weise der Abend und der Morgen sich ereigneten, so wurde der vierte Tag.

19. Gleich darauf sprach Gott: es werde in dem Wasser eine große Menge sich bewegender Wasserinsecten, und die Vögel, welche auf der Erde seien und fliegen in den Raumkreis, das ist Luft!

20. Auf diese Weise schuf Gott eine große Menge großer Fische, welche in dem Wasser geboren wurden, ein jeder nach seiner eignen Art, und die sich bewegenden Wasserinsecten, und die verschiedenen Arten von geflügelten Stämmen, und die Vögel von allen Arten; und Gott sahe, daß es gut war.

21. Dann segnete sie Gott und sprach: Die Fische sollen zunehmen und sich vermehren, und in großer An-

zahl in dem Wasser des Meeres seyn! Alle Vögel sollen sich vermehren auf der Erde! i)

22. Und da nun auf diese Weise der Abend und Morgen sich ereigneten, so wurde der fünfte Tag.

23. Gleich darauf sprach Gott: die Erde lasse entstehen die verschiedenen Arten von lebendigen Geschöpfen, von Kühen, k) von sich bewegenden Insecten und alle Sippen von Waldthieren; und es wurde so.

24. Auf diese Weise schuf Gott die verschiedenen Sippen von Thieren auf der Erde; die verschiedenen Sippen von Hornvieh, l) und die verschiedenen Sippen von Insecten, welche sich auf der Erde bewegen: und er sahe, daß es gut war.

25. Gleich darauf sprach Gott: lasset uns einen Menschen schaffen, der uns ähnlich sei und unsere Gestalt habe! Er beherrsche die Wasserinsecten des Meeres, die Vögel, welche in der Luft fliegen, die Thiere, welche Leben haben, die ganze Erde, und die Insecten, die sich auf der Erde bewegen.

26. Auf diese Weise schuf Gott einen Menschen, der seine Gestalt hatte. Er schuf ihn mit der Figur Gottes. m) Ferner schuf er ihn Mann und Weib.

27. Dann segnete sie Gott und sprach: Nehmet zu und vermehret euch und die Erde erfüllend unterjocht sie; und herrscht über die Fische des Meeres, und die Vö-

---

i) Die gesperrt gedruckten Worte in diesem Verse sind bloße Einschiebsel, welche sich im Texte nicht finden.

k) Das Wort passuvu, wenn es allein steht, bezeichnet Kühe. Es bedeutet nur dann Thiere im Allgemeinen, wenn das Wort pranei (passuvu pranei) hinzugesetzt wird.

l) Diese Worte sind ein Einschiebsel, welche sich im Texte nicht findet.

m) Blasphemieen.

gel der Luft, und alle Thiere, welche sich auf der Erde bewegen.

28. Ueberdieß sprach Gott: Sehet! Ich habe euch alle Arten von Pflanzen gegeben, die Saamen hervorbringen, mit denen die ganze Erde erfüllt ist, und alle Arten von Bäumen, ja, Bäume die Früchte tragen und Saamen haben; sie sollen eure Nahrung seyn.

29. Und er sprach: ich habe die Kräuter und Pflanzen als Nahrung für alle Thiere auf der Erde gegeben, welche Leben haben, und für alle Vögel, welche in der Luft fliegen und für alle Insecten, welche sich bewegen auf der Erde; und es wurde so.

30. Dann sahe Gott an Alles, was er erschaffen hatte und es war vollkommen; und da nun auf diese Weise der Abend und der Morgen sich ereigneten, so wurde der sechste Tag. n)

An Capitain M. C.

Mein werther Herr.

Ich sende Ihnen dankbar die beiden anliegenden artigen Bücher *) zurück, welche ich mit Interesse gelesen habe,

---

n) Ex uno disce omnes. Die andern Capitel sind eben so incorrect und wimmeln eben so von Fehlern. Außerdem ist die Schreibart völlig lächerlich, und es gibt keinen indischen Gelehrten, der beim Durchlesen eines solchen Machwerkes ernsthaft bleiben könnte.

N.B. Die gesperrt gedruckten Worte sind diejenigen, welche eine wesentlich von dem Sinne des Textes abweichende Vorstellung geben.

*) Accum von den Küchengiften und Evans Abriß der christlichen Secten.

insofern sie deutlich darthun, daß in diesem angeblich hoch gebildeten und edeln Zeitalter Trug und Schurkerei in den meisten Berufsarten und Gewerben und Prahlerei oder Betrug in den meisten Religionen und Glaubensformen ihren Sitz aufgeschlagen haben. Beim Durchlesen des letztern war ich über die Aehnlichkeit betroffen, welche ich zwischen den Hauptlehren mehrerer darin beschriebener christlicher Secten und den bei den heidnischen Hindus herrschenden Grundsätzen bemerkt habe. Es ist eine gewöhnliche Sitte Ihrer Protestanten, uns Katholiken wegen unserer Bilder, unserer Processionen, unseres Weihwassers und unserer Fasten u. s. w. Idololatrie vorzuwerfen. Aber ich finde nach Mr. Evans Skizze, daß wir Ihnen Ihre Argumente dafür mit großem Vortheile zurückgeben können. In der That in vielen Ihrer Hauptlehren und Uebungen können Sie sich nicht das Verdienst der Aechtheit beilegen, seit man sagen könnte, daß Sie die abgöttischen Hindus zu Leitern und Lehrern gehabt haben. Ich finde zum Beispiele, daß die vornehmsten Dogmen der Prädestinarier, Necessitarier, Antinomianer und anderer seit undenklichen Zeiten von den Hindus in den Secten oder Schulen angenommen und geglaubt worden, die unter dem Namen Vedantans und Mimansam bekannt sind und von welchen ich in der neuen Auflage meines frühern Werks eine kurze Skizze gegeben habe.

Zugleich kann ich zwischen den religiösen Uebungen der Quäker, der Methodisten, der Jumpers, der Schüttler u. s. w. u. s. w. und denen der indischen Dassaru, Janguinas, Andys u. s. w. keinen Unterschied finden, als daß die religiösen Gebräuche der erstern an Thorheit und Ausschweifung die der letztern bei Weitem übertreffen. Beide schreiben ihre Convulsionen und Drehungen, ihre wilden Tänze, ihr Stoßen, ihr Stöhnen, ihr Heulen derselben Ursache zu, nämlich der Inspiration oder dem In-

wohnen eines übernatürlichen Geistes oder wirkenden Wesens. Der einzige Unterschied ist, wie ich eben bemerkt habe, daß unsere europäischen Begeisterten ihre indischen Brüder in der Ausschweifung dabei weit hinter sich zurücklassen.

Aber der Artikel, welcher mir am Meisten in dem kleinen Werke auffiel, ist der vom Chiliasmus, welches weiter Nichts ist, als eine fast wörtliche Copie von der zehnten Avattera des Wischnu, welche Kalkyavattera, oder Incarnation in ein Pferd heißt. *) Diese Avattera, wovon ich in meiner neuen Edition eine Beschreibung gebe, soll der Verderbniß, dem Truge und der Ungerechtigkeit, welche durch die letzte Buddha-avattera unter die Menschen gebracht worden, ein Ende machen, und Tugend, beständigen Frieden und vollkommne Glückseligkeit auf Erden unter dem menschlichen Geschlechte herrschen lassen. Genau soll der Erfolg in der nämlichen Periode in dem Zeitalter der Chiliasten seyn, und als die letztern ihr tausendjähriges Reich ersannen, hatten sie, wie ich mich kaum enthalten kann zu glauben, Kenntniß von dem kalkyavattara. Beide Systeme stimmen so vollkommen in ihrem Ursprunge, ihren Motiven und Erfolgen überein, daß das eine von dem andern copirt gewesen seyn muß.

Wenn es sich entschuldigen ließe, über einen Gegenstand zu spaßen, der mich zu allen Zeiten mit Ehrfurcht erfüllt hat, oder eine Religion zu verachten, von welcher ich ganz aufrichtig und ganz vest glaube, daß sie die einzig wahre auf der Erde ist, so könnte ich diese widrige Parallele noch viel weiter ziehen; aber ich will sie beendigen, da der Gegenstand zu ernsthaft ist, um zur Spötterei Stoff zu geben. Das Einzige, was mir wehe thut, ist die Wahrnehmung, daß alle diese entgegengesetzten und schwirrenden Interpretationen des untrüglichen Wortes von

---

*) Welche am Ende des Cahly jugam Statt finden soll.

dem Gotte aller Wahrheit den Ungläubigen und andern Feinden des Christenthumes einen vesten Haltpunct geben müssen.

Ich verbleibe u. s. w.

Den 22sten November 1821.

Anmerk. Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß der Verf. die Abschiedsbriefe des Missionar W. Ward, welche dieser auf seiner Rückreise von Neu-York nach London seinen zahlreichen Freunden schrieb und welche im Sommer 1821 in London unter dem Titel: Farewell Letters to a few friends in Britain and America on returning to Bengal herauskamen, namentlich im Auge hatte und an der lieblosen Beurtheilung der Hindus in denselben besondern Anstoß nahm. Eine deutsche Uebersetzung von Ward's Briefen liefert das Baseler Missions Magazin 8. Jahrg. 3tes Heft. Ueberhaupt will es mich bedünken, als liebe dieser Missionar das Uebertreiben in seinen Angaben. Vergleicht man, abgesehen von Dubois Darstellung, nur die Nachrichten, welche sich beiläufig in den zahlreichen, über Indien erschienenen Werken finden, mit dem prahlerischen Berichte, welchen Ward im J. 1821 in der Jahresversammlung der Methodisten-Missionsgesellschaft in London abstattete (Basler Miss. Mag. 7. Jahrg. 1. Heft S. 123—129), so bemerkt man die auffallendsten Abweichungen. So unzulänglich und keinesweges den schriftlichen Denkmälern der Hindus gemäß ist auch die von ihm in jenen Abschiedsbriefen gelieferte Skizze der indischen Philosopheme. Kann ich gleich die schwärmerische Begeisterung eines Niklas Müller (Glauben, Wissen und Kunst der alten Hindus in ursprünglicher Gestalt und im Gewande der Symbolik. 1ster Bd. Mainz 1822) für die Theologumena und die Mythologie der Hindus, welche er als das non plus ultra darstellt, durchaus nicht theilen, noch mit einem Anselm Rixner, welcher erst noch ganz neuerdings in seinem Handbuche der Geschichte der Philosophie den neuen pantheistisch-naturphilosophischen Absolutismus historisch zu verherrlichen sich vergeblich bemüht hat, im Upnekhat die Urweisheit finden, so muß

ich es doch fast mehr als Befangenheit nennen, wenn man den indischen Philosophemen ohne Weiteres allen Werth abspricht. Wenn aber der deutsche Uebersetzer jener wardischen Briefe (Miss. Mag. a. a. O. S. 330) in einer Anmerkung darauf hinzudeuten scheint, daß Hrn. Ward's Darstellung die allein richtige, die in andern Werken neuerer Zeit sich findenden Ansichten aber falsch seyn, weil nur der darüber eine Stimme habe, welcher die alten Religionsbücher der Hindus in der Sprache, worin sie ursprünglich geschrieben sind, gelesen und sorgfältig studirt, viele Jahre mit den Hindus gelebt und Alles selbst gesehen und gehört hat, so wird dadurch keinesweges das erwiesen, was er erweisen will. Eben die Uebertreibungen Wards, die Oberflächlichkeit seiner Bemerkungen, die sich z. B. auch in seinen Erläuterungen der heiligen Schrift aus den Sitten und Gebräuchen der Hindus (A view of the history, literature and religion of the Hindoos — — by the Rev. *W. Ward.* am Ende des 2ten Bandes der dritten Ausgabe) mehr als reichlich findet, zeigen, daß er sich einem tiefern Studium der indischen Religionsbücher schwerlich hingegeben, sondern, was freilich leichter ist, seine Bemerkungen großen Theils aus dem gewöhnlichen Leben und vom Hörensagen hergenommen habe.

Erläuternde und bestätigende

Zusätze zu Dübois Briefen

über

den Zustand des Christenthums

in Indien

vom

Uebersetzer.

Bei dem in neuern Zeiten erwachten Bekehrungseifer nöthigte mich eine sorgfältige Beobachtung der Denkart, welche unter den wichtigsten morgenländischen Völkern herrscht, den schwärmerischen Hoffnungen, welche Manche in dieser Hinsicht hegen, zu entsagen und diejenigen unsrer Mitbrüder herzlich zu bedauern, deren übertriebene Erwartungen von den neuen Anstalten und Instituten zur Verbreitung der christlichen Religion wenigstens bei jenen Völkern fast unausbleiblich unbefriedigt bleiben müssen. Alle Nachrichten, welche von Missionarien oder andern unterrichteten Männern über diesen Gegenstand mitgetheilt wurden, zogen mich an; aber nur zu bald gewahrte ich den Contrast und den völligen Widerspruch, welcher zwischen den Berichten von verschiedenen Händen Statt fand. Das Auffallende bei diesem Widerspruche lag hauptsächlich darin, daß die Männer, welche für die Sache der Religion arbeiteten, in der Regel ihre Bemühungen als belohnend und erfolgreich darstellten; andere glaubhafte Berichterstatter dagegen die Wirkungen und Erfolge derselben als unbedeutend und gering anschlugen. Ich faßte daher, da hier kein Zufall sich annehmen ließ, unwillkührlich die Ansicht auf, daß erstere in einer Selbsttäuschung begriffen seyn müßten, denn bei denen, welche im frommen Eifer einen der schwersten Berufe sich erwählt hatten, ließ sich keine Unredlichkeit voraussetzen. Daß aber die anderweitigen Nachrichten mehr Glauben verdienten, darauf führten mich einzelne Winke in den Mis-

sionsberichten selbst; dann waren sie auch der sonstigen Denk- und Handlungsweise der morgenländischen Nationen vollkommen angemessen. Ich entschloß mich demnach, eine Geschichte der Ausbreitung des Christenthumes in Asien, so weit sie durch die Missionen erreicht worden, zu entwerfen, dabei aber nicht die Missionsberichte zum Grunde zu legen, sondern vielmehr die Notizen aus unparteiischen und unbefangenen Reisebeschreibungen, die amtlichen Angaben u. s. w. als Hauptquelle zu benutzen, daneben aber die Briefe der Missionarien zu vergleichen. Indem ich für diesen Zweck sammelte, erschienen des Abbé Dubois Briefe über den Zustand des Christenthumes in Indien und zu meinem Erstaunen fand ich darin von einem glaubwürdigen Missionar das aufs Vollkommenste bestätigt, was ich aus frühern über Indien und andere asiatische Länder erschienenen Werken bereits wußte. Je mehr ich wünschte, daß die geistige Religion Jesu mit ihrem belebenden Strahle das ganze menschliche Geschlecht erleuchtete, um desto mehr betrübten mich jene Schilderungen von dem ungeschickten Verfahren derjenigen, in deren Hand die Verbreitung derselben gelegt war, und von den unübersteiglichen Hindernissen, die ihnen in den Weg traten, um desto unwilliger wurde ich über die pomphaften Berichte, deren Ungrund vor aller Welt so offen und freimüthig nachgewiesen wurde. *) Damit nun jenes Ur-

---

*) Zum Theil haben die Missionsgesellschaften selbst das Unzulängliche der Bildung und der Geschicklichkeit ihrer Missionarien eingesehen und die ihnen entgegentretenden Hindernisse nicht bloß durchschaut, sondern auch offen anerkannt. So heißt es z. B. Bas. Miss. Mag. 7. Jahrg. 3. Heft S. 433: „Wir glauben fürchten zu müssen, daß gar Manche bei allem liebenswürdigen Eifer, womit sie sich an-

theil des Dubois nicht für unzulänglich gehalten werde, wähle ich aus den sonstigen Angaben über diesen Gegenstand

bieten, in die beschwerdevolle Missionslaufbahn einzutreten, doch lange nicht genug bedacht haben, um was es eigentlich auf dieser Lebensbahn zu thun ist, und welche Aufopferungen mit ihr verbunden sind. Gar Manche derselben glauben schon in dem frommen Eifer, dessen sie sich redlich bewußt sind, die sichere und genugsame Gewährleistung ihrer Tauglichkeit zu diesem heiligen Berufe anzutreffen, ohne lange und ernstlich genug die Kosten zu überschlagen, welche dieses Werk Gottes von jedem Einzelnen fordert, welcher ihm näher zu treten wünscht. Auch hier gilt, was der Heiland zu wiederholten Malen ausgesprochen hat: „Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählt." Unsere Committe sieht sich daher immer mehr in die Nothwendigkeit versetzt, die einzelnen Missions-Competenten unter der Aufsicht erfahrungsreicher Missions-Freunde eine geraume Zeit warten zu lassen, ehe über ihren Wunsch ein ernstes und entscheidendes Wort gesprochen werden kann." Sehr richtig bemerkt die Missionsgesellschaft zu Basel die Schwierigkeiten, welche die von ihr ausgesandten Missionarien in den Ländern am kaspischen Meere finden müssen. Schon die Art des Götzendienstes, lautet der Bericht darüber (Miss Mag. 7. Jahrg. 3. Heft S. 444), welcher unter den tatarischen Völkerstämmen jener Gegenden einheimisch ist, macht sie für die Segnungen des Evangeliums unzugänglicher und verschlossener, als der rohe Cannibalismus des Neuseeländers oder der kindische Fetischismus des Negers und Hottentotten. Dem Schamanismus der tatarischen Welt liegt ein künstlich ausgearbeitetes System von orientalischer Mythologie zum Grunde, auf welches der Tatar stolz ist, und das von einer tyrannischen Priester-Herrschaft vestgehalten wird. Während vielleicht der fünfte Theil der Nation dem Priester-Stande zugehört und das Interesse mit demselben theilt, muß der Landesfürst so gut, wie der Geringste im Volke, dem Ausspruche des Lama blinden Gehorsam leisten. Die scheinbar geheimnißvolle Kunst, in welche sich dieser Aberglaube

einige interessante aus, welche man schon bei der oberflächlichsten Vergleichung mit Dübois Briefen übereinstimmend

vor den Augen des Volks verhüllt, so wie die lauernde Wachsamkeit des Priesters, der jeden Lichtstrahl der Wahrheit von demselben mit Gewalt abhält, hat auch wirklich, seit einer Reihe von Jahren, die rastlosen Bemühungen der schottischen und mährischen Missionarien Hindernisse in den Weg gelegt, die in den Gemüthern derselben eine gänzliche Hoffnungslosigkeit hätten erzeugen müssen, hätte nicht der Vater der Barmherzigkeit ihren Glaubensmuth durch sein Verheißungswort und hie und da durch leise Segensspuren immer wieder aufgerichtet. Doch ungleich schwieriger, heißt es an einer andern Stelle (S. 445.), und kampfvoller noch als unter den Tataren, ist die Stellung des Missionars unter den muhamedanischen Einwohnern jener Länder, so weit diese nicht der russischen, sondern der persischen und türkischen Oberherrschaft angehören. Die seltsame Mischung von Wahrheit und Lüge, welche dem Systeme des Korans eigenthümlich ist, der Stolz auf ausschließende Rechtgläubigkeit, den es seinen Bekennern einflößt, der mächtige Reiz der Sinnenlust, durch welchen es sich dem verkehrten Herzen einschmeichelt, die rohe Gewaltthätigkeit, die ihm zur Stütze dient, und das schonungslose Abstoßen jeder bessern Erkenntniß der Wahrheit, hat seit Jahrhunderten dem Zutritte des Christenthums zu diesen Ländern einen unübersteiglichen Schlagbaum entgegengestellt. In muhamedanischen Ländern ist weder für die Person noch für die Lehre des christlichen Missionars auch nur die geringste Sicherheit anzutreffen. Nichts weniger als harte Todesstrafe droht ihm bei dem leisesten Versuche, einen Muhamedaner für den christlichen Glauben zu gewinnen; und wo mit dem Schwerte über die Wahrheit und ihre Rechte entschieden wird, da hat von jeher der Bote Christi den Staub von den Füßen geschüttelt. In diesem Gebiete ist eben darum an eine freie Missionsthätigkeit nicht zu denken; und Alles, was vorerst geschehen kann, ist ein stilles Bahnen der Wege, auf denen einst die himmlische Wahrheit unter diesen Völkern einziehen wird.

finden muß. Ich könnte sie noch vermehren; allein diese reichen schon aus, wie ich glaube. Eine vollständige Benutzung derselben würde in eine asiatische Missionsgeschichte gehören, welche hier nicht gegeben werden soll. Hier zunächst John Crawfurd's, eines brittischen Präsidenten am Hofe des Sultan zu Java, Bericht über den Zustand des Christenthumes im indischen Archipelagus. Dieser Bericht bildet das 4te Cap. im 2ten Bande der Geschichte des indischen Archipelagus. (History of the Indian Archipelago; containing an account of the Manners, Arts, Languages, Religions, Institutions and Commerce of its Inhabitants. Edinburgh. 1820. 8. 3 Vol.) S. 272—283. Der sehr unterrichtete und unparteiische Geschichtschreiber beginnt also:

„Wenn die Beschaffenheit dieses Werkes es zuließe, so könnte dieses Capitel sehr weit ausgedehnt werden. Da es aber der Zweck nicht ist, in das Detail zu gehen, so mögen einige Seiten alles Merkwürdige umfassen, was den liberalen und aufgeklärten Leser interessiren kann.

Wenn man von der christlichen Religion als einer herrschenden spricht, so gilt dieß nur von den Gewürzinseln und den Philippinen. Auf den letztern sind die bekehrten Eingebornen dem Namen nach Katholiken, und auf den erstern dem Namen nach Protestanten.

Die besondern Modificationen, welche die religiösen Gebräuche durch localen Aberglauben erfahren haben, zu beschreiben, würde eben so unmöglich als unnütz seyn. Valentyn versichert uns, daß das Christenthum von mehrern Stämmen auf den Molukken bloß darin besteht, daß sie mit etwas Taufwasser besprengt sind und auf ein halb Dutzend gewöhnliche Fragen auswendig gelernte Antworten geben können, welche sie aber nicht verstehen. An dem einen Tage sind

ste Christen, und am andern eben so aufrichtige Muhamedaner. Dieser Mann, ein Geistlicher der reformirten Kirche, disputirte mit den Oberhäuptern eines Ortes über die Nothwendigkeit, wirksame Maßregeln zur Vertilgung gewisser heidnischer Gebräuche anzuwenden. Seine Argumente machten aber keinen Eindruck auf das Gemüth jener Oberhäupter, welche von dem Nutzen der in Frage stehenden Gebräuche überzeugt waren. „Wenn zum Beispiel, sagten sie, bei einem Verhöre der Beweis so schwankt, daß wir in Verlegenheit sind zu entscheiden und kein Urtheil erfolgt, so wird das Volk einander todtschlagen. Um dieß zu verhüten, müssen wir zu Gunsten dessen sprechen, der am Längsten unter dem Wasser bleibt." *)

Sowohl die Portugiesen als die Holländer unterhielten auf den Molukken Schulen zum Behufe des Religionsunterrichts, und diejenigen von den Schülern, welche am Meisten Trieb zu haben schienen, diese Schulen zu besuchen, erhielten eine Ration Reis; daher kömmt es, daß die Holländer den eingebornen Convertiten im Scherze den Beinamen Reischristen gaben. Valentyn führt einen Fall an, wo das Reduciren auf die gewöhnliche Unterstützung die Ursache wurde, daß sich alle Schüler zerstreuten; und einen andern, für den Charakter der Eingebornen vortheilhaftern, wo die Schüler sich entfernten, weil der Prediger schlechtes und unverständliches Malaiisch zu ihnen sprach! **)

Die portugiesischen und spanischen Abentheu-

*) Dieß ist die gewöhnlichste Art von Gottesurtheilen auf den indischen Eilanden. Valentyn Oud en Nieuw-Oost Indien. Amsterdam 1724. Deel. I. an mehrern Orten.

**) Wiederum ein Beweis, wie nothwendig dem Heidenbekehrer eine vertraute, nicht bloß oberflächliche Bekanntschaft mit der Sprache des Landes ist!

rer, welche zuerst den (indischen) Archipelagus besuchten, waren völlig angesteckt von dem Wahnsinne, der Bigotterie und der Intoleranz ihres Zeitalters und ihrer Nationen in Sachen der Religion, und kaum hatten sie sich mit den Insulanern eingelassen, als sie schon das Bekehrungswerk begannen. Der berühmte Magellan selbst gab das Beispiel und brachte in der That seinem unverständigen Eifer in dieser Sache ein Opfer.

Viele Umstände vereinten sich den Erfolg dieses Eifers zu vereiteln. Die Lehrer kannten die Sprache, die Gewohnheiten und Sitten der Eingebornen nicht; — die Sitten der Europäer standen mit denen des Orients in directem Gegensatze; — die Europäer machten durch ihre Unmäßigkeit und vor Allem durch ihren Geiz und ihre Habsucht ihre Religion verhaßt, — und unglücklicher Weise traf es sich, daß sehr kurze Zeit vor dem Anfange ihres Verkehrs das den Archipelagus bewohnende Volk eine neue Religion empfangen hatte, welche beim Volke beliebter war, weil sie mit mehr Geschicklichkeit und unter Umständen eingeführt worden, die der Beschaffenheit des Volkscharakters, dem geselligen Zustande und dem weltlichen Vortheile mehr entsprach. Indessen wären auch die Eingebornen durch die Gewaltthätigkeit, die Ungerechtigkeit und Raubgier der ersten Europäer dem Cultus derselben nicht entfremdet gewesen, so wären sie es doch mit der Zeit genug geworden; denn kaum war die muhammedanische Religion irgendwo vollkommen eingeführt. Die größere Anzahl von den Bewohnern der Molukken und der benachbarten Inseln waren Heiden; so waren es viele Javanesen und sogar viele von den Einwohnern Malaccas.

Von dem Erfolge der muhammedanischen Missionarien, welcher mit der Erfolglosigkeit der christlichen contrastirt, ist es nicht schwer, die wahre Ursache aufzufinden. Die arabischen und übrigen muhammedanischen Missio-

narien verbanden sich mit den Eingebornen des Landes, — erlernten ihre Sprache, — befolgten ihre Sitten, — verheiratheten sich mit ihnen, — verschmolzen sich mit der Masse des Volkes und gaben so weder auf der einen Seite einem mit Vorrechten begünstigten Geschlechte, noch auf der andern einer herabgewürdigten Kaste die Entstehung. Ihre Ueberlegenheit an Einsicht und Civilisation benutzten sie bloß zur Belehrung und Bekehrung einer Nation, bei welcher der Strom der Meinung in Religionssachen sich in einen jeden Kanal ableiten ließ, wenn er nur geschickt gewandt wurde. Sie waren Kaufleute so gut als die Europäer, aber ließen sich niemals einfallen, zu der ungerechten Maßregel ihre Zuflucht zu nehmen, dem Volke den Ertrag seines Bodens und seiner Industrie zu rauben. Dieß war die eigentliche Ursache, welche zu dem Erfolge der Muhammedaner führte, und es war natürlich das entgegengesetzte Verfahren, welches zur Vereitlung des Zweckes der Christen führte. Europäer sind für den indischen Archipelagus gerade dasselbe gewesen, was die Türken für Europa waren und die Folgen der von beiden befolgten Politik können füglich als parallele Fälle betrachtet werden.

Das Volk, welches von den Bewohnern der indischen Eilande die christliche Religion annahm, bestand bloß aus solchen Nationen und Stämmen, welche den Islam nur theilweise angenommen hatten oder noch Heiden waren, und die gegen die benachbarten Nationen nur secundäre Fortschritte in der Civilisation gemacht hatten. Keiner von den größern und gebildeteren Stämmen ließ sich jemals bekehren, weil sie die muhammedanischen Lehren herzlicher angenommen hatten und außerdem zu mächtig waren, um sich gänzlich unterjochen zu lassen.

Die Armuth und Barbarei der Eingebornen des Archipelagus, während sie sich selber regierten, und die von ihnen erduldete Beraubung politischer und sogar persönlicher

Rechte unter der Herrschaft der Europäer hindern uns zu glauben, daß ein vernünftiges Christenthum bei solchen Umständen jemals ihre Religion war, oder jemals seyn kann. Ihre Religion, welchen Namen sie auch führen mag, kann bei solchen Nachtheilen vernünftiger Weise nur für Wenig mehr gehalten werden, als für eine Form des Aberglaubens, welche sich von einer andern unterscheidet. Keine mittlere oder höhere Classe, das dürfen wir versichert seyn, kann dahin gebracht werden, ein Beispiel abzugeben oder die Grundsätze der niedern Classen zu bilden, in einem Lande, dessen Eingebornen durch eine vestſtehende Politik der Besitz des Bodens geraubt worden, den sie vermöge ihrer Geburt zu erben hätten und deren Handel durch die Wirkungen von Beschränkungen und Monopolen geschwächt ist, von denen, so lange als sie dauern, die directe Tendenz seyn muß, Armuth, Unwissenheit und Aberglauben zu erhalten.

Bei allen den schädlichen Folgen der Intoleranz, Bigotterie und Unterdrückung auf den Philippinen, und bei dem Zustande der Sklaverei auf den Molukken, die sich bis zur Beraubung fast jeden natürlichen, aus der ursprünglichen Lage dieses Volkes hervorgehenden Rechtes erstreckt, mag dennoch in dem Einflusse der christlichen Religion auch einiges Vortheilhafte sich finden. Sie hat entweder eine Energie und Einsicht ins Daseyn gerufen, höher als diejenige, welche die Bekenner der andern Cultus-Arten charakterisirt, oder hat mildere Sitten und gutmüthigere Grundsätze erzeugt. *)

*) Unabhängig von dem unmittelbaren Einflusse religiöser Grundsätze hat man sonder Zweifel ein gut Theil davon der gegenseitigen Gefälligkeit, den gegenseitigen Diensten und dem gegenseitigen Zutrauen passend zugeschrieben, welche eine Aehnlichkeit des religiösen Glaubens zwischen

Die Eingebornen der Philippinen, welche Christen sind, besitzen einen Grad von Energie und Einsicht, daß sie nicht allein ihre heidnischen und muhammedanischen Brüder auf denselben Inseln, sondern auch alle westlichen Bewohner des Archipelagus, also das nämliche Volk darin übertreffen, dem sie in andern Perioden ihrer Geschichte Gesetze, — Sprache — und Civilisation verdanken. Sie zeichnen sich nicht nur vor diesen, sondern auch vor den gebildetsten Nationen Hindostans eben sowohl durch Energie des Charakters, als durch Unerschrockenheit und Einsicht aus. Ein wohl bekanntes Factum wird dieß außer allen Zweifel setzen. Bei der Schiffahrt aller Nationen Europas innerhalb der Colonien in Indien werden fast allgemein die Eingebornen von Manila als Kanoniere und Steuerleute angestellt, das ist in solchen Geschäften, bei denen Geschick und Vestigkeit mit bloß physischer Arbeit und Behendigkeit nothwendig verbunden seyn muß. Es ist eine anerkannte Thatsache, daß die Eingebornen von Hindostan bei ihrer jetzigen Beschaffenheit unfähig sind, zu der Erfüllung solcher Geschäfte gebildet zu werden.

Die christlichen Eingebornen von Amboyna stehen sowohl in Grundsätzen als Einsicht weit über ihren muhammedanischen Landsleuten und Trotz aller der Unterdrückung, welche sie erduldet haben, sind sie eine friedliche und arglose Art von Menschen. In den holländischen Armeen stehen sie über allen andern asiatischen Truppen und werden nach diesem Grade des Verdienstes besoldet, equipirt und geehrt.

Ohne jetzt über unser Recht, unsere Religion dem Volke von diesem Theile Indiens aufzulegen, oder über unsere Ansprüche, für dasselbe in einer Gewissenssache den Schiedsrichter zu machen, eine Entscheidung wagen zu

---

den Regierenden und den Regierten herbeiführt. Anmerkung Crawfurd's.

wollen, wird es schicklich seyn, das Christenthum in seinem Einflusse als ein bloßes Bildungsmittel zu betrachten. Der größte Skeptiker muß zugestehen, daß es eine unaussprechliche Wohlthat für den Regierten ist, denselben Religionsglauben zu haben, als die Regierer, — daß das gegenseitige Zutrauen sich erhöhen, — und Wohlwollen und Gefälligkeit zunehmen muß durch die Uebereinstimmung der Ansicht in einem so wichtigen Puncte. Es ist in der That nicht möglich anzunehmen, daß die Barbaren des Archipelagus jemals einen wirklichen und wohlthätigen Theil der Humanität, — Veredlung, — und Sittlichkeit Europas annehmen werden, ohne zu gleicher Zeit die Religion anzunehmen, mit welcher diese Gefährten der Civilisation aufs Innigste verwebt sind.

Vollkommene Freiheit für die Europäer, Colonien und Niederlassungen anzulegen, Gleichheit der Rechte für jede Art von Einwohnern, und unbeschränkte und ungestörte Freiheit des Handels und Verkehrs würden sich als die sichern, aber einzigen Mittel ausweisen, Civilisation und Christenthum zu verbreiten, welche in einem solchen Falle ein und dasselbe sind; denn man kann nicht annehmen, daß eins von beiden ohne das andere wesentliche Fortschritte machen werde. Ein Land, wie der indische Archipelagus, welches nirgends ein Drittheil von der Größe der Bevölkerung hat, die es nach seinem Umfange füglich erhalten könnte, bietet das weiteste Feld für solche Veredlung dar; und wir haben uns bloß von den schimpflichen und niedrigen Vorurtheilen loszumachen, welche auf mehr als 3 Jahrhunderte diese schönen Gegenden dem Elende und der Sclaverei Preis gegeben haben, und dem gewöhnlichen und natürlichen Laufe der Dinge in der menschlichen Gesellschaft folgend, fortzuschreiten ohne Unterlaß und uns eines ruhigen und sichern Erfolgs versichert zu halten.

Die schwachen Anstrengungen, welche durch iso-

lirte und unbeschützte Missionarien gemacht worden, haben sich entweder als beleidigend oder als lächerlich ausgewiesen und müssen sich immer so ausweisen.*) Die christliche Religion ist in den Gegenden des Archipelagus und in den umliegenden Ländern durchaus unbeliebt, weil sie zu jeder Zeit entweder das Instrument politischer Intrigue war, oder mit Gewalt verbreitet wurde; denn die Folge ihrer Einführung war unvermeidlicher Verlust der wichtigsten politischen und bürgerlichen Rechte. Sie ist bloß da die Religion des Volkes, wo das Volk schwach genug und das Territorium beschränkt genug ist, um den Europäern eine völlige Unterjochung desselben möglich zu machen, wie es zum Beispiel in Luconia und Amboyna der Fall ist, wo die europäische Macht so concentrirt ist und der Eingebornen zu einem erfolgreichen Widerstande zu wenige sind. Gerade hier ist die Verbreitung des Christenthumes im Allgemeinen das Werk der Gewalt und nicht der Ueberzeugung gewesen, und die Stämme, welche Armuth der fremden Herrschaft vorzogen, flüchteten sich in die

---

*) Als die katholischen Missionarien unter diesem Volke Proselyten machten, waren es, wie mir glaubhaft versichert worden, hauptsächlich die ganz Armen, welche übertraten, und in knappen Zeiten bekehrten die Almosen derselben an Reis mehr als ihre Predigt; und was die anbetrifft, welche bekehrt waren, wie sie es nennen, nämlich zu Rosenkränzen, zu neuen Bildern und zum Glauben an den Papst, so fielen sie wieder ab, als die Reisärnte reichlich ausfiel, und wollten nicht länger Christen seyn, als ihnen die Priester Unterhalt gaben. Aber ich kann mir nicht denken, daß dieses Volk, welches solche Begriffe von dem höchsten Wesen hat, nicht durch den Fleiß und das Beispiel guter Menschen dahin gebracht werden möchte, den christlichen Glauben anzunehmen. Dampier Voyages round the world. Vol. II. p. 96. Anmerk. v. Crawf.

Gebirge und sind noch unbekehrt. Alle Länder rings um jene beiden her sind noch nicht bekehrt. Majindanao und Sooloo, welche so nahe bei Luconia liegen, haben sich bis jetzt der christlichen Religion eben so gut, als dem spanischen Joche entgegengesetzt. Den braven, thätigen und zahlreichen Bewohnern der großen Insel Celebes wurde zu gleicher Zeit Muhammeds und Jesu Religion dargeboten, und sie gaben derjenigen den Vorzug, welche ihre nationale Unabhängigkeit nicht gefährdete. Seit sie nachher ihres reichen Handels und ihrer Unabhängigkeit durch die Christen beraubt wurden, haben sie wenigstens keine zahlreichen Ursachen gehabt, ihre Wahl zu bereuen.

Wenn wir die Geschichte des Christenthumes bei den großen asiatischen Nationen überschauen, welche die unmittelbaren Nachbarn von den Stämmen der indischen Eilande sind, so werden wir eine völlige Bestätigung von alle dem finden, was hier angegeben worden. In einem jeden Lande des Orients ist das Christenthum immer mit denselben verhaßten Gefährten, mit nichtswürdiger Ehrsucht und kaufmännischer Raubgier bei dem Volke eingeführt worden. In Japan veranlaßten die Intriguen der christlichen Missionarien und derjenigen, deren sie sich bedienten, die Ermordung vieler tausend Christen, in einer so schrecklichen und ausgedehnten Verfolgung, daß die Annalen der Christenheit kein ähnliches Beispiel davon aufweisen können. Proscription ihrer Religion für ewige Zeiten und Verlust dieses großen Theiles der Bevölkerung des Erdballes für den Verkehr, ja fast für die bloße Bekanntschaft der übrigen Menschenkinder mit demselben folgten nach. *) Die Chinesen **) duldeten die Christen, weil ihr Einfluß bei

*) Kempfer history of Japan. Vol. I. B. 3. p. 204. B. 4. p. 262.

**) Du Halde description de l'empire de la Chine. T. II. p. 153 ff.

ihnen geringer war und demnach weniger Unruhe erregte, länger, aber zuletzt vertrieben sie sie auch, weil sie kein Ende ihrer rastlosen und nichtswürdigen Ehrsucht sahen. In Tunkin *), Cochin-China **) und Camboja wurden sie verfolgt, hingerichtet oder vertrieben und eine gleiche Behandlung derselben befolgte man in Siam ***).

Außer den Hindernissen, welche die Unvorsichtigkeit der Europäer selbst gegen die Verbreitung ihrer Religion geschaffen hat, gibt es keine weiter. Die Neigungen und der Charakter des Volkes in diesem Theile von Asien stehen durchaus nicht in irgend einer Rücksicht der Annahme eines neuen Cultus feindlich entgegen. Sie sind vielmehr in der That auf der Stufe der menschlichen Gesellschaft, auf welcher neuen Meinungen am Begierigsten Gehör geschenkt wird. Was *de la Loubere* nach seiner Erfahrung über die Siamesen sagt, ist noch anwendbarer auf die Völker, deren Geschichte ich schreibe (die Bewohner des indischen Archipelagus). „Die Morgenländer, †) sagt er, haben kein Vorurtheil für eine Religion, und wenn die Schönheit der christlichen Religion sie nicht überzeugt hat, so muß man gestehen, daß dieses hauptsächlich von der schlechten Meinung herrührt, welche der Geiz, die Treulosigkeit, die Invasionen und die Tyrannei der Portugiesen und mehrerer anderer Christen in Indien ihnen eingeflößt und eingeprägt haben." ††)

So weit John Crawfurd. Nach einigen seiner Aeuße-

---

*) Choix Lettres Edifiantes. Tom. II. p. 32 ff.

**) Choix Lettres Edifiantes. Tom. II. p. 72 ff.

***) Kempfer history of Japan. Vol. I. B. 2.

†) Diese Bemerkung ist noch zu allgemein und darf nicht auf den Westen von Benhampootr ausgedehnt werden.

††) Description du Royaume de Siam. Tom. I. p. 436.

Aeußerungen könnte man schließen, es sei nicht so schwer, der christlichen Religion Eingang zu verschaffen, als es von Dübois angegeben wird. Allein man darf nicht vergessen, daß beide Männer durchaus verschiedene Länder im Auge haben. Dübois redet von den Bewohnern des Continentes, von dem Theile Vorderindiens hauptsächlich, welcher in den Händen der Engländer sich befindet; Crawfurd dagegen bloß von den Bewohnern des indischen Archipelagus. Daß aber nicht von den einen ohne Weiteres dasselbe behauptet werden könne, was von den andern gilt, deutet Crawfurd selbst in dem vorhergehenden Berichte an. Daß er aber durchaus seine Angaben nur auf die Insulaner bezogen wissen wolle, sieht man aus andern Stellen seines trefflichen Werkes. Er zeigt nämlich, daß ein fremder Cultus, sei es nun der Islam oder die christliche Religion, nur da leicht Aufnahme fand, wo sich der auf dem Continente Indiens herrschende Cultus noch nicht in seinem ganzen Umfange und in seiner völligen Ausbildung vestgesetzt hatte. Man höre, was er z. B. Vol. II. pag. 305 ff. über die Verbreitung des Islam auf Java aus zuverlässigen Quellen meldet.

Der Hinduismus, sagt er, welcher überall im Archipelagus herrschte, war keinesweges eben so eingewurzelt, als auf dem Continente Indiens. Er hatte die Phantasie noch nicht gefangen genommen und war nicht, wie dort, weder mit politischen Einrichtungen, noch mit den gewöhnlichen Pflichten und Geschäften des Lebens verwebt. Er hatte den noch gröbern, einheimischen Aberglauben des Landes durchaus nicht entfernt und es fand sich in demselben ein viel zu complicirtes und subtiles System, als daß er für einen zweifelsohne rohern und ungebildetern gesellschaftlichen Zustand gepaßt hätte, als der ist, in welchem sein verderbliches Reich so vollkommen bevestigt worden. Auf Java, welches die civilisirtesten Bürger enthält, muß der Hinduis-

mus, wie wir Ursache haben zu glauben, einen tiefern Eindruck gemacht haben, als in irgend einer andern Gegend des Archipelagus; und diesem Umstande müssen wir zum Theil den langen Widerstand der Javanesen gegen den Islam zuschreiben, welcher noch Statt fand, nachdem der Islam von so vielen ihrer Nachbarn angenommen worden war. Aber sogar unter den Javanesen war die Herrschaft der Hindureligion über den menschlichen Geist noch sehr fern von einer förmlichen Bevestigung."

Aus solchen und ähnlichen Aussprüchen geht hervor, daß auch Crawfurd die ganz richtige Ansicht theile, daß die indische Religion, wo ihr System mit seiner schauderhaften Strenge herrscht und eingewurzelt ist, wo die genau berechnete und consequent durchgeführte Unterdrückung aller geistigen Selbstthätigkeit ihre volle Kraft äußert, dem Eingange einer andern, namentlich also der alle Menschen vor Gott gleich setzenden Religion Christi, unsägliche Hindernisse in den Weg lege. Zugleich lehrt der Verfasser, daß diese durch Schuld der Europäer bei den östlichen Völkern unbeliebt sei, und stimmt auch darin mit Dubois vollkommen überein. Von dem größeren Glücke, welches der Islam dort macht, erzählt er unter andern dieses merkwürdige Beispiel (Vol. II. p. 384) nach Tavernier. *)

„Um auf den König von Macassar zurückzukommen, so müssen Sie wissen, daß die Jesuiten sich einst bemühten, ihn zu bekehren, und vielleicht wären sie auch damit zu Stande gekommen, hätten sie nicht einen Vorschlag vernachlässigt, welchen er ihnen gemacht hatte. Denn zu derselben Zeit, als die Jesuiten daran arbeiteten, ihn zum Christenthume zu bringen, bemühten sich die Muhammedaner aufs Höchste, ihn zu bewegen, sich zu ihrer Lehre zu halten. Der König, geneigt den Götzendienst zu verlassen, aber unschlüssig, welche Partei er ergreifen sollte, befahl den Mu-

*) Six Voyages en Turquie, Persie et aux Indes. Th. 2. Sect. 2.

hammedanern, zwei oder drei ihrer geschicktesten Mullahs oder Lehrer von Mecca kommen zu lassen und den Jesuiten trug er auf, ihm eben so viele der Gelehrtesten unter ihnen zu schicken, damit er in beiden Religionen sich unterrichten lasse. Beide versprachen es zu thun. Aber die Muhammedaner waren sorgfältiger als die Christen; denn in acht Monaten holten sie von Mecca zwei gelehrte Mullahs; da nun der König sahe, daß ihm die Jesuiten Niemanden sandten, nahm er die muhammedanische Lehre an. Allerdings kamen drei Jahre nachher zwei portugiesische Jesuiten, aber es war nun zu spät."

Wie wenig die damals obwaltenden Umstände, als die Europäer zuerst die Inseln des indischen Archipelagus besuchten, der Verbreitung ihrer Religion günstig waren, und wie ungeschickt sie sich außerdem noch dabei benahmen, findet man von Crawfurd in mehrern Stellen seines Werkes sehr gut auseinander gesetzt. „Die Portugiesen, heißt es (a. a. O. p. 338 ff.), kamen im Jahre 1511 auf Java an, in demselben Jahre also, wo sie Malacca erobert hatten, zwei Jahre nach ihrem ersten Erscheinen in den Gewässern des Archipelagus und 33 Jahre, nachdem die muhammedanische Religion auf der Insel überwiegenden Einfluß gewonnen hatte. Die unmittelbaren Nachfolger der ersten Apostel des Islam beherrschten noch das Land, obgleich es scheint, daß noch viele Einwohner fortfuhren, der alten Religion zu folgen. Dieß war also kein günstiger Zeitpunct für die Einführung einer neuen Macht oder für die Einführung einer neuen Religion." Die Absichten, fährt er fort (a. a. O. S. 340 ff.), welche die europäischen Abentheurer in jenen Zeiten hegten, waren lediglich geldsüchtig und kaufmännisch. Plünderung des Orients, denn ihr Gewerbe verdient nicht den Namen des Handels, war ihr Ziel. Einen billigen Preis für die Waaren zu geben, welche sie suchten, oder nicht mehr zu fordern, als einen mäßigen Gewinn, kam nie in ihren Sinn. Sie be-

trachteten die Eingebornen dieser Länder als ein gutes Wildpret, kurz sie trieben einen Handel, bei welchem die Einfalt, Unwissenheit und Schwachheit der Einwohner des Landes der höhern Einsicht, der reichern Erfahrung und vor Allem der Macht und Gewalt des Europäers nur schwachen Widerstand leistete."

Fragt man aber, wie kömmt es denn, daß der Islam im indischen Archipelagus so viele Freunde gefunden hat? so dient darauf zur Antwort, was Crawfurd (a. a. O. S. 307) erzählt: „In der Geschichte der Bekehrung der indischen Eilande zum Muhammedanismus ist ein wichtiges Factum, welches Beachtung verdient, daß nämlich die Missionarien, welche diese Umwälzung hervorbrachten, nicht fremde Ankömmlinge ohne Verbindungen und ohne Vorbereitung, sondern willfährige Agenten waren, welche sich durch die Bekanntschaft mit der Sprache, mit dem Charakter und mit den Sitten des Volkes für ihr Unternehmen eigneten. Wir sehen, daß in Java der Weg zur Einführnng des Muhammedanismus durch die Bekanntschaft eines ganzen Jahrhunderts geebnet war, einer Periode, während welcher eine Anzahl von nützlichen Unterbeamten aufwuchs, um die Anstrengungen der hauptsächlichsten Beförderer dieser Angelegenheit zu unterstützen. Die besonnene Nachsicht der muhammedanischen Missionarien, und die vielen wesentlichen Lehren und Gebräuche ihres Glaubens, welche sie bei Seite ließen, zeigen, daß sie Trotz ihres gemeinen Standes und beim Mangel an Erziehung dennoch keine ungemäßigten Zeloten, sondern Männer waren, welche die Kunst verstanden, Menschen zu regieren, und welche durch eine allgemeine Kenntniß der Menschen und die Nothwendigkeit angeleitet wurden, Gewandtheit und Feinheit Statt offener Gewalt anzuwenden." Die Muhammedaner hatten, wie der Verfasser (S. 313) weiterhin angibt, sich in dem Laufe einiger Menschenalter in ansehnlicher Menge vermehrt. Ei-

nige von ihnen hatten die Sitten anderer Nationen kennen gelernt: Alle übertrafen die Eingebornen an Einsicht und waren fähig, für ein großes Ziel gemeinschaftlich zu wirken; — sie wurden getrieben von religiösem Eifer und fanden endlich einen eifrigen, ausdauernden und geschickten Führer. Die ursprünglichen Barbaren Javas von geringerer Thätigkeit und Bildung, im Besitze einer Religion, welche in der Einbildungskraft keinen vesten Sitz gewonnen und gerade damals, wie an einem andern Orte gezeigt worden, seit langer Zeit in Verfall kam oder nicht durch eine thätige Priesterschaft unterstützt wurde, waren ihrer Anzahl ungeachtet dem Eifer und der Energie ihrer Gegner durchaus nicht gewachsen. Als der Thron und die Regierung umgestürzt worden und die Anführer die neue Religion angenommen hatten, waren die Fortschritte der Bekehrung unter dem Volke, das damals meist auf die Auctorität eines königlichen Mandates oder einer königlichen Proclamation eine neue Religion annahm, nothwendiger Weise reißend." Es verdient übrigens als eine eigene Erscheinung bemerkt zu werden, daß die muhammedanische Religion sich zu der nämlichen Zeit in Asien ausbreitete, als sie von Europa verdrängt wurde; und es ist sehr auffallend, daß diese wichtige Umwälzung sich kurz vor dem Zeitpuncte ereignete, wo die Nationen der Erde überall Etwas bekannter mit einander zu werden anfingen. Beim Nachdenken über diesen Umstand muß man zwar bedauern, daß Muhammeds Lehre der Religion und Civilisation eines gebildetern Theiles der Menschheit zuvorgekommen ist; allein jenes Bedauern wird sich sehr mäßigen, wenn unser Blick auf die Bigotterie und Grausamkeit der Portugiesen, dieser ersten Ankömmlinge im indischen Archipelagus, fällt, und wenn wir uns die gemeine und jämmerliche Politik ihrer Nachfolger im ostindischen Handel, zu welcher Nation sie auch gehören mochten, und den Einfluß dieser Politik auf das Wohl und die Veredlung der Menschen ins Gedächtniß zurückführen. Uebrigens

hat man unchristlich genug Muhammed und seine Lehre selten richtig gewürdigt und meisten Theils die ganz ungegründete Ansicht aufgestellt und Theils absichtlich, aus übertriebenem Eifer für die heilige Sache des Christenthums, Theils aus Unkenntniß des Islams und seiner Eigenthümlichkeiten recht geflissentlich verbreitet, als sei der muhammedanische Religionsglaube nur ein wunderliches Gewebe von den absurdesten und albernsten Vorstellungen. Allerdings hat die Tradition das Leben dieses merkwürdigen Religionsstifters vielfach ausgeschmückt und entstellt, und schon seine Geburt mit Zeichen und Wundern reichlich begabt. Allein dieß kann ihm so wenig zur Last fallen, als es andern Urhebern eines religiösen Institutes zugerechnet werden darf, daß seinen Vorschriften durch die Mythe höhere Bedeutung und größere Auctorität beigelegt wird. Denn nach mehrern Aussprüchen des Korans hat er sich die Gabe, Wunder zu thun, nie zugeschrieben, *) was also die arabischen Geschichtsschreiber

*) Man sehe z. B. Sur. 13, V. 9. (ed. Maracc.): „und es sprechen die Ungläubigen: ist ihm denn kein Wunder verliehen von seinem Herrn? Wahrlich du sollst predigen; ein jedes Volk aber hatte seinen Lehrer. Hier ist offenbar der Sinn, nicht zu Wunderthaten, sondern zum Verkündigen der Lehre ist Muhammed bestimmt. Eben so deutlich tritt diese Ansicht in derselben Sure V. 29 ff. (ed. Maracc.) hervor, wo es folgendermaßen lautet: „Und es sagen die Ungläubigen: ist ihm kein Zeichen verliehen von seinem Herrn? Sprich: wahrlich Gott läßt irren, wen er will, und er führet zu sich, wer sich bekehret u. s. w. Denn hier wird gezeigt, daß es unnütz sei, nach Wundern zu fragen, weil sie zur Beseligung des Menschen Nichts beitragen könnten; dem Muhammed sei aus diesem Grunde die Wundergabe versagt worden. Hiemit steht keinesweges im Widerspruche, wenn es Sur. 3, V. 13. (ed. Maracc.) heißt: „Schon habt ihr ein Zeichen an den beiden Heeren, welche mit einander kämpften; das eine Heer kämpfte auf dem Wege Gottes, das andere war ungläubig. Sie hielten sie für dop-

darüber fabeln, gehört lediglich der spätern Exornation an. Wenn man aber ohne Weiteres über den Islam den Stab bricht, so pflegt man die Lehren des Korans und die nachherigen Bestimmungen und Ausartungen nicht zu unterscheiden. Ein unparteiischer Beurtheiler wird aber doch hier denselben Grundsatz anwenden, welchen man bei der Bestimmung der Vortrefflichkeit unseres Religionsglaubens ohne Widerrede zu befolgen pflegt, daß man nämlich die traurigen Verirrungen und Abweichungen von dem, durch den Stifter vorgezeichneten, Wege nicht dem Christenthume selbst zur Last legt. Denn welchen Unsinn gäbe es wohl, der nicht unter den Christen sich eben so gut geltend gemacht hätte, wie bei den Bekennern jeder andern Religion? Nimmt man aber die muhammedanische Religionslehre, wie sie im Koran vorliegt, so wird man zwar zugestehen müssen, daß sich Vieles darin findet, was unsre Vernunft unbedenklich verwirft, abgesehen von den mannichfachen Verdrehungen der heiligen Geschichte und den abgeschmackten, selbst ins Lächerliche fallenden Mährchen und Fabeln, die hier und da eingestreut sind; allein auf der andern Seite läßt sich eben so wenig leugnen, daß vieles darin enthalten sei, wogegen das, was wir tadeln müssen, unbedeutend ist. Die Vorwürfe, welche man diesem Religionssysteme macht, sind mir nicht unbekannt; aber ich weiß auch nur zu gut, daß diejenigen, welche am Meisten über den Aberglauben der Muhammedaner schreien und die religiösen Vorstellungen der-

---

pelt so groß nach dem Blicke des Auges; Gott aber stärkt mit seiner Hilfe, wen er will. Wahrlich hierin ist ein Zeichen für den Klugen." Denn nach dem Zusammenhange erhellt, daß ein Beispiel von göttlicher Strafe gegen die Ungläubigen angeführt werden soll, also hat nicht Muhammed angeblich dieses Wunder verrichtet, sondern es wird als besondere Fügung Gottes angesehen, der durch diese Ueberschätzung des moslemischen Heeres von Seiten der Feinde dem erstern den Sieg zugewandt habe.

selben durchaus für unsinnig und albern halten, entweder gar keine oder doch nur höchst oberflächliche Kenntniß dieser unvollkommnern, aber doch immer achtbaren Religion besitzen. So viel ist gewiß, die göttliche Vorsehung bedient sich nach ihren unergründlichen Rathschlüssen dieser rohen Form des Glaubens an Einen Gott, wie sie im Koran vorliegt, eben so gut zur Erweckung, Erhaltung und Erhöhung religiöser Gefühle und Gesinnungen und zur Verbreitung wahrer Sittlichkeit, wie sie die christliche Religion in andern Theilen der Erde zu denselben Zwecken benutzt.

Zwar hat neuerdings ein englischer Cavallerieofficier bei Gelegenheit einer Reise aus Indien nach seinem Vaterlande alle Hauptmissionsplätze besucht und in seinem Tagebuche (Diary of a tour through southern India, Egypt and Palestine in the years 1821 and 1822. London 1823 8.) der Vorrede zu Folge hauptsächlich solche Nachrichten niedergelegt, welche sich auf die Anstrengungen der zur Bekehrung und Belehrung der heidnischen Nationen gestifteten Gesellschaften (also Missions- und Bibelgesellschaften) beziehen. Allein dessen ungeachtet können wir nach dem uns vorgesteckten Plane nicht allzuvieles Erkleckliches aus jenem Diario entnehmen, weil der Verfasser weniger wichtige Nachrichten und neue Thatsachen mittheilt, als vielmehr die frommen Gefühle und Empfindungen ausspricht, welche in ihm beim Besuchen der einzelnen Missionsplätze und christlichen Bethäuser Indiens und beim Zusammentreffen mit Missionarien aufstiegen. Dazu kommt noch der üble Umstand, daß die einzelnen hieher gehörenden Notizen aus dem ganzen Werke zusammengesucht werden müssen, indem der Verfasser sein Tagebuch, so wie es für seine Familie und Freunde ursprünglich bestimmt war, nur mit geringen Auslassungen hat abdrucken lassen. Auch hält er sich oft bei einem einzelnen Individuo sehr lange auf, ohne daß dadurch auf die fraglichen Institute ein besonderes Licht fällt. Die Darstellung ist überhaupt

der in den Erzählungen der Missionarien gewöhnlichen sehr ähnlich und sehr oft bleibt der Referent allzu sehr auf der Oberfläche stehen. Indeß hat er diesen Fehler mit einer großen Menge von neuern Reisebeschreibern Indiens gemein, und zeichnet sich vor mehrern durch eine gewisse Bescheidenheit aus, so daß er das Unzulängliche seines Urtheils in Dingen gern zugesteht, welche außer seinem Kreise liegen, während es eine nur zu gewöhnliche Untugend bei seines Gleichen ist, über Alles sprechen zu wollen. Zu seinem frommen Eifer für die Verbreitung des Christenthums mag sich indessen, so scheint es, eine leicht erklärliche und sehr zu entschuldigende Befangenheit des Urtheiles über die segensreichen Wirkungen der Missionsanstalten und Bibelgesellschaften gesellt haben, wodurch allerdings bei dem kritischen Forscher oft Zweifel an der Richtigkeit dieser oder jener Angabe hervorgerufen werden müssen. Schon in den Anmerkungen zu Dubois's Briefen (S. 195 ff. vergl. S. 81.) haben wir Gelegenheit gehabt, eine gerade für unsern jetzigen Zweck höchst interessante und instructive Stelle aus diesem Buche auszuheben; hier mögen, — mit Weglassung aller Reflexionen und Herzensergüsse des gemüthlichen Reisenden, nach der freilich unbequemen Anordnung des Tagebuches, noch einzelne merkwürdigere Thatsachen eine Stelle finden. Zunächst seine Angaben über einzelne wichtige Missionsplätze an der östlichen und westlichen Küste der vordern Halbinsel.

(S. 27.) „Am 16ten Juni 1821. — Tranquebar. — Als ich in einem choultry *) angekommen war, etwa $1\frac{1}{2}$ Meile von diesem Orte, so entschloß ich mich, mein Gepäck dort zu lassen und sandte einen Zettel an einen einheimischen Katecheten protestantischer Confession, John Dewasagayam aus der Schudrakaste, welcher augenblicklich zu mir kam; und wir brachten mehr als zwei Stunden in der interessantesten Unterhaltung mit einander

*) S. die Anmerk. zu S. 107.

zu. Er war ein Schüler des verstorbenen D. John von der tranquebarischen Mission und führt jetzt selbst die Aufsicht über 31 Schulen von verschiedenen Classen, welche 1,630 Kinder umfassen. Seine Zeit verwendet er auf Visitationen dieser Schulen und auf öfteres Verkündigen des Evangeliums unter den eingebornen Gemeinden, deren es viele in der Nachbarschaft von Tranquebar gibt. Da ich in ihm den ersten indischen Christen sahe, über dessen Aufrichtigkeit und wahre Ueberzeugung kein Zweifel obwalten kann, so nahm ich ein verhältnißmäßig großes Interesse an Allem, was er mir erzählte. Er war sehr vorsichtig in der Aeußerung von Hoffnung, welche er von der aufrichtigen Bekehrung irgend eines der Eingebornen, die unter seiner Aufsicht stehen, haben könnte; doch erzählte er mir mit Schüchternheit und bescheidener Freude, daß er von einigen Hoffnung habe, und daß diese Hoffnungen, so weit man auf menschliche Einsicht bauen darf, wirklich gegründet sind, kann man Theils von den Nachrichten, welche er anführt, abnehmen, und Theils von der ihm eigenen Zurückhaltung; denn er ist geneigt, die Gegenstände, von welchen er redet, eher zu verkleinern, als zu vergrößern. So darf man zum Beispiel besonders von dem Inhalte eines Briefes, welchen er mir zeigte, und den er einige Tage zuvor von einem Jünglinge in Person erhalten hat, gewißlich frohe Erwartungen fassen; dieser Brief enthält in einfachen Ausdrücken die Erzählung von einigen Vorfällen, welche ihm neulich zugestoßen sind und von denen er glaubt, daß sie seinem „Vater," wie er seinen christlichen Lehrer und Meister liebevoll nennt, willkommen seyn werden. Ich wünschte, ich hätte Zeit gehabt, diese lange und interessante Mittheilung abzuschreiben. Ajavuh, so heißt der Jüngling, beginnt mit Dankbezeugungen gegen seinen Meister für den Unterricht in der christlichen Religion, welchen er von ihm empfangen hat; erwähnt, wie heftig er in Folge seines Uebertritts zum Christenthume von seiner heidnischen Fami-

lie verfolgt worden; und dann erzählt er, wie er neulich eine Reise unternommen, für welche ihn sein Oheim, um die Kosten zu decken, mit einer Pagode *) versehen hatte, da er aber bereits 5 Fanams **) besessen, so habe er beschlossen, davon zu leben, und die Pagode zum Ankaufe einer tamulischen Bibel anzuwenden. Er spricht in einfachen, obschon feurigen und lebhaften Ausdrücken das Glück aus, welches ihm durch tägliches Lesen derselben zu Theil wird; sagt, daß es Morgens und Abends sein Studium und Vergnügen ist, und schließt dann passend mit dem wiederholten Bekenntnisse des Dankes gegen Gott und seinen Lehrer für Alles, was sie an ihm gethan haben.

„Ein Wenig vor 4 Uhr Nachmittags machten wir, John und ich, uns auf, den D. Cämmerer, den Vorsteher der dänischen Mission zu besuchen, welcher mich zu dem Fort von Tranquebar mitnahm, wo wir die erste von der Mission in Indien erbaute Kirche und die ursprüngliche Wohnung ihres ersten Missionars, des frommen Ziegenbalg, erblickten. — — Nachdem wir das Fort verlassen, unternahmen wir eine tamulische Schule zu besuchen, und kamen gleich darauf zu einem großen Gebäude auf einem Platze, die Papiermühle genannt, wo sich eine zahlreiche Schule nach dem Bell'schen Systeme in guter Ordnung befindet. Aber das Interessanteste war eine Classe junger Leute und Knaben, welche unter der unmittelbaren Oberaufsicht von John Dewasagayam für den künftigen Dienst beim christlichen Cultus erzogen werden. Mehrere von ihnen lasen, schrieben und rechneten bis zu den Brüchen und der Regel de Tri ausnehmend gut in englischer Sprache, und wahrlich einer oder zwei lasen auf eine Weise, daß es eine englische Kanzel nicht entehrt haben würde. Ich wählte bei der Prüfung der jungen Leute nur die Untersuchung

*) Siehe S. 17 Anmerk. Der Verfasser dieser Reise schätzt sie in einer Note 8 Schillingen gleich.

**) Etwa einen Schilling.

ihrer damaligen Fortschritte in christlicher Erkenntniß; aber John sagte mir, 5 oder 6 von den Beßten würden mich in meiner choultry besuchen. John selbst brachte den Abend mit mir zu und brachte seinen Schwager David mit, dessen Unterhaltung anständig und christlich war; aber ich sahe zu wenig von ihm, um mir ein vollständiges Bild von seinem Charakter bilden zu können. — — — Ich hätte fast vergessen, zu erwähnen, daß John mir einen Brief von einem Engländer zu Jaffna auf Ceylon, datirt vom vergangenen Februar, zeigte, wornach die Eingebornen dort aus sich selbst eine tamulische Bibelgesellschaft gebildet haben, unter deren Committe sich auch nicht ein einziges europäisches Mitglied befindet."

(S. 34.) „Cootallum den 17ten Jan. — — Zu Myavaram hatte Herr Rosen, ein junger dänischer Missionar von angenehmer Sitte und von einer mehr als gewöhnlich feinen Bildung, die Artigkeit, zum Frühstücke zu mir zu kommen; er ist erst neuerdings auf diesem wichtigen Schauplatze seiner künftigen Arbeiten angekommen."

(S. 35.) „Combacoonum den 18ten Jan. — Ich hielt an, um in einem Schulgebäude, welches an diesem Orte von dem ausgezeichneten Schwartz erbaut ist, zu Mittag zu essen; der Lehrer bekennt sich zum Christenthume und ist sehr gefällig, aber zugleich auch voll ungewöhnlicher Unruhe und Sorge dafür, daß die meisten einträglichen Ehrenstellen unter der brittischen Regierung ausschließlich Christen gegeben werden möchten, wie dieß nach seiner Angabe in den holländischen Niederlassungen der Fall ist; diese Maßregel, glaubt er, würde das ganze Land zum Christenthume bekehren, wenn sie von uns ausgeführt würde. Er ist ein Zögling von Hrn. Kohlhoff, welcher auf Schwartz folgte, und hat ziemliche Kenntnisse; macht aber, wie die meisten Indier, zu viele Versicherungen des Eifers, der Zuneigung u. s. w. Seine Schule besteht gemeiniglich aus 30 Kindern und gehört zur Mission von Tanjore;

sie war heute leer, wie es oft der Fall ist, wegen des Hindufestes."

(S. 36.) „An demselben Abend. Trivaltoor. Nachdem ich das Vorige zu Combaconum geschrieben hatte, besuchte mich ein sehr achtungswerther Eingeborner, erster Dollmetscher in dem gerichtlichen und dem Steuerdepartement, welcher ein Schüler von Schwartz, und so viel ich urtheilen kann, ein wahrer Christ ist, und widmete mir etwa eine Stunde der Unterhaltung. Ich hatte früherhin öfters gehört, daß die Civilbeamten der hochpreißlichen Compagnie eine offenbare Abneigung zeigen, christliche Eingeborne in ihre Dienste zu nehmen, und was ich von diesem Manne erfahren habe, bestätigt es, obschon seine entschiedene Hochachtung gegen seine Vorgesetzten immer schwächte und minderte, was ihn sonst die Wahrheit zuzugestehen angetrieben haben würde. Ich habe nachher in den officiellen Gesetzen von Madras einen Paragraph hierüber gefunden, wornach kein Christ zu der wichtigen Stelle eines Districts-Munsif oder Richters gewählt werden kann.*) Mein Freund, der Dollmetscher, nahm mich mit in sein Haus, welches sauber und nett war, und zeigte mir eine englische Presse von Schwartz und einheimische Gemählde von Serbodschi, dem jetzigen Rajah von Tanjore und seinem verstorbenen ersten Minister."

(S. 37.) „Tanjore am 19ten Januar.

---

*) In einer Beilage (Appendix B.) S. 371 hat der Verfasser aus den gesetzlichen Bestimmungen des Gouvernement Madras die betreffenden Stellen urkundlich nachgewiesen. Unter andern heißt es dort also:

„Im Jahre des Herrn 1816. — 6te Verfügung. Para VI. Die Zillah-Richter sollen den Provincialhöfen diejenigen Personen empfehlen, welche sie für den Dienst eines Districtsmunsif geschickt erachten, aber Niemand soll ohne vorhergegangene Bestätigung des Provincialhofes autorisirt werden, als Districts-munsif zu verfahren, und nur, **wenn er der hinduischen oder moslemischen Religion zugethan ist.**

Kurz nach meiner Ankunft allhier sandte der Resident, Colonel Blackburne, höflich zu mir mit der Bitte, während meines Aufenthalts in seinem Hause Platz zu nehmen, und nach dem Frühstücke ging ich in seiner Begleitung die sehenswerthesten Gegenstände, welche der Ort darbietet, zu besehen. Zuerst besuchten wir das Missionshaus und die Kirche, beide von Schwartz erbaut. Das erstere ist eine sehr kleine Wohnung und der niedlichen Wohnung des jetzigen Hauptmissionars sehr ungleich. In der Kirche ist ein Grabstein dem Andenken von Schwartz geweiht; einige Zeilen schlechter Verse sind darauf eingegraben; sie sind bloß merkwürdig als ein Beweis der Zuneigung, und weil sie aus der Feder des jetzigen Rajahs von Tanjore geflossen seyn sollen. Die zwei letzten Zeilen, wenn ich mich recht erinnere, lauten so:

„Möchte ich, mein Vater, dein würdig seyn,
Dieß wünscht und bittet dein Serbodschi!" *)

Die Schulen der Mission sind hier bedeutend, und viele andere in verschiedenen Gegenden der Provinz Tanjore sind ihnen untergeordnet. Durch Schwartzens Vermächtniß und die Freigebigkeit des Rajahs ist die Mission reich; und die Missionarien sind beschäftigt, eine Seidenmanufactur anzulegen und wollen die Kinder beiderlei Geschlechts dazu gebrauchen; aber sie ist bis jetzt lediglich im Beginnen."

(S. 53.) „Palamcottah am 15ten Februar. Ich frühstückte mit zwei Missionarien, welche zu Palamcottah angestellt sind, den ehrwürdigen Herren Rhenius und Schmidt, mit welchen ich zu Madras vorläufig bekannt geworden war. Sie hatten vor Kurzem eine Reise durch die östlichen Districte der Provinz Tinevelly gemacht und eine beträchtliche Anzahl von Gemeinden entdeckt, welche sich

---

*) May I, my father, be worthy of thee,
Wishes and prays thy Serbojee!

Christen nennen, sowohl katholische als protestantische, aber großen Theils in die beweinenswertheste Unwissenheit versunken sind. Sie bewiesen demnach die größte Dankbarkeit für den Besuch der Missionarien und nahmen einige Bücher und Tractaten in ihrer Mutter-Sprache mit einer solchen Begierde an, daß H. Rhenius bedauerte, nicht mehr Exemplare mit sich genommen zu haben. Besonders ein armer Knabe, welcher zu verschiedenen Malen vergeblich ein Buch gefordert hatte, weil die Missionarien genöthigt waren, Einiges aufzusparen, brachte ihnen, als sein einziges Mittel, Etwas zu kaufen, ein Papierstückchen voll Zucker; es war wahrscheinlich sein ganzes irdisches Besitzthum, denn die Eingebornen sind in diesen Gegenden erstaunlich arm, und leben bloß von dem knappen Ertrage des Palmbaumes. Des armen Knaben ungewöhnlicher Ernst durfte natürlich nicht unbelohnt bleiben; — er erhielt das ersehnte Buch — und Gott möge es an ihm zum Segen gereichen lassen! Ich begleitete Herrn Hough am Abende bei einem Besuche der englischen Schule in der Stadt Tinevelly. Sie ist noch in ihrer Kindheit und ist am Meisten wegen des Widerstandes merkwürdig, welchen die Brahminen gegen ihre erste Einrichtung erhoben. Jetzt ist sie indessen in voller Thätigkeit, und 2 oder 3 Brahminen haben ihre Kinder in dieselbe geschickt; denn die Wohlthat, das Englische zu erlernen, ist stets ein starkes Reizmittel, auch haben sie sich nicht öffentlich dagegen erklärt, daß die heiligen Schriften, wie es hier der Fall ist, zum Bildungsmittel gemacht werden."

(S. 54.) „Stangancheeree am 6ten Februar. Diesen Morgen besuchte ich nach dem Frühstücke eine englische und eine tamulische Schule, welche nahe bei Herrn Hough's Bungalow *) lag. Diese war weiter fortgerückt, als die eine zu Tinevelly, und ich war mehr zufrieden mit dem Resultate einer ziemlich langen Prüfung, wel-

---

*) So nennt man die Landhäuser in Indien.

che ich mit 4 christlichen Knaben über ihre Fortschritte in der Bibelkenntniß anstellte. Kurz vor dem Mittagsessen besuchte ein eingeborner Priester unseres Glaubens Herrn Hough, und ich hatte wiederum das Vergnügen mit einem wahren Christen unter unsern indischen Brüdern bekannt zu werden. Wir genossen einer langen und interessanten Unterhaltung, in welcher H. Hough mit Artigkeit und Geduld zwischen uns den Dollmetscher machte. Er erwähnte unter Anderem, daß er vor einiger Zeit im Laufe eines Jahres zwei Mal das ganze neue Testament mit einem Brahminen von Combacoonum durchgelesen und dieser seine Ueberzeugung von der Wahrheit desselben ausgesprochen und erklärt habe, er könne zu Folge derselben nicht mehr an der Verehrung der Idole Theil nehmen. Ja, er sagte: „ich hoffe, wenn ich sterbe, zu Jesus Christus zu kommen;" aber die Verfolgung seiner Freunde und die Drohung, aus der Kaste gestoßen zu werden, hinderte seine öffentliche Annahme und sein Bekenntniß des Evangeliums und er ist leider noch immer ein Brahmine. H. Hough erzählte mir, daß eine römisch-katholische Gemeinde neulich ihre Priester verlassen habe und nach Tinevelly gekommen sei, um sich in die protestantische Confession aufnehmen zu lassen. Die Priester bemühten sich, von den Ortsobrigkeiten einen Befehl zur Rückkehr zu ihnen zu erhalten; aber er wurde ihnen, und zwar mit Recht, verweigert und jenen wurde freie Wahl gelassen. Diese bekennen sich jetzt zu unserm Glauben.

(S. 56.) „Panamgoodie den 7ten Februar. Ich traf hier Hrn. Smith, einen Missionar, auf seinem Wege nach Palamcottah; er schenkte mir eine Stunde und scheint ein schlichter, einfacher, frommer Mann zu seyn, welcher für seinen hohen Beruf gut paßt; er gehört zur Londoner Gesellschaft."

(S. 57.) „Nagracoil den 8ten Febr. Nach dem Frühstücke stattete ich Hrn. Meade, dem ersten hie-

sigen

sigen Missionar von der Londoner Gesellschaft, einen Besuch ab; er war gütig genug, mir seine tamulische Centralschule zu zeigen. Ich that an die ältern Knaben eine große Anzahl von Fragen über die biblische Lehre und Geschichte, so daß er dollmetschte, und die Antworten zeigten ganz entschieden eine vollständigere Kenntniß der Schrift, als ich sie in einer der Schulen, welche ich früher kennen gelernt hatte, gefunden habe. Ein oder zwei Mal war ich völlig erstaunt über ihre Antworten" u. s. w.

(S. 58.) „Eine Mädchenschule ist eingerichtet unter der Aufsicht der Frauen von den Missionarien; allein bis jetzt hat sie wenig Erfolg gehabt; in der That sind die Sitten der Eingebornen so verderbt, daß sie sogar den Wunsch der Missionarien, solche Schulen anzulegen, von schlechten Motiven ableiten, und es kann nur ein langer Aufenthalt unter ihnen, um menschlich zu reden, das Vorurtheil einst entfernen. Nachdem die Prüfungen vorbei waren, begleitete ich die Missionarien durch ihre Grundstücke. Ihr Bungalow war ihnen zum Geschenk gemacht vom Colonel Munro, dem verstorbenen Residenten an dem Hofe von Travancore, und sie hatten eine niedliche Kirche nahe dabei zu bauen angefangen von vesten Steinblöcken, etwa 160 Fuß lang und 70 breit, befanden sich aber jetzt in Verlegenheit, da es an Geldbeiträgen mangelte. Sie haben eine Druckerpresse, welche sie in etwa 2 Monaten in Thätigkeit zu setzen hoffen; und sie haben nicht weniger als 20 kleine Kirchen und noch mehr Gemeinden in verschiedenen Gegenden des Landes, südlich und östlich, zu besorgen. Im Ganzen darf man von dieser Mission sich Etwas versprechen; und sie wird mit Gottes Segen von ausgebreitetem Nutzen seyn, besonders wenn H. Meade's Leben von beträchtlicher Länge seyn wird. Am Abend zeigte man mir ein Circulare, welches in dem Südseeeilanden gedruckt, und von einem der dortigen Missionarien an H.

Meade, welcher sein Freund ist, geschickt worden war. Es enthält einen Bericht von der Versammlung des Königs, der Chefs und der Eingebornen zur Bildung einer Hilfs- und Missionsgesellschaft. Mehrere ihrer Reden waren aufgezeichnet und von großem Interesse; der Zweck der Versammlung ward einstimmig gebilligt, wovon sie dadurch den sichersten und genügendsten Beweis ablegten, daß sie beschlossen, nach ihrem beßten Vermögen für die Verbreitung des trefflichen Evangeliums zu unterzeichnen, dem sie selber so viel verdankten; seit sie, wie von einem ihrer Chefs gut bemerkt wurde, „alle nun in Ruhe schlafen können, Statt Pulver und Kugeln unter ihr Kopfkissen zu legen.“

(S. 64.) Cotyam den 19ten Febr. Ich verließ Aleppie erst nach halb zehn Uhr, da ich Hrn. Norton's Schulen zu besuchen hatte. Sie haben nicht die Fortschritte gemacht, welche man erwarten sollte; denn es macht große Schwierigkeit, die Eingebornen dahin zu bringen, daß sie ihre Kinder in die Schulen schicken, wegen eines Gerüchtes, welches die Römischkatholischen in der Nachbarschaft emsig verbreitet haben, daß sie sie nach vollendeter Erziehung nach England schicken würden; und Nichts ist so unsinnig oder unwahrscheinlich, das nicht bei diesem Volke Glauben fände, zumal wenn es ihren Begriffen und Vorurtheilen entspricht. H. Norton hat eine schöne Kirche nahe bei seinem Hause, auf Subscription erbaut, und scheint bei seinen Verlusten mit unvermindertem Eifer zu arbeiten. Da in Aleppie ein großer Zusammenfluß von Arabern Statt findet, um Bauholz zu holen, so hat H. Norton durch sie Gelegenheit gefunden, eine ansehnliche Anzahl arabischer Bibeln auszutheilen; und in dieser Hinsicht kann dieß späterhin eine wichtige Station werden. D. Prendergast, der neue katholische Bischof von Verapoly und apostolischer Vicar des Papstes, war zu Aleppie auf einer geistlichen Visitation dieses Theiles seiner Heerde; aber ich habe ihn nicht gesehen. Er soll sehr wenig beliebt seyn, weil er aus-

drücklich und offen gegen den Bilderdienst geprebigt hat, und denen, welche können, ihre Bibeln zu lesen empfiehlt."

Erhellt nun aus diesen einzelnen Angaben, daß der Verfasser des „Tagebuchs" gern recht vieles Gute von den Wirkungen der Missionen anführen möchte, so sieht man doch zugleich aus seinen aufrichtigen Geständnissen von den mannichfaltigen Schwierigkeiten bei ihren Unternehmungen, daß das Resultat, wie es Dubois, nur in größerer Bestimmtheit, hingestellt hat, sich bestätige. Damit sich aber nicht Jemand durch die einzelnen frohen Aussichten, welche der Reisende, offenbar aus Liebe für Religion und Tugend, zu eröffnen geneigt ist, sich nicht bestechen lasse und hinter den Hoffnungen des frommen Mannes mehr suche, als in Wahrheit darin liegt, so geben wir zur Vergleichung einige andere, vor nicht langer Zeit, ebenfalls an Ort und Stelle niedergeschriebene Bemerkungen eines Dänen, der im Auftrage seines Königs die dänische Mission nach ihrem damaligen Zustande, ihrem bisherigen Erfolge und den Erwartungen, welche sie für die Zukunft gibt, mit einer Commission zu untersuchen und über das Ergebniß dieser Untersuchung höhern Orts zu berichten hatte. Zwar sind die Briefe jenes rechtschaffenen Mannes, der die Wahrheit ohne Scheu und Rückhalt sagen zu müssen glaubte, bereits in Röhr's krit. Pred. Bibl. (5. Bd. 1. Stück S. 152 ff.) abgedruckt worden; dessen ungeachtet glaube ich, sie hier nochmals dem Drucke übergeben zu dürfen, da sie aus der Feder eines Mannes kommen, der nicht bloß Geschicklichkeit und Unbefangenheit genug besaß, um die Wahrheit zu erforschen, sondern dessen Pflicht es sogar war, sie ohne alle Rücksicht auszusprechen. Sie sind ursprünglich dänisch geschrieben, und ganz treu ins Deutsche übersetzt. Wenn wir aber den Namen dessen, der sie geschrieben, nicht nennen, so wird Niemand davon ein Argument gegen die Glaubwürdigkeit derselben hernehmen wollen; denn wir dürfen ei-

nen Jeglichen versichern, daß er ein höchst geachteter und durchaus glaubwürdiger Mann ist. Wer Dubois Briefe gelesen hat, dem wird die Uebereinstimmung desselben in seinen Angaben mit dem dänischen Berichterstatter nicht entgehen. Doch man lese, und prüfe selber!

Tranquebar, d. 8. Mai 1823.

...."Hier muß man Zeuge seyn, wie weit es der aufgeklärte Europäer in Niederträchtigkeit bringen kann, und wie bejammernswerth, wie niederdrückend für den menschlichen Geist die Verfassung ist, in welcher die eingebornen Bewohner dieses Welttheiles ihr Leben zubringen müssen. Der Europäer rühmt sich, den Segen des Kreuzes über die größte Strecke des Landes verbreitet zu haben, das er sich hier durch Betrug zugeeignet hat; das ist aber unwahr. Durch seine Laster hat er Hindostans-Heiden den Namen eines Christen verachten und hassen gelehrt. Ich speisete gestern bei **. Ueber Tische fragte mich S., ob ich heute — es war Christi Himmelfahrts-Tag — in die Kirche gehen wollte? Die Gesellschaft hielt diese Frage für einen witzigen Scherz, und schlug ein lautes Gelächter auf. Es schnitt tiefer in mein Herz, dieses Gelächter, als der wilde Lerm, den ich draußen in der heidnischen Pagode gehört hatte.

Am 9. Mai. Ich habe gestern den dänischen Missionar, Cämmerer, predigen hören. Es scheint ein sehr wackerer Mann zu seyn. Für jetzt ist er der einzige Missionar in Tranquebar; er wird von einem Manne, Namens Schreivogel, assistirt. Beide sind Deutsche und durch die hallische Missionsanstalt hieher befördert.

Pondichery, den 10. Juni 1823.

Der Eindruck, den der Anblick dieses Welttheiles bei einem jeden neuangekommenen Europäer wecken muß, welcher

gewohnt ist, die Menschheit zu achten, deren Wohl zu fördern er als Mensch für seine erste Pflicht anzusehen hat, ist — ich darf wohl sagen — traurig. In Europa würde sich doch der hochmüthigste Herr schämen zu leugnen, daß seine Untergebenen Menschen sind wie er, wie viel er sich auch in seinem Verhältnisse gegen sie für erlaubt halten möge. Hier aber, in Indien, würde man sich höchlich wundern, wenn man Jemanden die Eingebornen des Landes anders als Geschöpfe betrachten sähe, welche — höchstens — ein Wenig über den Thieren stehen. Und wahr ist es leider; standen die Indianer jemals auf einer hohen Stufe als aufgeklärtes Volk, so sind sie jetzt desto tiefer gesunken. Daß europäische Cultur unter ihnen Eingang finden sollte, dazu sind die Aussichten sehr schwach. Ihr unglückliches Kastenwesen legt aller Aufklärung unter ihnen ein unüberwindliches Hinderniß in den Weg, und die Brahminen üben über sie Alle die schrecklichste Geistestyrannei aus. Die Eintheilung in Kasten und die verschiedenen Rechte derselben werden mit Sorgfalt von den Engländern geschützt, nicht von ihrer Menschlichkeit und Gerechtigkeit, wie sie es nennen, — sondern von ihrer Politik. So lange die Kasten, gegenseitig über die Vorrechte der andern eifersüchtig, und sich hassend wegen der Huldigung, die die niedere Kaste der höheren zeigen muß, in ewigem Streite mit einander leben — so lange Patriotismus und Gemeingeist Begriffe sind, wozu sich in der malabarischen Sprache nicht einmal ein entsprechendes Wort findet, so lange steht Englands Herrschaft in Indien vest. — Von der Wirkung der Missionen bekommt man, wenn man die Berichte durchsieht, welche hierüber nach Europa geschickt werden, ziemlich hohe Begriffe; wie verschieden sind aber diejenigen, welche man erhält, wenn man hier mit eigenen Augen sieht! Einzelne, aus ihrer Kaste wegen grober Verbre-

chen ausgestoßen, lassen sich taufen, dazu durch die Hilfe und Unterstützung bewogen, welche die Missionare verpflichtet sind den getauften Indianern zu leisten, und welche diese nun unter ihren Volksgenossen vergebens suchen. Allein — so groß ist ihre Furcht vor den Brahminen — gleich nachdem sie getauft sind, gehen sie zur Pagode, um daselbst ihr Verbrechen abzusühnen. Eine jede religiöse Handlung, z. B. die Trauung, welche nach dem Ritus der christlichen Kirche vorgenommen worden, wird gleich darauf mit den heidnischen Ceremonieen wiederholt. Obgleich getauft, sind die Indianer fast nie dazu zu bewegen, mit einem Europäer zu essen. Nicht nur unter ihren eigenen Landsleuten sind die getauften Indianer mit der größten Verachtung angesehen; als in der Regel höchst verdorbene Menschen sind sie es auch von den Europäern. Keiner von diesen will einen solchen in seinen Diensten haben. Erfährt Jemand, daß einer von seinen Bedienten getauft ist, so jagt er ihn augenblicklich fort. Was ist unter solchen Umständen wohl zu hoffen für die Ausbreitung des Christenthums unter den Hinduern? Glauben Sie nicht, daß ich in dieser Schilderung zu dunkle Farben aufgetragen habe. Während meines Aufenthalts in Tranquebar kam R. dahin zu einem Besuche. Mit ihm unterhielt ich mich viel von dem Missionswesen. Er bestätigte nur allzusehr, was ich über diesen Gegenstand schon früher gehört hatte. Er war der Meinung, daß die Anlage von Schulen, wie diejenigen, womit die Missionsgesellschaft in Serampore den Anfang gemacht hat, wo man das Fassungsvermögen der Indianer dadurch zu bilden sucht, daß man ihre Begriffe von allgemeinen Gegenständen aufklärt, und in welchen — damit nicht die Indianer abgeschreckt werden, ihre Kinder in diesen Schulen unterrichten zu lassen — in keiner positiven Religion Unterricht gegeben werden darf, daß dieß die einzige Art sei, auf welche man erwarten könne, dem

Christenthume Anhänger in Indien zu verschaffen: ein Werk, für welches bis jetzt so Viel gethan und so Wenig ausgerichtet worden ist. Und — man könnte wohl fragen — wie wäre es anders möglich? Was wäre nicht erforderlich, um das Vorurtheil zu überwinden, welches die Hinduer nothwendig gegen eine Lehre haben müssen, deren Bekenner sich — ich möchte fast sagen — durch alle denkbare Laster entehren. Es waren nicht Europas edle Männer, welche nach Indien gingen, um Schätze zu sammeln. Und was englische Vereine mit ihren reichen Gaben zum wahren Wohle der Heiden wirken können, ist nur wenig zu rechnen gegen das Verderben, welches von den englischen Armeen und Officianten ausgeht, und welches den letzten Rest von Moralität bei den Hinduern untergräbt.

Serampore, den 23. Juni.

....Das sogenannte College allhier ist eine bloße Schule, größten Theils für Kinder von gemischter Herkunft. Von dieser Einrichtung muß man nach den Berichten darüber große Begriffe haben, aber sie vermindern sich, wenn man sie näher betrachtet. Leider ist dieses der Fall mit fast Allem, was man in Indien zur Veredelung der Hinduer und zur Beförderung des Christenthums gewirkt zu finden erwartet. Die englische Herrschaft, welche lediglich von dem bösen Dämon, dem Handelsgeiste, geleitet wird, thut Wenig oder Nichts um das Licht unter den unglücklichen Heiden dieser Halbinsel zu verbreiten. Die Abgötterei mit allen ihren Gräueln, Trotz einem jeden Versuche sie zu bekämpfen; ja — man wird es wohl in Europa kaum glauben — sie wird mit Kraft von der englischen Politik unterstützt. Die Wirksamkeit der Missionen wird auf mehrere Weise beschränkt. Man sieht mit Ruhe täglich Kranke, an deren Genesung ihre unwissenden Aerzte zweifeln, nach dem Gan=

ges bringen, um da getödtet zu werden, indem man ihren Mund mit dem Kothe dieses heiligen Flusses zustopft, damit sie selig sterben."

Da die bisherigen Nachrichten über die in Indien lebenden syrischen Christen keineswegs zahlreich und erschöpfend genannt werden können; wollen wir aus dem oft erwähnten Diary of a tour through southern India noch diejenigen Data hier zusammenstellen, welche auf sie Bezug haben. Im Ganzen tritt der Verfasser Buchanans Angaben (Christian Researches in Asia, London 1811) bei, den er sich nach S. 101 zum Führer erwählt hatte. Mit D. Buchanan's Berichte über sie (die syrischen Christen) in der Hand ging ich, wohin er gegangen und zuweilen wohin er nicht gegangen war; und ich ergreife mit Vergnügen diese Gelegenheit, das Zeugniß eines Individuums zu geben, welches zwar ohne Ansehen und unbekannt, aber doch Augenzeuge von dem Meisten war, was hierüber der erste Freund und jetzt geliebte Wohlthäter der übersehenen Syrer behauptet hat; „Für die Glaubwürdigkeit dieses Mannes ist auch in der Beilage C. (p. 372 im Diary) ein Auszug aus einem Briefe des Herrn Hough, des englischen Predigers zu Palamcottah, gegeben: „D. Buchanans Bericht von diesem Volke ist unverdienter Maßen herabgesetzt worden. Ich reiste mit seinem Buche in der Hand; besuchte 4 von den Kirchen, welche er beschrieben hat, verglich seine Beschreibungen mit dem, was ich sahe, und fand, daß seine glühende Sprache, wofür ich sie in der Ferne genommen, meine Gefühle an Ort und Stelle nicht unpassend ausdrückte. Ich möchte den nicht um seine Gefühle beneiden, der eine Schaar Christen in den Gebirgen und Wildnissen von Malabar, welche Trotz ihrer traurigen Lage das Wort Gottes glauben und verehren, ihre Unwissenheit gestehen und Belehrung wünschen, mit andern Empfindungen, als D. Buchanan besuchen könnte. Ich fragte einige Männer in Travancore, von welchen ich die gewöhnlichen

Klagen über des Doctors Uebertreibungen wiederholen hörte, ob sie ein einziges Factum erwähnen könnten, worin er von der Wahrheit abgewichen sei; und nicht eins wurde angegeben. Die Missionarien fühlten zuerst, daß der Zustand des Volkes den Erwartungen nicht entsprach, welchen die asiatischen*) Untersuchungen in ihrem Geiste erregt hatten; aber es folgt nicht nothwendig daraus, daß die darin gegebenen Schilderungen falsche Darstellungen enthielten. Ich denke nicht, daß sie den Doctor einer Ungenauigkeit beschuldigen und glaube wirklich, daß sie ihm für den belebten Styl danken, welchen er im Schreiben angenommen hat." — Indeß liegen selbst in dieser Rechtfertigung einzelne Winke, welche die allgemein verbreitete Ansicht von Buchanans nicht rein historischer Darstellung unterstützen; auch hebt Hough in demselben Briefe die große Unwissenheit und die gesunkene Moralität hervor, während erstere in Buchanans Darstellung nicht so groß erscheint. (Vergl. oben die Anmerk. **) zu S. 20). Doch wir kehren zu dem Diary zurück. Die wichtigern Angaben über die syrischen Christen möchten folgende seyn.

(S. 65.) Cotyam den 19. Febr. — Wir erblickten einige Häuser der Missionarien zu Cotyam, erbaut auf einem etwas erhabenen Platze in nicht großer Entfernung von einander, und nicht lange darauf entdeckten wir eine alte Kirche zu unserer rechten Hand in einer romantischen Lage zwischen den Bäumen und wenig erhoben über das Thal, welches der Fluß, welchen wir hinauffuhren, durchfließt. Ein Wenig weiter zur Linken, im Thale, lag das syrische Collegium. Ich landete etwa ½ Meile von Hrn. Fenn's Hause und reisete zu Fuße weiter; aber ehe ich noch seinen Grund und Boden betrat, kam er mir

*) Im Originale steht African; dieß ist aber gewiß ein Druckfehler Statt Asiatick; denn es sind offenbar Buchanans Christian Researches in Asia gemeint.

entgegen und bewillkommnete mich auf eine christliche Weise. Er und die Herren Bailey und Baker, Geistliche der englischen Kirche, sind von der besonderen Missionsgesellschaft derselben zu den malabarischen Syrern gesandt.

(S. 66.) den 20sten Febr. — Ich begleitete die Hrn. Fenn und Baker zur syrischen Kirche in dem Dorfe Cotyam, wo man gerade mit der Feier religiöser Gebräuche beschäftigt war, und sich auf ein Fest zum Andenken an einen alten antiochenischen Bischof vorbereitete, welcher den syrischen Christen mehrere wesentliche Dienste geleistet, hier gestorben und begraben ist. Das Fest war wenigstens eine ärmliche Nachahmung besserer Zeiten; denn reichliche Quantitäten von Reis und andern Nahrungsmitteln standen für alle Arme bereit, welche zum Feste zu kommen Lust hatten. Als wir zur Kirche kamen, empfing uns der Metropolit, Mar Dionysius in einem kleinen Zimmer, welches in sie führte und zur Wohnung eines ihrer Catanars *) führte. Des Metropoliten Aeußeres ist angenehm und würdevoll, seine Haltung gut; er scheint 40 oder 42 Jahre alt zu seyn, hat eine feine Gesichtsbildung (offenbar nicht indischen Stammes), mit dem Ausdrucke eines milden guten Sinnes, mit einem sanften, liebevollen Blicke, welcher unsere natürliche Sympathie und Zuneigung augenblicklich gewinnt. Er empfing mich mit Artigkeit und drückte mir die Hand; mein Benehmen sprach, wie ich hoffe, die Achtung, welche ich nach alle dem, was ich gehört, von seinem wahren Werthe hatte, vollkommen aus. Nach einer kurzen Unterhaltung, welche meisten Theils in Höflichkeitsbezeugungen bestand und indifferente Dinge betraf, gingen

*) So nennt man die Priester der syrischen Kirche; bei Buchanan (Neueste Untersuchungen über den gegenwärtigen Zustand des Christenthums u. s. w. S. 110) heißen sie Cassanaren, etwa vom syrischen Worte coschro, nach der nestorianischen Aussprache caschra?

wir die Treppen hinauf zu einer Gallerie, von welcher man das Innere der Kirche überblickt und wo wir Alexandern fanden, einen der geachtetsten Catanars; dieser deutete fast augenblicklich auf den großen Verlust hin, welchen die Syrer neuerdings dadurch erlitten hätten, daß ihr verehrter Beschützer, der Colonel Munro, sich von den öffentlichen Angelegenheiten zurückgezogen. Inzwischen versammelte sich das Volk zum Gottesdienste, die Catanars aber zogen ihre Gewänder im Angesichte der ganzen Kirche und auf eine Weise an, welche großen Mangel an Ordnung und Anstand bewies. Nachdem der Dienst begonnen, waren sie Alle aufmerksamer. In der Ausführung gleicht er den abergläubischen Gebräuchen der römischen Kirche sehr; aber gegen das Ende fand ich mit Vergnügen, daß ein Stück des Neuen Testaments nach einem in England im Malayalimdialekte, der Muttersprache der Syrer, gedruckten Exemplare vorgelesen wurde und das Volk aufmerksam zuzuhören schien. Die Kirche selbst war klein und mehr einer Capelle, als einer Kirche im Innern ähnlich, aber ganz voller Menschen. Es waren keine Bilder darin, sondern nur einige erbärmliche Sudeleien von Malerei über dem Altare. Von dem Abendmahlstische gingen einige Stufen hinab, an welche Leuchter gestellt waren, und in der Mitte der obersten Stufe stand ein hölzernes Kreuz, dessen Fuß mit einer Glorie, dem Anscheine nach von solidem Silber, umgeben war. In dem Schiffe der Kirche war ein großes silbernes Kreuz, welches vor Kurzem von dem Bruder des Metropoliten, einem reichen Syrer, geschenkt worden war. Der Metropolit saß auf der Gallerie mit uns während des Gottesdienstes und sprach den größten Theil der Zeit hindurch, aber immer bescheiden und leise. Diese Gallerie, auf welcher wir saßen, bildet einen Theil der Wohnungen für die Catanars der Kirche, und wird gemeiniglich nicht als ein Theil der letztern betrachtet. Ich war sehr betroffen über den Unterschied, welcher sich in Farbe und Gesichtsbildung zwischen

vielen Syrern (den jacobitischen Syrern, wie sie sich nennen) und dem großen Haufen der indischen Eingebornen zeigte. — — Um Verwirrung zu vermeiden, und die gegenseitige Thätigkeit zu vermehren, haben die Missionarien auf Hrn. Fenn's Vorschlag sich ein jeder seinen besondern nützlichen Wirkungskreis bestimmt. Fenn führt die Aufsicht über das Collegium und was dazu gehört; Baker über die Schulen; und Bailey übersetzt, predigt und visitirt die Kirchen. — — Sie sprechen in hohen Ausdrücken von des Metropoliten Demuth und einfachem, guten Sinne. — Wenn die Missionarien einen Wunsch aussprechen, so willigt er sofort fröhlich ein, sofern es in seiner Macht steht; aber sie thun dieß selten geradezu, in sofern sie lieber Verbesserungen leiten wollen, welche von ihren Vorschlägen ausgehen. — Einige Verbesserungen sind bereits durch sie bewerkstelligt, und unter diesen eine sehr wichtige: nämlich die Verheirathung einer großen Anzahl von den Catanars.*)

(S. 71.) Am 21sten Febr. — Hr. Fenn führte mich diesen Morgen in das Collegium. Es ist ein für diese Gegend artiges Gebäude und gewiß für seinen jetzigen Zweck recht passend. Seine Form ist die eines kleinen Vierecks mit einer offnen Area in dem Centrum, wie dieß bei den Collegien unsrer Universitäten nicht ungewöhnlich ist; und außerhalb des vordern Einganges des Gebäudes, aber nahe dabei, ist die Capelle. Das Collegium hat 2 Stockwerke und besitzt eine nützliche, obschon sehr kleine Bibliothek, die hauptsächlich auf Unkosten der Missionsgesellschaft der englischen Kirche angeschafft wird. Es sind jetzund 14 Studirende dort, welche für den geistlichen Stand bestimmt sind, außer einer ansehnlichen Anzahl von Knaben, die aus den kirchlichen Schulen ausgewählt und zur Voll-

*) Vergl. was S. 56 Anmerk. *) berichtigend gegen diese Angabe erinnert worden.

endung ihrer Bildung hieher gesandt sind. Das Ganze ist noch in seiner Kindheit, da es erst 14 Monate in Thätigkeit gekommen; aber ich habe selten eine Anstalt gesehen, welche für die Zukunft mehr als diese verspräche, und zwar sind hier 3 Hauptursachen: die Liebe der jungen Männer und Knaben gegen ihre Lehrer, ihre sich stark aussprechende Lernbegierde und des Lehrers Fähigkeit, seine Stelle, für welche er sich aufs Wärmste interessirt, auszufüllen. — —

(S. 77.) Auf dem Pandaflusse den 23sten Febr. — Die Kirche von Chinganore gehört zu den ältesten syrischen Kirchen; es läßt sich aber nicht angeben, wann sie gebaut worden. — — In der Kirche sind mehrere alberne und jämmerlich ausgeführte Kleckssereien an die Wände gemacht, unter andern eine Abbildung von St. Georg und dem Drachen. Ich fragte nach ihrer Geschichte dieses mit Unrecht sogenannten Heiligen, welchen meine Landsleute so besonders zu ihrem Patrone erwählt haben; und was sie mir von ihm erzählten, stimmte so genau mit den Berichten in den albernen römisch-katholischen Legenden überein, daß ich aus diesem Umstande und aus einigen andern vermuthen konnte, diese Malereien, Erzählungen und selbst viele von den jetzigen kirchlichen Ceremonieen und Processionen existirten erst seit der portugiesischen Tyrannei bei ihnen. — — Auf der Mauer inwendig ist ein Kalender von ihren beweglichen Festen und der syrische Glaube angebracht.

(S. 82.) Mavelicaree den 25sten Febr. — Wir blieben heute hier, um den Sabbath zu halten und beschlossen, nicht abzureisen, bis es finster würde. Als der syrische Gottesdienst des Tages vorüber war, in welchem zuerst die Gebete eben so wohl als Stücke der heiligen Schrift, im Malayalim-Dialekte vorgelesen wurden, ging Hr. Bailey einen Theil der englischen Liturgie in derselben Sprache durch und dann hielt er einen kurzen Sermon über 1 Joh. 4, 9. Während desselben waren die Anwesenden gegen ihre gewöhnliche Sitte ganz aufmerksam, und

auf einen Haufen gedrängt, um dem Prediger näher zu seyn. Die Catanars schienen besonders erstaunt, Theils über die Neuheit, Theils über das Interessante des Vorfalles; denn dieß war der erste Sermon, den sie hörten, da das Predigen bei ihnen nicht Sitte ist. Aber Hr. Bailey hat sie ermuntert es anzufangen, und ich hoffe, sie werden es mit der Zeit; noch sind aber die Meisten von ihnen dazu zu unbekannt mit der Schrift. Sobald die Predigt geendet, lenkte einer von den Catanars die Aufmerksamkeit des Volkes auf einen Brief des Metropoliten, worin er einer gewissen Person, welche sich eines Versehens schuldig gemacht hatte, für jetzt den Besuch der Kirche untersagte. Es ist in der That eine temporäre Excommunication; ich bin aber mit dem Erfolge derselben unbekannt. Den Nachmittag wurden 3 syrische Paare verheirathet und wir wohnten der Ceremonie bei. Es war ein gutes Theil Mummerei. Eine jede der Parteien legte einen Ring und ein Crucifix auf den Tisch, nach deren Weihung trat der erste Catanar hervor und legte die rechte Hand der Braut in die rechte Hand des Bräutigams und that dann einen Ring an den Finger derselben. Nach einem kurzen Gebete legte er ein goldnes Halsband mit einem großen goldnen Crucifixe auf des Bräutigams Hals, nahm den Ring der Braut und bevestigte ihn an einer kleinen goldnen Kette, that diese um ihren Hals und gab die Enden der Kette in des Bräutigams Hand; dann legte er den Schleier über ihren Kopf und nach einigen kurzen Gebeten machten Braut und Bräutigam der Kirche und den Priestern Geldgeschenke und so schloß die Ceremonie. — — In der Kirche hatten alle syrische verheirathete Frauen Kopf und Schultern mit dem Schleier verhüllt, etwa wie die spanischen Damen mit der Mantilla, während die unverheiratheten in bloßem Kopfe gehen. Männer und Weiber sind immer getrennt in der Kirche. — Die Syrer bedienen sich des nicänischen Symbolums, welches mit dem unsern

gleichlautend ist, mit der einzigen Ausnahme (wie in den östlichen und griechischen Kirchen), daß der heilige Geist als bloß „vom Vater" und nicht „vom Vater und Sohne ausgehend" gedacht wird.

(S. 88.) Cotyam den 1sten März. — Am Abend kam der Metropolit in seiner prächtigen Kleidung zu uns; er hatte dieß zu thun freundlich versprochen, damit ich ihn in pontificalibus sehen könnte. Er hat dann eine Mitra als Kopfbedeckung und der geistliche Hirten- oder Bischofsstab wird vor ihm hergetragen. Dieser ist von einer ganz antiken Form, der Knopf ist mit Gold verziert und der Stab selbst ist von polirtem weißen Holze mit einem Silberstreife, welcher vom Knopfe bis an die Spitze spiralförmig herabläuft.

(S. 99.) Balghatty den 6ten März. — Wir blieben bis zum Abende zu Mamalicherry und unterhielten uns während unseres Aufenthaltes mit dem Malpan. *) Er ist ein großer Vertheidiger der Pflicht des häufigen Fastens und gibt nicht seine unbedingte Zustimmung zu der Einrichtung, daß man den Catanars die Ehe gestattet, obschon er sich nicht offen widersetzt, weil er nicht leugnen kann, daß der letzte Bischof, welcher von Antiochien vor etwa 60 Jahren zur Visitation kam, darauf bestand und ausdrücklich die 4 Malpans zu seiner Zeit antrieb, Frauen zu nehmen. — — Dieses Malpans Auctorität und Einfluß in der syrischen Kirche ist sehr bedeutend, weil er wegen seiner Talente und Kenntnisse sehr geachtet wird; in der That ist seine wirkliche Hartnäckigkeit den Missionarien nützlich; denn da sie keine Verbesserung vorschlagen können, ohne sich mit ihm zu berathen, noch eine ohne seine Concurrenz dabei vornehmen dürfen, sind sie sicher, daß sie nicht zu viel thun und über das jetzige Licht und die jetzige

*) Es ist das syrische Wort malpono Lehrer, nach der eleganteren, nestorianischen Aussprache malpana und ohne die Artikelform malpan.

Erkenntniß der Syrer hinausgehen. Folgendes sind die 4 wichtigen Verbesserungen, welche mit allgemeiner Zustimmung, oder wenigstens, ohne daß sich offenbares Mißfallen gezeigt hätte, gemacht worden sind.

1) Die Ehe des Klerus.

2) Die Entfernung der Bilder aus den Kirchen.

3) Das Vorlesen eines biblischen Abschnittes an jedem Sonntage in Malayalim-Dialekte.

4) Die Eröffnung von Schulen, welche mit den meisten Kirchen verbunden sind.

Diese Reformen mögen sicherlich als allgemein in der Idee betrachtet werden, obschon man in der Wirklichkeit wegen der Entfernung mehrerer Kirchen, und wegen des kurzen, seit dem Beginnen der Reformen verstrichenen Zeitraumes von ihnen noch nicht sagen kann, daß sie in allgemeine Wirksamkeit getreten sind; in einigen Monaten später, zweifle ich nicht, sind sie es mit Gottes Segen gänzlich. Unter die partiellen Verbesserungen mag gerechnet werden die verringerte Hochschätzung des Pompes und der Ceremonieen in den Augen des obersten Klerus, ein offen gezeigtes Verlangen, die Schrift zu studiren, eine demüthige Anerkennung des schrecklichen Zustandes der Unwissenheit, in welche Alles versunken ist, Dankbarkeit gegen diejenigen, welche bei der Entfernung derselben Beistand leisten und eine größere Aufmerksamkeit auf Reinlichkeit und Decenz in der Kleidung.

(S. 106.) Trichoor den 6ten März. — Zu Varapoli ist ein Collegium für die römisch-katholischen Syrer, etwa 14 Studirende enthaltend; und ein anderes für sehr wenige Portugiesen, welche etwas Latein lernen, um die römische Liturgie lesen zu können, aber wahrscheinlich ohne den Sinn davon zu verstehen.

Dieß ist das Wichtigste unter Allem, was der Verfasser des „Tagebuchs" über die syrischen Christen in Indien mitgetheilt hat. Allenfalls verdient es noch einer

Erwäh-

Erwähnung, daß auch er der schrecklichen Bedrückungen gedenket, welche sie von den Heiden, ohne bei den englischen Behörden Hilfe zu finden, schon längere Zeit erdulden. Die Hauptstelle darüber lesen wir S. 73 ff. „Kaum hatte Colonel Munro (welcher sich der Syrer sehr angenommen hatte) die Gegend verlassen, als sie aller ihrer Stellen bis auf acht, beraubt wurden, ohne daß man die Ursache angab; und die Einwohner dieser 8 wurden als Zahlmeister und Cassirer beibehalten, weil es schwer war, andere gleich zuverlässige zu finden. Da die Unterbeamten des Gouvernements Travancore aus diesen Vorfällen sahen, daß sie nun ungestraft die Christen plagen und beleidigen könnten, so übten sie Grausamkeiten gegen sie aus, deren Detail kaum glaublich ist, unter einer Regierung, bei welcher ein englischer Beamter hinreichenden Einfluß besitzt, dieß Alles abzuwenden, wenn er Lust gehabt hätte, ihn anzuwenden. Folgendes sind einige der Quälereien, welche ich von den Syrern gehört und nach deren Bestätigung ich so gut als möglich geforscht habe. Obschon die Mittel zur Nachforschung für mich gewiß sehr beschränkt waren, und nur einen Theil betrafen, so habe ich doch im Ganzen Ursache zu glauben, daß keine große Uebertreibung oder Ungenauigkeit darin ist. Ihre heidnischen Nachbarn nöthigten sie, ohne Bezahlung zu arbeiten, nicht allein an den Sonntagen, sondern auch an der Reparatur heidnischer Pagoden. Sie versperrten die Straßen zu ihren Kirchen, namentlich unter andern zu der in Carancherry; — sie weigerten sich, ihnen Salz zu irgend einem Preise zu verkaufen; — Gerechtigkeit wurde ihnen beständig und bei allen Gelegenheiten verweigert; und in mehrern Fällen wurden sie der Folter übergeben. — — Ein Unterbeamter der Ranee (Königin) ergriff einen christlichen Eingebornen von Cotyam, um Geld von ihm zu erpressen und unter keinem andern Vorwande, als aus bloß willkührlichem Verlangen. Als der Syrer sich

weigerte, die verlangte Summe zu zahlen, so legten der Beamte und seine Collegen mit Gewalt seine Beine kreuzweis über einander und zwar so über und unter den obern Theil der Schenkel, daß der arme Dulder, nachdem er durch die erschreckliche Qual dieser Stellung überwältigt worden, der Hilfe eines starken Hebebaumes bedurfte, um frei zu werden. Die Missionarien, in der sehr richtigen Meinung, daß eine Verwendung von ihrer Seite in Dingen, welche nicht zu ihrem unmittelbaren Berufe gehörten, nicht rathsam sei, weigerten sich lange, einen Schritt zu thun; aber als diese Grausamkeiten fortdauerten und ihr Schweigen für Gleichgiltigkeit gegen die Leiden ihrer armen Brüder ausgelegt wurde, fanden sie sich wenigstens bewogen, einen Bericht hievon dem dortigen Residenten vorzulegen. Der Resident aber schob, wie wir von ihm hoffen, nur zu Folge seiner allgemeinen Instructionen, obschon ein Abgehen von denselben in diesem Falle kaum gemißbilligt worden wäre, die Klage gänzlich an den Duan, also an eine Person, welche selbst am Ende an dem ganzen Betragen Theil hatte, und deren natürlicher Brahminenhaß gegen den Christennamen und die Begierde, auf irgend eine Weise sich zu bereichern, durch die Mäßigung und Zurückhaltung, die unter dem Auge des Colonel Munro angewandt werden mußte, auf einen hohen Grad gesteigert ist. Ich brauche kaum hinzuzufügen, daß die Bedrückungen unbestraft und ohne Minderung bis auf diesen Tag fortdauern. Man befürchtet sie noch nicht einmal in England, sonst würde mein edles Vaterland ihnen schon ein Ziel gesetzt haben; aber, bei Gott! sie sollen bekannt werden. Denn bei Dingen der Art würde Schweigen wahrlich ein nicht viel geringeres Verbrechen seyn, als Theilnahme daran."

Auch Fitzclarence hat in seinem Journal of a route across India through Egypt to England. London 1819 S. 104 ff. einige gewichtige Worte über den Zustand

des Christenthums in Indien ausgesprochen. „Ich muß hier, sagt er, obschon mit Seufzen bekennen, daß ich mich nicht darüber gewundert habe, unsere Religion von den Eingebornen Indiens verachtet zu sehen. Dem Wesen nach besorgt, in ihren Schoß einen Proselyten, der sich darbietet, aufzunehmen, stempelt der Missionar bei seiner zu großen Bereitwilligkeit, die Formen zu übersehen, die niedrigsten Schelmen aus den niedrigsten Classen oder Kastenlose zu Christen, zu deren Geiste kaum eine Ueberzeugung Zugang findet, wenn sie nicht durch frühe Erziehung oder Furcht eingeimpft wird. Ihr Abfall von ihrem frühern Glauben kann sich nur auf eignes Interesse und auf das Vergnügen gründen, zu essen, was sie wollen, Arack zu verschlucken, sich zur „Herren-Kaste" zu rechnen und an der Herrenreligion Geschmack zu finden. Was die Hindus dahin gebracht, von uns übel zu denken und unsere Religion als herabwürdigend zu betrachten, ist meiner Meinung nach die Aufnahme von Menschen aus den niedrigsten Kasten, von Geächteten in die Gemeinschaft, da sie solche aufs Höchste verabscheuen und ihre Berührung mit größerer Vorsicht, als wir die des Aussätzigen vermeiden. Die Eingebornen urtheilen nämlich von allen Europäern, daß sie wegen ihres „Wohlwollens gegen alle Menschen ohne Unterschied" zu den niedrigsten und weggeworfensten Kasten gehören; denn nach ihren Vorstellungen können nur Verworfene Verworfene zulassen. Aber Nichts desto weniger macht die Superiorität unseres Genius und unserer Einsicht den gehörigen Eindruck, um uns ihre Hochachtung zu sichern. Hr. Sonnerat erzählt uns, daß mehrere christliche Missionarien mit Rücksicht auf den Abscheu, welcher bei den höhern Kasten gegen die niedrigsten Statt findet, und in der Absicht, den Brahminen gleich zu erscheinen, sich geweigert hätten, mit dem verachteten Ge-

schlechte sich zu verbinden, oder es in den Schoß der Kirche aufzunehmen, daß sie aber von dem apostolischen Legaten um dieses von ihnen gemachten Unterschiedes willen sehr scharf getadelt worden, weil er sich mit den ersten Grundsätzen der christlichen Religion nicht vertrage. Die Wahrheit ist es, daß ein Hindu von Stande und Familie bei einem Religionswechsel nicht allein mit den bigotten Principien, welche in seine Natur unauslöschlich eingeschrieben sind, sondern auch mit den schrecklichen Folgen der Acht zu kämpfen hat, durch welche er jeden Gegenstand der Freude eben sowohl, als Achtung und Geburtsrecht einbüßt. Ist es also nicht völlig hoffnungslos, eine aufrichtige und wahre Bekehrung dieses Volkes zu den christlichen Grundsätzen zu erwarten? und muß es nicht doppelt unausführbar seyn, wenn die Missionarien versuchen, ihre Arbeiten auf die oben erwähnten gemeinsten Classen auszudehnen, deren Abschwörung noch eine andere Schwierigkeit herbeiführt, rücksichtlich der höhern Classen, welche es niemals über sich gewinnen könnten, mit Geächteten gleichgestellt zu werden?"

Es kann natürlich Fitzclarence's Meinung nicht seyn, daß unsere Missionarien dem großen Gebote der allgemeinen Menschenliebe zuwider, Pariahs und andere, den obersten indischen Kasten verhaßte oder wenigstens verächtliche Hindus für unfähig erklären sollen, in den Schoß der Religion Jesu aufgenommen zu werden, sondern er zeigt nur, ganz im Einklange mit Dubois, daß sogar der wahrhaft humane Geist des Christenthumes hier in Indien ein Haupthinderniß seiner Verbreitung werden müsse. Christen aber, welche das große Gebot der Liebe nicht anerkennen wollten, wären dieses Namens unwerth. Es findet also

bei gleichem Erfolge beinahe ein umgekehrtes Verfahren der in Ostindien und der auf Californien lebenden Missionarien Statt. Wenn für jene sogar durch Beobachtung der ersten Principien unserer Religion überall Schwierigkeiten entspringen; so ist bei diesen die Verachtung, welche sie gegen die Völker hegen, zu denen sie gesandt sind, ein sehr unglücklicher Umstand. Keiner von ihnen scheint sich um deren Geschichte, Gebräuche, Glauben, Sprache bekümmert zu haben. „Es sind unvernünftige Wilde, und mehr läßt sich von ihnen nicht sagen! Wer befaßte sich mit ihrem Unverstande, wer verwendete Zeit darauf?“ So reden die spanischen Franciscaner-Mönche, welche diese Missionen übernommen haben. „Dafür sterben aber auch die Indianer hier aus in furchtbar zunehmendem Verhältnisse, und ihr Stamm erlischt. Denn der Wilde kommt unbedachtsam in die Mission, empfängt da gern gereichte Nahrung, hört der Lehre zu; noch ist er frei, hat er aber erst die Taufe empfangen und gehört er der Kirche an, so schaut er mit vergeblicher Sehnsucht hinfort nach seinen heimathlichen Bergen zurück. Die Kirche hat ein unveräußerliches Recht auf ihre Kinder und vindicirt in Californien dieses Recht mit Gewalt. — — Der Wilde ist unbedachtsam, er ist unbeständig wie das Kind. Ungewohnte Arbeit wird ihm zu schwer, er bereut den Schritt, der ihn bindet, er begehrt nach seiner angebornen Freiheit. Mächtig ist in ihm die Liebe zur Heimath. Die Väter gewähren ihren Pflegebefohlnen meist zwei Mal im Jahre einige Wochen Urlaub, ihre Angehörigen und den Ort ihrer Geburt zu besuchen. Bei Gelegenheit dieser Reisen, die truppenweis unternommen werden, fallen Apostaten ab und kommen Neophyten ein; Erstere, aus denen den Spaniern die ärgsten Feinde erwachsen, suchen die Missionarien erst auf Berufsreisen mit Güte wieder zu gewinnen, und vermögen sie es nicht, so wird die bewaffnete

Macht gegen sie requirirt." *) — So weit konnte man sich bei der Erreichung eines sonst guten Zweckes hier verirren. In Ostindien geht man nicht nur humaner und christlicher zu Werke, was schon die dort obwaltenden Verhältnisse gebieten würden, sondern man hat sich auch zum Theil geschickter benommen, wenn auch noch sehr Vieles in dieser Hinsicht zu wünschen übrigbleibt. Leider scheint aber Dübois Recht zu haben, daß für jetzt mit unsrer Hilfe dort Nichts gethan sei. Zwar hat diese freimüthig ausgesprochene Ueberzeugung schon Widerspruch gefunden, denn vor Kurzem ist dem englischen Bibliographical Register zu Folge schon im Juni An answer to the Abbé Dubois in which the various wrong Principles, Misrepresentations and Contradictions contained in his Work, entitled „Letters on the State of Christianity in India," are pointed out, and **) by solid Fact demonstrated to be practicable, By the Rev. Henry Townley, Missionary to Bengal erschienen. In wiefern es Hrn. Townley gelungen seyn wird, Dübois zu widerlegen, wird die Zeit lehren; doch sollen wir aufrichtig sagen, was wir denken, so sind unsere Erwartungen von dieser Apologie des indischen Missionswesens sehr gering. Denn ist der Verfasser nicht gänzlich in eine leicht erklärliche und sehr verzeihliche Befangenheit verstrickt, so muß er dem von Dübois und andern einsichtsvollen und rechtlichen Männern gelieferten Resultaten beistimmen. Die Wahrheit wird und muß sich auch hier bewähren!

*) Adelbert von Chamisso Bemerkungen und Ansichten auf einer Entdeckungsreise unternommen in den Jahren 1815—1818 in Otto von Kotzebue's Entdeckungsreise in die Südsee und nach der Beringsstraße. 3. B. S. 20 ff.

**) Hier fehlt wohl the conversion of the Hindoos!



